
600022744P



Erinnerungen

aus dem Leben eines alten Geognosten und Ethnographen

mit

Nachrichten über die Familie Keferstein;

Skizze der literarischen Wirksamkeit

vom

Hofrathe Ch. Keferstein.



Halle 1855.
Verlag von Ed. Anton.

Meinen lieben Verwandten

und

Mitsenioren der Familie Keferstein

Herrn Friedrich Wilhelm Keferstein,

Papierfabrikbesitzer zu Sinsleben bei Ermsleben, Senior des Ilefelder Zweiges,

Herrn Christoph Ludwig Albrecht Keferstein,

Papierfabrikbesitzer zu Cröllwitz, Senior des Cröllwitzer Zweiges,

Herrn Gustav Keferstein,

Prediger zu Wickerstedt in Thüringen, Senior des Weidaer Zweiges

und

dem Mühlen- und Grundbesitzer

Benno Wilhelm Keferstein,

auf der Ottower Mühle bei Schulitz ohnweit Bromberg, meinem lieben einzigen Neffen und Stammhalter des Halleschen Zweiges,

mit innigster Liebe zum freundlichen Andenken gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Das nachstehende Büchelchen, welches dem geneigten Leser bestens empfohlen sein mag, gehört zwar in die Klasse der Biographien, oder — mit einem andern Ausdrucke — der Memoiren, die sich um die Erlebnisse eines Menschen drehen; aber gern und freimüthig will ich erklären: wie man sehr getäuscht werden würde, wenn man hier irgend interessante Situationen, Anecdoten, Aufschlüsse über Begebenheiten oder dergleichen Gegenstände suchen wollte, welche die Memoiren-Literatur pikant machen, denn das Thatsächliche meines Lebens ist entsetzlich nüchtern und prosaisch verflossen. Ich habe keine romanhaften Ereignisse durchlebt, keine Feldzüge mitgemacht, keinerlei hohe oder einflußreiche Stellen bekleidet, nicht entfernte Länder bereist, bin der Industrie ganz fremd gewesen, konnte weder neue Erfindungen machen noch weiter fortführen, überhaupt nicht eingreifen in das praktische Leben; aber ich habe tief in das wissenschaftliche Leben einzugreifen versucht, wovon ich Kunde geben und die Geschichte der Familie Keferstein als Einleitung hinstellen will.

Weil ich über 70 Jahre hier in Halle gelebt habe, mit den alten Verhältnissen ziemlich vertraut bin, manche Namen und Zustände aus alter Zeit vorführe, so kann dies vielleicht Manchem eine angenehme Erinnerung gewähren, der hier noch lebt oder

früher hier gewohnt hat. Die Zeit der Jugend liefert ja stets angenehme Reminiscenzen und ein Paar Notizen aus der Halleschen Chronik sind auch nicht ohne alles Interesse.

Mein Wirkungskreis war die Wissenschaft, der ich mein Leben weihte, die aber einen steten Kampf der eigenen Ideen gegen fremde bedingt, wenn man selbstständig auftrit, nicht zu dem großen Trosse der bloßen Nachbeter gehört. Weil ich eben eigenthümliche Ansichten verfolgt — mögen sie nun wahr oder irrig sein — trat ich den herrschenden meist entgegen, vermied aber jede persönliche Beziehung, bin mir bewußt Niemandem wehe gethan zu haben.

Das Schlachtfeld war bald die Geologie, bald die Ethnographie, Scienzen, die großen Umfang haben, weithin eingreifen und jeden gebildeten Mann ansprechen. Wiewohl der denkende Forscher immer zu eigenthümlichen Anschauungen und Resultaten kommt, die seine Individualität bezeichnen, aus deren Complex eben das Leben und der Fortschritt der Wissenschaft besteht, so habe auch ich mir meine Ideale gebildet, die Jedweder beurtheilen mag wie er will, die aber doch von der Geschichte der Wissenschaft einen Theil bilden, der zum Ganzen gehört.

Diese ethnographischen und geologischen Ideen sind gewiß nicht entsprossen aus bloßen eitlen Speculationen, sondern basiren auf ausgedehnten archäologischen, sprachlichen, geschichtlichen und andererseits geognostischen Untersuchungen. Wer nun in die nähere Begründung dieser tief in die Wissenschaft eingreifenden Ideen eine allgemeine übersichtliche Auskunft wünschenswerth erachten sollte, findet diese in den nachstehenden Blättern, wer aber in diese Gegenstände tiefer eindringen will, mag die ausführlichen Deductioen in meinen Schriften lesen. Außer meiner Biographie und

einem Abrisse meiner wissenschaftlichen Thätigkeit, habe ich hier die Nachrichten über die Familie Keferstein zusammengestellt, um sie den spätern Generationen zu erhalten und zu überliefern, da diese — die jetzo kaum noch einigen bejahrten Verwandten bekannt sein werden — sonst in kurzer Zeit verloren gehen würden, und die Glieder der großen Familie, ohne zusammenhaltende Tradition ganz auseinander fallen.

Schon seit langen Jahren fühlte ich den innern Drang, gleichsam als Historiograph unserer Familie aufzutreten, veranlaßte vor vielen Jahren meinen alten Onkel Ludwig Keferstein in Cröllwitz (geb. 1764 † 1834) mir Alles mitzutheilen, was er über unsere Familie von Alters her wissen und erfahren könnte; auch verfaßte ich Stammbäume, legte ein Familienbuch an und habe es bis jetzo fortzuführen gesucht.

Sollten diese Familien-Nachrichten eine längere Dauer haben, so mußten sie gedruckt werden, und da ich in der Familie ziemlich der einzige bin, der sich durch eine Reihe von Schriften bekannt gemacht hat, so ziemte es mir wohl, mich zu entschließen die Herausgabe dieser Familien-Nachrichten zu übernehmen, wenn diese Arbeit auch mit Aufwand von Geld und Zeit verknüpft war.

Eine bloße Aufzählung thatsächlicher Familien-Notizen wäre von nur eingeschränkten Interesse gewesen, es mußte daher dem Familienbilde ein Vordergrund gegeben werden, um den sich Alles gruppirte, zu dem sich mein verehrter Vetter Ludwig, jetziger Besitzer der Cröllwitzer Mühle gewiß am meisten geeignet hätte, aber er zeigte keine Neigung seine Biographie zu liefern, und ich vermochte über sein vorzugsweise industrielles Wirken nichts zu sagen; würden mir hierüber selbst umfassende Notizen unterbreitet sein, so hätte ich sie nicht verarbeiten, nicht lebendig darstellen können; da-

her mußte ich mich selbst in den Mittelpunkt stellen, meine Biographie liefern, die sich fast nur um meine wissenschaftliche Thätigkeit drehen konnte.

Den jetzigen Familiengliedern glaube ich einen Freundschaftsdienst erwiesen zu haben, indem ich die ganze Verwandtschaft übersichtlich vor Augen legte, und den spätern Generationen wird es hoffentlich angenehm sein, Näheres über ihre Altvordern zu erfahren, auch bleibt es wohl von allgemeinem Interesse zu übersehen, wie schnell ein Familienstamm sich in recht viele Zweige theilt, die in den verschiedensten Gegenden fortsprossen. Bis jetzt lebte die große Familie Keferstein recht harmonisch zusammen, für sie war der Stammsitz Cröllwitz das allgemeine Centrum, o! möge es auch in folgender Zeit so bleiben. An jungen Nachwuchs in unserer Familie fehlt es nicht; mögen die jungen und künftigen Geschlechter edle Sprossen sein, herrliche Blüthen tragen und der Kefersteinsche Stamm mit dem Alter immer edler werden!

Halle im März 1855.

Unsere Familie stammt ihrer Tradition nach aus Mähren, trat, wenigstens theilweise, aus der katholischen Kirche, zu den mährischen Brüdern, wurde protestantisch; mußte aber bald Mähren verlassen und übersiedelte nach Böhmen. In Folge der Religionskriege (also etwa um 1620) verließ sie auch dieses Land, zog nach Sachsen und soll hier die Papiermühle bei Waldenburg gebauet haben. In Böhmen soll es noch jetzo mehrere, zum Theil adelige Familien Keferstein, auch die Ruinen einer Burg Keferstein geben, doch habe ich über diesen Gegenstand nichts Näheres erfahren können. So viel ist gewiß, daß unsere Familie von dem Papiermacher Keferstein in Waldenburg abstammt, wie sich gleich zeigen wird; aber neben diesem muß zu jener Zeit, in der Mitte des 17. Jahrhunderts, noch eine Familie Keferstein in Sachsen geblühet haben, der unsrigen wahrscheinlich nahe verwandt, die uns aber ganz unbekannt geblieben ist, und von dieser mögen wohl die Kefersteine stammen, die mit uns in gar keiner directen Verwandtschaft stehen.

Es kam mir eine alte gedruckte, sehr ausführliche Leichenpredigt zu Gesicht, gehalten 1684 in Eilenburg, nach welcher ein Christian Keferstein, anhaltischer Amtsverwalter in Eilenburg, der 1641 starb, eine gewisse Anne Marie Rudolph geheirathet hat, die zwar unehelig, aber sehr vornehmen Ursprunges war (offenbar von dem Fürstenhause in Anhalt stammend), aus welcher Ehe am 24. Juni 1632 der Johann Rudolph Keferstein geboren wurde, bei welchem, außer andern bedeutenden Personen, auch die Fürsten von Anhalt als Pathen auftraten. Dieser heirathete den 10. November 1662 die Anne Marie Reidnitz († 1672), deren Vater Kreis-Steuer-Einnehmer in Leipzig war, aus welcher Ehe 11 Kinder entsprossen, von denen die Marie Elisabeth den Johann Gottfried Mathesius eheligte, der Pfänner und Secretair der Regierung zu Halle war.

Der erwähnte Vorfahr unserer Familie zu Waldenburg in Sachsen scheint die dortige Papiermühle nicht lange besessen zu

haben; im Laufe des dreißigjährigen Krieges kamen schwedische Truppen dahin (also etwa in den 1630ger Jahren), mißhandelten ihn und verbrannten die Mühle. Er (oder vielleicht sein Sohn) hinterließ eine Wittwe, die sich in das Städtchen Waldenburg zurückzog und 2 Söhne hatte, nämlich:

1) Johann Keferstein (geb. 1680), der als Papiermacher in die Pfalz ging, hier katholisch wurde und eine Kloster-Papiermühle erheirathete, diese aber bald verlassen mußte und zu seinem jüngern Bruder nach Cröllwitz ging, wo er 1759 starb, mit Hinterlassung mehrerer hier geborner Kinder, als a) Anne Christiane, geb. den 4. October 1722, später verheirathete Schnabel; b) Auguste Marie, geb. den 24. Mai 1725, später verheirathete Haring; c) Johann Gottfried, geb. den 9. October 1731, der sehr bald verstarb.

2) Johann Christian Keferstein, geb. 1685 (meinen Ur-Großvater); dieser kam auf die Papiermühle zu Penig in Sachsen in die Lehre, wurde ein tüchtiger Gesell, wanderte als solcher weit in der Welt herum, kam dann wieder nach Sachsen zurück und nahm Arbeit in der Muldener Papiermühle bei Freiberg in Sachsen, die dem Meister Räder gehörte, dessen Tochter Anne Christiane er bald ehelichte (etwa 1716). Er blieb nur kurze Zeit bei seinem Schwiegervater, fand bald ein anderes Unterkommen und zwar in Cröllwitz bei Halle. Hier hatte nämlich kurz vorher der Müller Kermes in Trotha eine Papiermühle gebauet die zwar nicht zweckmäßig eingerichtet war und in schlechtem Betriebe stand, aber zu den größten der damaligen Zeit gehörte; diese nahm der Joh. Christ. Keferstein in Zeit-Pacht und bezog sie 1718, blieb auch in diesem Pacht-Verhältnisse, obwohl das Eigenthum der Mühle schon 1720 an das Hallesche Waisenhaus überging. So ist, seit bald 150 Jahren, diese Mühle in den Händen der ehrenwerthen, thätigen Familie Keferstein, hat in dieser Zeit eine ganz andere Gestalt, eine sehr großartige Ausdehnung angenommen. Nur Berg, Thal und Fluß ist geblieben, sonst Alles derartig verändert, vergrößert, verbessert, verschönert, daß mein guter Ur-Großvater, wenn er jetzo die Mühle sehen könnte, sie wohl nicht wieder erkennen würde; aber erstaunen möchte er, wie aus dem geringen, von seiner Thätigkeit begründeten Anfange, so Großes herauf geblühet ist.

Er war ein höchst thätiger, umsichtiger Mann, der bald Vertrauen erweckte und in sehr guten Verhältnissen lebte. Nach dem Tode seiner Frau (etwa im Jahre 1735), mit welcher er 9 Kinder erzeugte, verheirathete er sich 1739 zum zweiten Male mit der Wittwe Susanne Hartung aus Dorenburg, die ihm noch 3 Kinder gebar. Diese 12 Kinder sind: 1) Gerhard, geb. 1717 in Freiberg*), der die Mühle in Penig besaß und eine geborne Fritz heirathete, die 1754 starb; 2) Christiane Marie, geb. den 21. April 1719 (die 1734 den Papierhändler Wetterkampf in Halle heirathete); 3) Magdalene Elisabeth, geb. den 23. Novbr. 1721 † 1724; 4) Georg Christoph, geb. den 4. Decbr. 1723 (mein Großvater); 5) Adelsunde, geb. den 29. Jan. 1726 † 1744; 6) Juliane Christine, geb. den 12. März 1728 † 1772; 7) Johann Christian, geb. den 4. Septbr. 1729 † den 30. Jan. 1805; 8) Marie Christiane, geb. den 9. Juli 1732, verheirathet 1752 an den Thalvoigt Müller in Halle; 9) Johann Gottlob, geb. den 9. Juni 1734, der die Papiermühle in Elrich kaufte; 10) Johann Simon, geb. den 27. Octbr. 1739 † den 7. Novbr. 1741; 11) Johann Christoph, geb. den 12. October 1741 † den 7. November 1741; 12) Johanne Magdalene, geb. den 29. März 1744.

Der älteste Sohn, Gerhard Keferstein, geb. 1717, erlernte das väterliche Handwerk und übernahm dann käuflich die Papiermühle zu Penig in Sachsen. Derselbe soll nicht mit seinem jüngern Bruder in Cröllwitz harmonirt haben und sei es nun deßhalb oder aus andern Gründen, so ist gewiß, daß die beiden Brüder und ihre Familien eine Verschiedenheit in der Orthographie des Namens annahmen; der Peniger und seine Familie schrieben sich Käferstein, was die eigentliche alte Orthographie zu sein scheint, der Cröllwitzer mit seiner Familie schrieb sich Keferstein.

Der Gerhard Keferstein hinterließ 2 Söhne, der jüngere desselben, der die peniger Papiermühle erhielt und 1802 starb, hatte 5 Kinder, der älteste kaufte sich eine Papiermühle in Böhmen nicht sehr entfernt von Freiberg; die folgenden Brüder Gerhard und Ludwig etablirten in Leipzig eine große Schnitthandlung, machten sehr glückliche Geschäfte, starben aber schon 1819; der vierte

*) Eine noch ältere Tochter scheint die Marie Juditha, geb. 1715, gewesen zu sein, die den Fabrikant Borchert in Repke heirathete.

Bruder verwaltete ein großes Rittergut und der fünfte übernahm die väterliche Papiermühle in Penig, starb aber schon 1802. Der zweite Sohn des Johann Christian Keferstein (mein Großvater) **Georg Christoph Keferstein**, geb. den 4. Decbr. 1723, erlernte ebenfalls das Papiermacher-Handwerk zu Cröllwitz, wurde Lehrjunge, als solcher losgesprochen und zum Gesellen erklärt, ging dann auf die Wanderschaft, bereiste Deutschland, Holland und Dänemark, lernte die Einrichtung näher kennen in den berühmtesten und größten Papiermühlen und unterstützte hierauf seinen Vater in Cröllwitz. Da dieser allmählig alt und schwach wurde, so übernahm er 1749 die Pachtung der Mühle auf eigene Rechnung und betrieb sie mit großer Thätigkeit und Einsicht.

Jede Zeitpacht hat große Uebelstände und giebt keinen festen Boden. Und um einen solchen zu gewinnen, unterhandelte er mit dem Halleschen Waisenhause, und es glückte ihm, die Mühle im Jahre 1764 in Erbpacht zu erhalten, wodurch er so gut als Eigenthümer wurde, freie Hand zu allen Veränderungen erhielt und den Besitz der Familie sicherte.

Am 11. Mai 1751 verheirathete er sich mit der Tochter des Pastors Jacobi in Beckenstädt, Christiane Henriette († den 22. Septbr. 1806)*) mit welcher er in einer eben so langen, als glücklichen Ehe lebte; sie war eine höchst thätige, tüchtige Hausfrau, die nie aus dem gewohnten, alten, bürgerlichen Kreise heraustrat, und noch bei ihrer goldenen Hochzeit, — umgeben von einer sehr vorgeschrittenen Welt — das alte einfache Häubchen und die gewohnte Contouche trug, wie ein halbes Jahrhundert zuvor.

Wenige Jahre nach der Verheirathung brach der siebenjährige Krieg aus (1756—1763), in dessen Laufe die Mühle mehrere Male vom Feinde heimgesucht und geplündert wurde, aber die Verluste ersetzten sich bald; das Geschäft blühete immer schnell wieder auf,

*) Deren ältere Schwester war an den Prediger Dolcius zu Giebichenstein bei Halle verheirathet, ihr Sohn, der Dr. med. Dolcius in Halle, starb frühzeitig mit Hinterlassung einer Tochter Emilie, die noch in Halle lebt. Ihre jüngere Tochter war an den Justiz-Commissar Räpprich verheirathet und eine ältere Tochter an den Dr. med. Delius in Osterwick, bei dessen frühzeitigem Tode, dessen einzige Tochter, Auguste Delius, bei der verwittweten Professorin Krause erzogen wurde und sich 1815 mit meinem Bruder Wilhelm, Prof. in Thorn, verheirathete.

mein Großvater wurde ein wohlhabender, und war stets ein sehr geachteter Mann. Damals, in den Kriegszeiten, kaufte er die Ihlefelder und Stolberger Papiermühle.

Aus dieser glücklichen Ehe entsproßten 17 Kinder und zwar:

1) Joh. Christian Friedrich Keferstein, geb. den 4. März 1782, wurde (1779) Königl. Landbaumeister zu Brandenburg und als Schriftsteller im Baufache bekannt, verheirathete sich 1777 mit der Tochter des dasigen Stadt-Directors Schlütte (geb. den 9. Septbr. 1754) und starb 1805 als sehr geachteter Mann, mit Hinterlassung von 8 Kindern.*)

2) Johann August Lebrecht, geb. den 19. Octbr. 1753, starb unverheirathet 1781 in der Papiermühle zu Ihlefeld die er administrirte, er war ein ausgezeichneter Papiermacher, der in Deutschland zuerst die sogenannten Preßspähne herstellte.

3) Gabriel Wilhelm, geb. den 16. Septbr. 1755, **mein Vater**, von dem weiter unten ausführlich die Rede sein wird.

4) Christian Ernst, geb. den 11. Mai 1757, studirte Theologie, übernahm dann wider seine Neigung die Papiermühle zu Ihlfeld, ohnweit Nordhausen, am Harze, wo er mit vielem Ungemach zu kämpfen hatte, verheirathete sich 1781 mit der Tochter des Papierhändlers Ziegler in Halberstadt, starb den 13. Aug. 1812**) in höchst gedrückten Verhältnissen.

*) Die Kinder dieses Stammes sind: a) Caroline Friederike Henriette, geb. den 13. Decbr. 1778, verheirathet zuerst mit dem Dr. Wilke in Brandenburg (aus welcher Ehe der Justizrath Wilke in Halle stammt) später mit dem Gerichtsamtmann Meyer in Wilsnack; b) Caroline Wilhelmine, geb. den 19. Novbr. 1780, verheirathet (1801) an den Prediger Bindewald in Barnewitz (woher der Justizrath Moritz Bindewald in Roßla stammt); c) Friedrich Lebrecht, geb. den 25. Juli 1785, Kaufmann in Potsdam; d) Carl Ludwig, geb. den 17. Octbr. 1787, † 1790; e) August Wilhelm, geb. den 4. Septbr. 1789, Kaufmann in Berlin, † 1852; f) Carl Ludwig Ferdinand, geb. den 8. Novbr. 1791, † 1815 als Soldat; g) Carl Gustav, geb. den 6. Decbr. 1792, Registrator in Potsdam; h) Friederike Wilhelmine, geb. den 8. April 1794 († den 7. April 1830), verheirathet an den Professor Giesebrecht († 1832), Director des grauen Klosters in Berlin.

**) Er hinterließ 12 Kinder, als: a) Friederike, verheirathet zuerst an den Papiermacher Illich, dann an den Papierhändler Penk in Nordhausen, aus welchen beiden Ehen mehrere Kinder entsproßten; b) Friedrich Wilhelm, geb. den 13. März 1785, ein besonders thätiger und ehrenwerther Mann, er übernahm nach langen Reisen die ganz herabgekommene väterliche Papiermühle, erhielt sie, übergab sie später der Familie, pachtete 1820 die Papiermühle bei

5) Joh. Carl Emanuel, geb. den 1. Decbr. 1758, † den 14. April 1781, Buchhändler.

6) Heinrich Ferdinand, geb. den 19. Octbr. 1760, † den 13. März 1814 unverheirathet, als Candidat der Theologie.

7) Anton Christoph, geb. den 1. April 1762, † 1767.

8) Philipp Sebastian Ludwig, geb. den 10. Jan. 1754, erlernte das väterliche Gewerbe, machte bedeutende Reisen, etablirte 1790 in Halle eine große Papierhandlung, die jetzt noch besteht (vom Sohne betrieben), vermählte sich den 14. Octbr. 1790 mit der Tochter des Papierfabrikanten Drewsen in Lachendorf bei Celle, Rahel Charlotte (geb. den 14. Mai 1765, † den 17. März 1845). Nach dem Tode des Vaters übernahm er den 4. Jan. 1802 die Papiermühle zu Cröllwitz. Ihn trafen bald schwere Unglücksfälle. Im Kriege vom Jahre 1806 wurde das preußische Regiment Treskow vorzüglich auf seiner Mühle vernichtet, und Vieles zerstört. Von diesen Schicksalsschlägen konnte er sich nicht wieder erholen, blieb in gedrückten Verhältnissen und bekleidete unter der westphälischen Regierung den Posten eines Canton-Maire (Landrath). Er überließ 1820 seinem ältesten Sohne Ludwig die Mühle, alle Grundstücke, wie auch die Papierhandlung und starb den 1. Jan. 1834, mit Hinterlassung von 6 Kindern.*)

Meisdorf im Selkethale, kaufte später (1838) eine Mahlmühle zu Sinsleben bei Ermsleben, gestaltete sie (1846) zur Papiermühle um und hat neuerlich hier eine Maschine aufgestellt. Er verheirathete sich 1822 mit Louise Auguste Meyer aus Scharzfeld, aus welcher Ehe 12 Kinder entsproßten; c) Emilie, geb. 1787, † 1825; d) August, geb. 1789, † 1833; e) Louise, geb. den 12. März 1791, verheirathet an den Justizamtmann Rüdiger zu Duderstadt; f) Georg, geb. 1793, † 1812 als Soldat in Rußland; g) Carl, geb. den 7. Jan. 1795, Papiermacher, Pächter der Papiermühle bei Mühlhausen, verheirathet seit 1826 mit Louise Kattenbracker; h) Wilhelm, geb. 1797, Amts-Assessor zu Winsen an der Löhr ohnweit Hamburg im Hannöverschen, verheirathet seit 1829 mit Amalie Kraut; i) Albrecht und k) Bodo, beide früh verstorben; l) Moritz, geb. den 26. Novbr. 1805, jetzt (seit 1853) Besitzer der Papiermühle zu Ihlfeld, verheirathet mit Henriette Kattenbracker; m) Wilhelmine, geb. den 3. Juni 1806, verheirathet an den Pastor Fuchs zu Schmiedeberg bei Torgau.

*) Kinder dieser Ehe sind: a) Christoph Ludwig, geb. den 10. April 1792, jetziger Besitzer der großen Papierfabrik in Cröllwitz; b) Marie Charlotte, geb. den 6. Mai 1793, heirathete den 17. Juli 1833 den mit ihr zwanzig Jahre versprochenen Dr. med. Weber in Rostock, † 1838; c) Louise

9) Wilhelmine, geb. den 3. Juli 1765, verheirathet seit Octbr. 1786 mit dem berühmten Professor der Geschichte Christoph Krause in Halle († 1799), in kinderloser Ehe, starb am 4. Juli 1829.

10) Caroline, geb. den 1. Juli 1767, verheirathet am 1. Juni 1791 mit dem berühmten Botaniker Professor Curt Sprengel in Halle (geb. zu Boltikow in Pommern den 3. August 1766, gest. zu Halle den 15. März 1833, dessen Mutter eine Schwester von Joh. Aug. Adelung war), sie starb den 27. Novbr. 1829 mit Hinterlassung von 3 Kindern.*)

11) Joh. Friedrich, geb. 1769, † 1777.

12) Justinus, geb. 1770, † 1774.

13) Gustav Emanuel, geb. 1771, Papiermacher, Factor zu Cröllwitz, starb unverheirathet den 11. April 1805.

14) Heinrich Christoph Adolph, geb. den 4. August 1773, übernahm 1802 die Papiermühle zu Weida bei Gera, heirathete 1798 die Tochter des Prediger Schwalenberg aus Börsel bei Halberstadt, überließ die Mühle seinem Sohn, lebte als Privatmann in Weida, starb 1853, 80 Jahr alt, in sehr gedrückter Lage, obwohl er sich als Erfinder der ersten deutschen Papiermaschine einen historischen Namen erworben hat. Ihm sind 4 Kinder geboren.**)

15)—17) Drei Söhne, die im Kindesalter starben.

Ernestine, geb. den 20. Jan. 1795, verheirathet am 19. Novbr. 1815 mit dem Dr. med. Weber zu Halle; d) Auguste Albertine, geb. den 1. Juli 1796, verheirathet den 19. Decbr. 1816 mit dem Oberförster Dietrichs zu Reiffenstein bei Mühlhausen, † den 16. Mai 1822; e) Ernst Hermann August, geb. den 2. April 1797, seit 1827 Papierhändler, jetzt Bankier in Merseburg, verheirathet seit dem 16. Octbr. 1830 mit Hilda Leich; f) Lebrecht Adolph Orlando, geb. den 19. Novbr. 1802, Besitzer der Papiermühle zu Köpnick bei Berlin, verheirathet den 18. Septbr. 1828 mit Caroline Emilie Gleisberger; † im Octbr. 1836.

*) Die Kinder dieser Ehe sind: a) Wilhelm Sprengel, geb. den 14. Jan. 1792, Professor der Medicin zu Greifswalde, verheirathet im Septbr. 1819 mit Caroline Gudicke aus Rathenow, starb schon im Novbr. 1828; b) Gustav, geb. im Mai 1794, Stadtrath in Naumburg, verheirathet den 27. April 1823 mit Bertha Batschke, † zu Halle den 1. Novbr. 1840; c) Anton, geb. den 11. Septbr. 1803, Dr. legens in Halle, Botaniker, † 1850 als Soldat in Schleswig.

**) Diese Kinder sind: a) Gustav Keferstein, geb. den 13. Decbr. 1799, Dr. der Philosophie, früher Prediger zu Jena, jetzt zu Wickerstädt im Thü-

Mein ehrwürdiger Großvater führte ein frommes, langes Leben, er starb 1802 in dem hohen Alter von 79 Jahren als ein rüstiger Greis, nachdem er 1801 seine goldene Hochzeit feierlich begangen hatte, im Kreise von 8 Kindern, 32 Enkeln und 5 Urenkeln, die ein von Lafontaine gedichtetes Festspiel aufführten.

Sein Sohn Ludwig, geb. 1764, übernahm sogleich die Mühle, in der er viel bauete, auch neue Wohn- und Wirthschafts-Gebäude, entfernt von der Mühle, im Dorfe da aufführte, wo sie jetzt stehen und vor den Wasserfluthen geschützt sind. Ihm leuchteten — wie erwähnt — keine glücklichen Sterne; statt vorwärts, ging das Geschäft mehr und mehr rückwärts, er sah sich endlich gezwungen, seine Grundstücke zu Cröllwitz und Halle im Jahre 1820 seinem ältesten Sohne Ludwig, geb. den 10. April 1792, für 36,000 Thaler käuflich zu überlassen und lebte, von der Welt zurückgezogen, in dem neu erbauten Wohnhause, wo er 1834 verstarb.

Dieser, sein ältester Sohn Ludwig, der jetzige Eigenthümer, war gelernter Papiermacher, folgte in den Freiheitskriegen seit 1813 den Preußischen Fahnen, machte die Feldzüge gegen Frankreich mit, und war lange geachteter Officier in Schlesien stationirt. Um die väterliche Mühle nicht in fremde Hände kommen zu lassen, entschloß er sich das Wagstück zu versuchen, ohne weitere Mittel als seine Thätigkeit und seinen ehrlichen Namen in seines Vaters wenig beneidenswerthe Stelle zu treten. Er übernahm die Mühle unter höchst schwierigen Verhältnissen, die um so übler wurden, als am 23. Octbr. 1823 die fast neu hergestellte Mühle bis auf den Grund abbrannte. Auch hierdurch verlor er den Muth nicht; sein schon fest gegründeter Credit, den er sich zu erwerben gewußt hatte, wurde nicht erschüttert und verschaffte neue Mittel. Die Mühle wurde größer, zweckmäßiger aufgebaut, bald Eine Maschine, dann eine zweite aufgestellt, die alte Art Papier zu machen, wie das alte handwerkmäßige Wesen ganz beseitiget, alle Fortschritte der mechanischen und chemischen Wissenschaften wußte er klug zu benutzen und so das Geschäft in die unendlich glückliche, blühende Lage zu bringen, in der es sich jetzt befindet, wo in neuen, höchst zweckmäßigen Räu-

---

ringischen, bekannt als Schriftsteller im Fache der Musik, verheirathet den 2. März 1824 mit Emilie Schieferdecker aus Dresden, aus welcher Ehe 1 Sohn und 3 Töchter leben; b) Wilhelmine, geb. 1800, † 1835; c) Laura, geb. 1803, verheirathet an den Lehrer Reichard in Weida; d) Hermann, geb. 1817 Papiermacher.

men (1853) die dritte Maschine in Thätigkeit gesetzt ist. Aber selten wohl hat ein Mann so sehr wechselnde Schicksale, so große Sprünge von Unglück zum Glück, von Armuth zum Reichthum erlebt, als mein verehrter Vetter Louis.

Am 1. Jan. 1824, in der ungünstigsten Zeit, verheirathete er sich mit Emilie Pauline Reinboth aus Kreisewitz in Schlesien (geb. zu Miglau 1805) und lebt in einer langen, in jeder Hinsicht glücklichen Ehe, umgeben von 9 blühenden Kindern und mehreren Enkeln.*)

Mein verehrter Vetter ist ein eben so thätiger als einsichtsvoller, ein in jeder Hinsicht ehrenwerther, angesehener und reicher Fabrikherr, der frei und allein gebieten kann über seine Arbeiter, die nur in gewöhnlichen Dienstverhältnissen zu ihm stehen; abgestreift und erloschen sind alle die uralten Beziehungen des Handwerkes, es giebt keine Lehrjungen, Gesellen und Meister mehr, denn alle ihre Arbeiten versieht ja die Maschine; es giebt keinen Handwerksgruß mehr, der dem Wanderer Unterstützung sicherte.

Die Papiermühle zu Cröllwitz hat eine unendlich reizende Lage. Unmittelbar an der Saale stehen die weitläufigen Fabrikgebäude, die früher auch zu Wohn- und Wirthschaftshäusern dienten, daran grenzte eine Wiese und der Garten, den erst mein Großvater anlegte, wo er, vor etwa einem Jahrhundert, fast zuerst in hiesiger Gegend Kartoffeln baute, die bei seinen Leuten nur schwer und allmählig Eingang fanden. Die jetzigen sehr geräumigen und sehr schön eingerichteten Wohn- und Wirthschaftsgebäude, am Ende des Gartens, existirten früher nicht, erst in Folge der großen Wasserfluth von 1799 begründete sie mein Onkel und der jetzige

---

*) Die Kinder dieser Ehe sind: a) Ludwig, geb. den 26. Octbr. 1824, verheirathet seit 1848 mit Alida Oswald aus Hamburg, Papierfabrikant, associirt im väterlichen Geschäft, wohnhaft in Cröllwitz, aus welcher Ehe bereits 2 Kinder hervorgegangen sind; b) Otto, geb. den 23. Decbr. 1825, Lieutenant der Landwehr, Gutspächter zu Biesenrode im Mansfeldischen, verheirathet 1851 mit Emilie Sander aus Beesen, ohnweit Halle; c) Julius, geb. den 6. April 1827, gest. den 15. März 1828; d) Clara, geb. den 30. Octbr. 1829, verheirathet den 18. Octbr. 1846 mit dem Dr. med. Reil in Halle; e) Ernst, geb. den 9. Mai 1830, Oeconom; f) Paul, geb. den 12. Decbr. 1831, Oeconom; g) Albert, geb. den 12. März 1834, Maschinenbauer; h) Sophie, geb. den 2. Jan. 1836, gest. in demselben Jahre; i) Curt, geb. den 28. August 1837; k) Max, geb. den 1. April 1840; l) Bruno, geb. den 31. Decbr. 1841.

Besitzer hat sie außerordentlich erweitert, den Garten mit der Wiese zu einem reizenden Park umgebildet und schöne Gewächs- und Treibhäuser angelegt. Zu der Fabrik gehören noch: ein Gut im Dorfe, wo Arbeiter wohnen; ein 1848 neu- und sehr schön gebautes Wohnhaus für den ältesten Sohn; ein großer Wirthschaftsgarten, ohnweit desselben, und eine Reihe neuer großer Wohngebäude am Fuße des Ochsenberges für Arbeiter.

Der Tod meines Großvaters und sein Walten in der stets klappernden Mühle liegt kaum 50 Jahre hinter der jetzigen Zeit, aber unendlich haben sich in dieser kurzen Periode die Verhältnisse geändert, ein solcher patriarchalischer, zunftmäßiger Haushalt, wie er damals statthatte, wird jetzt wenig noch zu finden sein.

Mein Großvater war nicht bloß Handwerksmeister, der sein Geschäft verstand und verbesserte, er war auch ein gebildeter, kenntnißreicher Mann, der eine ausgezeichnete Bibliothek, besonders von historischen Werken hatte, die er fleißig studirte, er wußte sich wissenschaftlich mit seinen Gästen zu unterhalten, an denen es um so weniger fehlte, da sein Haus ein sehr gastfreies und Jeder besonders am Sonntage willkommen war, nur mußte er sich in die Hausordnung fügen. Dieser Umgang mit Fremden, mit Gelehrten und Hochgestellten, schied ihn aber nicht von seinen Zunftgenossen, von den Gesellen und Lehrburschen. Alle bildeten zusammen eine wohlgegliederte Familie, in welcher die Religiosität den Grundton angab. Sonntags versammelte sich die ganze Familie, nebst dem Besuche, der sich einfand, zum Mittagbrod und von etwa 1790 bis zum Jahre 1802 nahm ich, als Enkel, an diesen Mahlen regelmäßig Antheil.

Jeden Sonntag ging am Morgen Alles aus der Mühle, mein Großvater an der Spitze, zur Kirche nach Giebichenstein; hier, im Pfarrhause, bei dem ehrwürdigen Pastor Dolcius, dem Schwager des Großvaters, versammelten sich gewöhnlich während der Kirche die Hallenser, die an dem Mittagbrod in Cröllwitz Theil nehmen wollten; und nach Beendigung des Gottesdienstes, zogen Alle nach Cröllwitz, der Mühle zu, wo es um 12 Uhr zu Tische ging. Gespeist wurde in 3 an einander stoßenden Räumen, die höchst einfach, ganz altväterlich eingerichtet waren; zuerst trat man in die sehr große Gesellenstube, wo die Lehrburschen und Gesellen ihren Platz hatten, deren Zahl 50—60, auch wohl mehr betrug;

dann folgte ein kleines Zimmer, das bei Mangel an Platz aushalf, hierauf die Herrenstube, für die Familie und die Fremden, die meist 40 und mehr Plätze einnahmen. Oben an saß der alte, ehrwürdige Großvater, meist in seinem Schlafrocke, mit der Großmutter, die nach uralter Tracht, aber reinlich und nett gekleidet war, mit der kleinen leinenen Mütze auf dem Kopfe, an der aller Wechsel der Moden spurlos vorbei ging, die aber eine würdige Matrone, eine unendlich tüchtige und thätige Hausfrau war, welche bei ihrer zahlreichen Familie die so große, ausgedehnte Wirthschaft ohne fremde Hülfe mit einer gewöhnlichen Köchin und Hausmagd führte und doch Alles in bester Ordnung hielt.

Waren die Speisen nun aufgetragen, so stellte sich Jedweder an seinen Platz, es begann ein sehr langes Gebet durch alle drei Zimmer, was etwas Musikalisches und sehr Erhebendes hatte, weil, nach althergebrachter Weise, bald Alle, bald nur Wenige sprachen, die Worte bald stark, bald nur wenig betont wurden.

An dem Herrentische saßen zu meiner Zeit gewöhnlich, außer dem Prediger zu Giebichenstein, die Großeltern und Eltern, meine 5 Onkels, die Professoren Krause und Sprengel, Papierhändler Ludwig, Theologe Ferdinand und Papiermacher Adolph (der sich viel mit einer Flugmaschine beschäftigte und einen enormen Vogel gebaut hatte, mit dem er fortfliegen wollte); die Frauen der Verheiratheten und die Enkel fehlten nicht. Verwandte der großen Familie, Besuchende und Fremde fanden sich immer, daher dieser Herrentisch stets überfüllt war. Die Speisen desselben waren kräftig und gut bereitet, aber eben nicht verschieden von denen des Gesellentisches, daher sehr einfach. Der alte Großvater holte sich ein Bierglas voll Wein, worin ein Stück Zuckerkant lag, auch wurde wohl noch ein Glas oder eine Flasche Wein für die Gäste gebracht, übrigens Bier herumgereicht, das auch die Gesellen erhielten.

Nach Tische folgte ein allgemeines Gebet ganz in der Art wie vor dem Essen, dann begaben sich alle in die Gesellenstube, wo unter allgemeiner Andacht eine Predigt verlesen wurde, früher von meinem Großvater, später durch den Theologen Keferstein, oder eine sonst geeignete Person.

Die Großeltern ruhten hierauf in ihrem Zimmer, die übrige Gesellschaft zerstreute sich, ging in den Garten, und der Kinder Tummelplatz war meist auf dem Ochsenberge hinter der Mühle;

die Onkels besuchten gewöhnlich mit den Gesellen die Kegelbahn, die sehr schön auf der nahen Höhe lag, wogegen man im Winter meist zu den Karten griff. Durch dieses Zusammenleben des Meisters und seiner Familie mit den Gesellen wurden diese selbst gebildet, verloren ihre etwaige Rohheit und besuchten nicht die Wirthshäuser, die den jetzigen Fabrikarbeitern oft so verderblich werden.

Uebrigens hielt der Großvater ein scharfes Regiment, in der Mühle wie in der Familie, er hatte stets den Zollstock bei sich, der uns wilden Jungen oft fühlbar gemacht wurde.

An den Familien-Festen nahmen auch die Gesellen Theil, und zu den Zunft-Festen, wenn z. B. ein Lehrjunge losgesprochen und mit allen Formalitäten des Handwerks zum Gesellen erklärt wurde, war die ganze Familie eingeladen; so bildeten Meister, Gesellen und Lehrlinge gleichsam eine große Familie, ein patriarchalisches Ganzes, was auf die jungen Gemüther einen wohlthätigen, nachhaltigen Eindruck ausübte; alle Theile standen in harmonischer Gliederung, nicht in zu grellen Abständen; es herrschte eine allgemeine Zufriedenheit, es existirte nicht der Neid und die Unzufriedenheit, die sich jetzt so leicht bei den freien Arbeitern gegen den Herrn der Fabrik einfinden, dessen Einkommen oft freilich auch nicht im Verhältniß steht zu dem Lohne jener.

In der neuen industriellen Zeit haben sich alle jene Verhältnisse völlig umgestaltet; der Dampf setzt drei Maschinen in Bewegung, welche die Arbeit von vielen Hundert Gesellen auf das Pünktlichste verrichten; für die Menschenhände bleibt nur als Nebenbeschäftigung übrig, die Maschinen mit dem nöthigen Materiale zu versehen und das fertige Papier zur verkäuflichen Waare herzurichten. Früher brauchte man zu dem weißen Papiere auch feine, weiße, derbe Lumpen und verwandte die groben, gefärbten nur zu den schlechten Sorten und zur Pappe. Jetzt entfärbt man die Lumpen auf chemischem Wege, fertigt aus früher schlechtem, unbrauchbarem Material, ein weißes, feines, schön ins Auge fallende Papier.

Es macht der Wissenschaft alle Ehre, die durch Kunst gefärbten Stoffe, die Lumpen, durch Anwendung anderer scharfer Mittel künstlich wieder ganz zu entfärben; es ist allerdings ein hoher Triumph der Mechanik, ein so complicirtes Kunstwerk hervorzubringen, als eine Papier-Maschine, die arbeiten zu sehen ein wahres, ein hohes Vergnügen ist; ob aber die menschliche und staat-

liche Gesellschaft dadurch etwas Reales gewonnen hat, scheint mir doch zweifelhaft. Besser, dauerhafter, zweckmäßiger ist das Papier wohl nicht geworden, aber ein gefälliges, das Auge bestechenderes Aeußere hat es bekommen. Es ist wahr, für den Preis, für den man sonst graues, grobes, aber sehr haltbares Papier kaufte, erhält man jetzt ein weißes und glattes. Was das Publicum durch die vorgerückte Industrie wie durch die Maschinen gewonnen, dürfte vorzugsweise der billigere Preis sein, den man jetzt überall erstrebt; aber die Fabrikanten, die zur rechten Zeit Maschinen anlegten, haben ungeheuer gewonnen, wogegen die kleinen Papiermühlen ganz heruntergekommen, zum Theil schon eingegangen sind; der so wichtige Gesellenstand wird hier, wie in fast allen Gewerben mehr und mehr vernichtet. Der reiche Fabrikherr in jedem Industriezweige hat doch nur freie Arbeiter in Dienst, von denen manche allerdings hoch bezahlt werden; diese stehen aber nicht in dem Handwerksverband und verfallen leicht dem Proletariate, welches den Communen und dem Staate stets drohender wird. Die große, blühende Fabrik gewährt dem Besitzer oft ein Einkommen, welches weit über die bürgerlichen Verhältnisse hinausgeht, sie ist aber allen Wechselfällen der Erfindung, der Zufälligkeit und der Conjuncturen unterworfen, übt auf die allgemeinen staatlichen Beziehungen vielleicht einen mehr schädlichen als wohlthätigen Einfluß aus, schon durch die Vernichtung des Mittelstandes, des wichtigsten im Staate, durch den krassen Gegensatz von Herrn und ganz frei stehenden Arbeitern.

Der Einzelne hat sich natürlich in die Zeit zu fügen und darf nicht stehen bleiben; er muß vorwärts schreiten, mit dem Strome schwimmen, aber der denkende Mann wird sich neben der Lichtseite auch die Schattenseite der großartigen, immer mehr sich ausbreitenden Maschinen-Industrie nicht verhehlen.

Wie mit dem Papiere, ist es auch mit andern Gegenständen, z. B. sind die wollenen und baumwollenen Waaren unendlich billig, aber meist eben so viel unhaltbarer und schlechter geworden. Will man die alte, gute Qualität, so muß man sie theurer als früher bezahlen. Indem überhaupt die Arbeit jetzt meist nicht mehr gehörig organisirt ist, besonders durch das verderbliche Patentwesen, das aus Frankreich uns zugeführt wurde, erhebt die Hydria des Proletariates ihr Haupt, das schwer niederzuhalten sein wird; aber die

alte Organisirung der Arbeit wieder einzuführen, mag freilich die größten Schwierigkeiten haben.

Als ältester und treuester Freund stand meinem Großvater Keferstein, seit seiner Jugendzeit, ein sehr würdiger Mann zur Seite, der Rathsmeister Christian Salfeld in Halle, geb. 1720, der manche Schicksals-Prüfungen erlebt hatte. Sein Vater war ein sehr angesehener, reicher Kaufmann in Quedlinburg, wo ihm mehrere der größten Häuser gehörten. Nachdem dessen ältester Sohn Christian die Schule absolvirt hatte, schickte er ihn als Student nach Jena, wo er seinen Verhältnissen gemäß auftreten sollte, ein Reitpferd und einen sehr anständigen Wechsel erhielt. Er hatte aber seine Studien in Jena noch nicht vollendet, als sein Vater fallirte und er nun sehr beschränkt auftreten mußte, da fast alle Unterstützung von Hause wegfiel. Er ging später nach Halle, wurde bald als Actuar im Amte Giebichenstein angestellt und versah auch die Stelle eines Privatsecretairs bei dem damaligen Domainen-Pächter, dessen steter Gesellschafter er war. Die hierdurch gewonnenen Annehmlichkeiten hatten auch ihr Unangenehmes, denn sein Principal hatte manche Eigenthümlichkeit, er war z. B. für die Kälte unempfänglich, und sein Secretair mußte mit ihm, auch bei strengster Kälte, im ungeheizten Zimmer essen und nach Tische mit ihm in ungeheizter Stube Billard spielen.

Hier etwa, in der Zeit von 1740—1750, lernte der Actuarius Salfeld in Giebichenstein den Papiermacher-Meister Keferstein in Cröllwitz kennen und es wurde ein Freundschaftsbund geschlossen, den erst der späte Tod trennte. Der Christian Salfeld (mein Großvater mütterlicher Seits) bekam später eine Anstellung in Halle und wurde bald Rathsmeister, welchen Posten er bis an seinen Tod (den 5. März 1805) bekleidete und stets in höchster Achtung stand.*) Er verheirathete sich mit Dorothea Friederike Gaden (geb. den 21. Febr. 1732), deren Bruder der hiesige Rathsmeister Jo-

---

*) Der jüngere Bruder meines Großvaters Salfeld, wurde Justizamtmann zu Erdeborn im Mansfeldischen, wo er mit Hinterlassung zweier Kinder starb. Der Sohn erhielt des Vaters Stelle, lebt dort noch in hohem Alter als Pensionair (ist Vater mehrerer Kinder); die Tochter verheirathete sich mit dem (früh verstorbenen) Justiz-Assessor Riemer in Magdeburg und der einzige Sohn die-

hann Carl Gaden (geb. den 29. März 1735) war, der in sehr hohem Alter und unverheirathet 1807 starb. Aus dieser Ehe ging nur Eine Tochter hervor, Margarethe Christiane Salfeld, geb. den 22. Novbr. 1759, meine Mutter.

Mein Vater, Gabriel Wilhelm Keferstein, geb. den 15. April 1755 (wie erwähnt, das 3. Kind meines Großvaters) zeigte früh schon Fleiß und Talent, erhielt den ersten Unterricht durch Hauslehrer, kam 1765 auf die lateinische Schule des Waisenhauses, später auf das Stadt-Gymnasium unter dem Rectorat von Jani. Er wurde hier der Liebling des Rathsmeisters Salfeld, der sich bald entschloß, an dem Sohne seines Jugendfreundes Vaterstelle zu vertreten, und nahm schon 1769 den jungen 18jährigen Wilhelm Keferstein in sein Haus. Er behandelte ihn ganz als Sohn, wohl in der Hoffnung, daß die Liebe der Eltern auf die Kinder übergehen möge und eine dereinstige Heirath mit der damals 10jährigen Tochter statthaben könnte, deren Mutter früh gestorben war, an deren Stelle die unverheirathete Schwester des Großvaters Salfeld die Wirthschaft führte, die in hohem Alter in unserm jetzigen Kefersteinschen Hause (Nr. 917) starb, welches mein Großvater 1764 (aus dem Gasserschen Concours für 2000 Thlr. in altem Golde) gekauft hatte. In diesem Haushalte meines Großvaters ging es noch zu meiner Zeit sehr steif und gemessen zu; uns, seine Enkel, redete er mit Du an, aber unsere jungen Freunde, auch aus den besten Familien, wurden Er genannt. Ziemlich verschlossen war uns der Garten, der im Geschmack jener Zeit, mit Statuen aus Sandstein geschmückt war, enge Wege, aber viele kleine Blumenbeete und einen ausgezeichneten Nelken-Flor hatte, den ein eigener Gärtner sehr in Ordnung hielt, der zugleich Bedienter war.

Mein Vater war sehr fleißig und beim Abgange von der Schule vertheidigte er mit vielem Beifall eine Dissertation, de immortalite animi, aus deren Thema schon der religiöse Sinn hervorgehet, der ihm sein ganzes Leben hindurch innewohnte, ihm Seelenruhe und großen Segen brachte. Diese tüchtigen Schul-Studien blieben ihm in steter Erinnerung; noch bis zu Ende des Lebens las er mit besonderm Vergnügen die lateinischen Autoren, und sprach mit uns Kindern gern und ein fließendes Latein.

---

ser Ehe ist der jetzige ausgezeichnete Rechtsanwalt, Justizrath Riemer hier in Halle, der eine starke Familie hat.

Er bezog 1772 in sehr jugendlichem Alter die Universität, wo er Jura studirte, nebenbei auch Geschichte, Mathematik und Philosophie trieb; er verließ sie 1775, indem er unter großem Beifall seine juridische Dissertation: de jure provocationum plurium Germaniae populorum usque ad Caroli magni aetatem vertheidiget hatte. Zu seiner Zerstreuung und um wo möglich gleich das große Examen zu machen, reiste er 1776 nach Berlin, wo er den feierlichen Einzug des russischen Großfürsten, nachherigen Kaisers Paul, zu sehen Gelegenheit hatte und erhielt wenig später, 1778, die Advocatur für den Saal- und Mansfeldischen Kreis, die ihm schnell eine große Praxis gab. Er durchlebte bald den wichtigen Act der Einführung des preußischen Landrechts und wurde in dessen Folge 1781 Justiz-Commissar und Notar zu Halle.

Er hatte nun ein gesichertes Auskommen und verheirathete sich den 8. Octbr. 1782 mit Christiane Salfeld, mit welcher er 12 Jahre in einem Hause, fast als Bruder und Schwester, gelebt hatte; er erfüllte so den Wunsch der beiderseitigen Eltern. Diese, auf gegenseitige Achtung, Liebe, lange und genaue Bekanntschaft basirte Ehe, war in jeder Hinsicht und stets eine eben so glückliche als segensreiche. Meine verehrte Mutter, die weder durch Schönheit noch Geist glänzte, war eine treffliche, sparsame Hausfrau, eine treue Gattin und zärtliche Mutter, die auch in den schwierigsten Verhältnissen, selbst bei feindlicher Plünderung, nicht verzagte, stets Geistesgegenwart behielt und stets einen klaren, richtigen, practischen Verstand zeigte.

Die Talente und die Redlichkeit meines Vaters, verschafften sich bald von vielen Seiten Anerkennung; er wurde schon 1784 zum Hoffiscal ernannt, um die Rechte des Staates und des Königs wahrzunehmen, und 1786 zum Beisitzer des hiesigen alten, hochberühmten Schöppenstuhles, der einen wichtigen Gerichtshof bildete für weite Gegenden, besonders für die sächsischen und anhaltischen Länder.

Bei dem hiesigen Magistrate hatte Heinrich Philipp Goldhagen seit 1777 das Syndicat verwaltet und als dieser 1786 zum Rathsmeister in Vormundschaftssachen befördert wurde, erhielt mein Vater dessen Stelle, trat als Syndicus in den hiesigen Magistrat, der aus den ehrenwerthesten Männern bestand, wie Barkhausen, Thebesius, Lichotius, Salfeld, Gaden, Goldhagen, Weber, Heisler &c. &c., der die größte Achtung bei der Bürgerschaft genoß,

all-

allgemeines Vertrauen hatte und die Geschäfte gewiß höchst rechtlich leitete, wenn es auch noch keine controlirenden Stadtverordneten gab. Als der Magistrat das im siebenjährigen Kriege verpfändete Rittergut Beesen zurückkaufte, erhielt mein Vater 1787 dessen Justizverwaltung, auch das Justiziariat auf andern Rittergütern, so wie die Rechts-Consulentschaft mehrerer wohlhabender Familien; das Rittergut Neukirchen, welches dem Regierungsrath Böhmer in Minden gehörte, hatte er zu administriren.

Im Jahre 1798 machte mein Vater, in Gesellschaft des Syndicus Nettler und dessen Frau, eine Reise nach dem Rheine und durch Westphalen und seine deßfalsigen Briefe mit ausführlicher Reisebeschreibung sind aufbewahrt, liegen mir noch vor und liefern manche interessante Notiz. Er giebt bei den Städten, die er besuchte, meist die damalige Zahl der Einwohner an, die sich jetzt fast überall verdoppelt haben mag. Recht deutlich ersieht man aus diesen Nachrichten, wie zärtlich er seine Familie liebte; so beginnt z. B. der Brief, de dato Cleve d. 10. Aug. 1789, an seine Frau mit folgenden Worten: „Ohngeachtet ich mich mit meiner Reisegesellschaft sehr wohl befinde, und wir bei einer Familie uns aufhalten, welche vom Falle Adams nicht getroffen zu sein scheint, so habe ich doch so eine Sehnsucht nach Dir, mein bestes Weib, und meiner lieben Christel und Wilhelm, daß ich stundenlang kein Wort sprechen kann und mich blos mit Euch beschäftige."

So sehr mein würdiger Vater mit Berufs-Arbeiten überhäuft war, so ging er doch stets mit der Litteratur fort, war viel in Gesellschaft, hielt ein sehr gastfreies Haus, welches die Mutter mit weiser Sparsamkeit zu regeln wußte, in welchem es aber ganz bürgerlich zuging. Damals war freilich der Luxus noch nicht so groß als jetzt; so besaß z. B. der Großvater Salfeld noch kein gepolstertes Sopha, nur ein von Rohr geflochtenes Kanapee (das sein Ende in meiner Einquartierungs-Stube fand) und mein Vater war gewiß 10 Jahre verheirathet, ehe er einen Schreib-Secretair (und zwar nicht einmal einen neuen) kaufte, wie man ihn jetzt in allen Stuben findet.

Ein Haupt-Centrum der Geselligkeit bildete — wie noch jetzt, die hiesige Freimaurer-Loge, der mein Vater mit ganzer Hingebung anhing (in der er später von 1808—1815 den Hammer führte), und wo man sich täglich in den damaligen Räumen traf, die freilich noch nicht so großartig waren, als es jetzt der Fall ist; und

mein Vater war es vorzüglich, der vor etwa 50 Jahren, die noch jetzt bestehenden Concerte anregte, die einen sehr bescheidenen Anfang hatten, indem meine Schwester und ihre Freundinnen sangen. Auch in der noch jetzt bestehenden Montags-Gesellschaft, die damals im goldnen Löwen zusammen kam, fehlte mein Vater selten, wo die Unterhaltung besonders durch Sprengel (der Historiker), Voß (der Politiker), Forster, Niemeyer 2c. lebendig unterhalten wurde.

Zu den speciellern Freunden meines Vaters gehörten vorzüglich: Der Post-Direktor Geheime-Rath v. Madeweiß (damals und sehr lange Meister vom Stuhl der hiesigen Loge), der Dr. Bertram (Vater unseres jetzigen Ober-Bürgermeisters), der Postmeister Bertram in Großkugel (Großvater des jetzigen Landgerichtsrathes Bertram), Oberbergrath Goldhagen (Vater der noch lebenden Geheim-Räthin v. Lehmann), Hofrath Dryander (Großvater der noch hier lebenden hochgeachteten Familie Dryander), der Professor Dabelow (dessen Wittwe noch hier lebt), Hoffbauer, Wolff (der geistreiche Philologe), Krause, Gilbert, Reil, Sprengel (der Botaniker), Schütz (Hofrath), Rathsmeister Goldhagen, Major v. Heyden, Landrath v. Wedell in Piesdorf, Commerzien-Rath Wucherer (Vater des jetzigen Geh.-Raths), Knopffabrikant Schier und viele Andere. In den sehr häufigen Privat-Gesellschaften ging es bei geistreicher Unterhaltung sehr munter zu, ohne daß im geringsten die Schranken überschritten wurde. Die Verhältnisse hatten sich in dieser Hinsicht (vielleicht mit durch Einfluß der Loge) wesentlich verändert, da in früherer Zeit die officiellen oder zeitweise gegebenen Gastereien gewöhnlich in öffentlichen Localen stattfanden, bei denen man meist nicht das rechte Maaß hielt. Ich erinnere mich aus meinen Kinderjahren eines solchen Festes, wo mein Vater als Schützen-König 1795 die Schützen-Gilde tractiren mußte, wo man allgemein des Guten zu viel genoß.

Zwanzig Jahre hatte mein Vater das Syndicat verwaltet, als er in dem verhängnißvollen Jahre 1806 zum Polizei-Rathsmeister gewählt wurde, wo er den Becher der Kriegs-Drangsale bis auf die Hefen leeren mußte.

Schon bei dem Vorrücken der preuß. Armee hatte Halle viel zu leiden, bei großen Durchmärschen, durch Anhäufung großer Magazine 2c. Ganz besondere Hoffnungen wurden kaum wohl gehegt; wie man aber auch über den beginnenden Krieg und dessen etwanige Folgen urtheilte, so gab sich doch, vorzüglich in den Kreisen mei-

nes Vaters ein unendlicher Patriotismus kund, in Folge dessen z. B. das hiesige Regiment Renouard (früher Thadden) mit den fehlenden Mänteln versehen wurde, indem es nach Auerstädt abging, wo es sehr brav, wenn auch unglücklich focht.

Während hier die Reserve-Armee unter dem Prinzen von Würtemberg stand, wurde am 14. Octbr. 1806 die Schlacht von Auerstädt geschlagen, über deren Ausfall nichts Sicheres verlautete, meist aber Sieges-Berichte verbreitet wurden. Den 16. Octbr. Nachmittags brachte man den auf dem Schlachtfelde von Auerstädt schwer durch 3 Kugeln verwundeten Major des hiesigen Regimentes Hrn. v. Naese (später mein Schwiegervater) hier ein, der den Verlust der entscheidenden Schlacht zur Gewißheit machte. Am Abend, während einer Gesellschaft auf der Loge, die von vielen Officieren besucht war, erhielt mein Vater die Nachricht: die französischen Vorposten ständen in Holleben, kaum eine Stunde von hier. Wir gingen auf den Thurm, sahen selbst die feindlichen Wachtfeuer und begaben uns nun zu dem Commandirenden, Prinz von Würtemberg, der im Reil'schen, jetzt Blasius'schen Hause Quartier hatte und machten davon Anzeige, die aber für falsch angesehen wurde. Doch traf mein Vater sogleich Veranstaltungen, in deren Folge die Kriegs-Kasse gerettet wurde. Am 17. Octbr. früh rückten die Franzosen vor die Stadt und nahmen ihr Hauptquartier auf dem Bahrdt'schen Weinberge (wo jetzt das Irrenhaus steht). Der unzweckmäßig geleitete Widerstand war unbedeutend; nach kurzem Gefecht vor und in der Stadt rückte die französische Armee unter Bernadotte um 11 Uhr Morgens hier ein und ging auf der Berliner Straße weiter vor. Das detachirte schöne Regiment Treskow, hierbei vom Hauptcorps abgeschnitten, zog sich, verfolgt von den Franzosen, auf die Papiermühle zu Cröllwitz, um wo möglich über die Saale zu kommen, wurde hier theils niedergehauen, theils gefangen, wobei die Papiermühle fast gänzlich der Verwüstung erlag und mein Onkel mit der ganzen Familie erst in einen nahe gelegenen Busch, dann nach Halle in unser Haus floh.

Die Avantgarde unter General Bernadotte, welche die Stadt, wenn auch nicht officiell, doch thatsächlich geplündert hatte (auch unser Haus), ging bald vorwärts, dagegen rückte der Kaiser Napoleon am 19. hier ein mit seinen Garden, die von der Stadt drei Tage verpflegt werden mußten. Die ungeheure Last dieses zu effectuiren, deßhalb mit den französischen Behörden zu unterhandeln, ihren enor-

men Requisitionen nach Möglichkeit zu genügen, lag fast allein auf meines Vaters Schultern, theils weil er Polizei-Rathsmeister, theils weil er der jüngste und gewandteste der Rathsherren war, die aber alle permanent auf dem Rathhause blieben. Bezeichnend für den hiesigen Aufenthalt des Kaisers war auch die Aufhebung der Universität, die Fortschickung aller Studenten, was einen tiefen Eindruck machte.

Halle erhielt einen französischen Commandanten und Intendanten, die ganz brave Männer waren, deren Verpflegung aber viel kostete, auch die bedeutenden Lazarethe erforderten viel Aufwand. Das eigentliche Kriegs-Getöse brauste rasch vorwärts und die Verhältnisse ordneten sich allmählig, aber bald traf unsere Familie ein schweres unheilvolles Ereigniß. Auf Befehl des französischen Kaisers wurde am 18. März 1807 mein Vater, zugleich mit dem Geheimrathe v. Madeweiß, Major v. Heyden, Landrath v. Wedell und Canzler Niemeyer in der Nacht arretirt und nach Frankreich abgeführt. Der Grund dieser Maßregel ist nie bekannt geworden, wahrscheinlich wollte man sich der einflußreichsten Personen vielleicht als Geißeln für etwaige Eventualitäten versichern; daher die Deportirten auch aufmerksam und artig behandelt, nicht im geringsten inquirirt wurden. Man wies ihnen den kleinen netten Ort Pont à Mousson ohnweit Nancy zum Aufenthalt an, wo sie frei aber auf eigene Kosten lebten. So war unsere Familie verwaist, der Vater erlitt sehr große pecuniäre Verluste und bekam von der Stadt keine Entschädigung. Nach dem Tilsiter Frieden erhielten die Deportirten die Erlaubniß nach Paris zu gehen, und als Jerome Buonaparte zum König von Westphalen erhoben war, ließ er dieselben sich gleich vorstellen und bald bekamen sie die Erlaubniß der Rückkehr, die im Octbr. 1807 erfolgte.

Nach der feierlichen Abtretung unserer Provinz an den französischen Kaiser und der Organisation des Königreiches Westphalen wurde der Vater gleich zum Mitgliede der Reichsstände erwählt, und hatte sich mehrmals längere Zeit in der Hauptstadt Cassel aufzuhalten.

Während seiner langen Abwesenheit von Halle, waren die Stellen, die er bekleidet hatte, anderweit besetzt, er konnte keine Pension erhalten; die Stellung als westphälischer Notar gab keine gehörige Entschädigung; sein altpreußischer Sinn war durch die Verhältnisse sehr bekümmert, seine Gesundheit hatte sehr gelitten.

Bei dem ersten Erscheinen der Preußischen Truppen im Jahre 1813 wurde der Vater sogleich zum provisorischen Bürgermeister von Halle erwählt, aber nach wenigen Tagen trat die westphälische Regierung wieder in Kraft; jene Wahl wurde aufs Neue Veranlassung zur Verfolgung. Zwar erfolgte bald die definitive Besitznahme unsrer Provinz von der Königl. Preußischen Regierung und mit ungeheurem Jubel begrüßten wir den Preußischen Adler, der unserm Hause gegenüber an dem Packhofe wieder angeschlagen wurde, aber mein Vater blieb entfernt von öffentlichen Geschäften und kränkelte fortwährend. Ein höchst schmerzliches Blasenleiden bildete sich mehr und mehr aus, er starb am 16. Juni 1816 im 60ten Lebensjahre, tief betrauert von Allen die ihn kannten, mit denen er in irgend einer Beziehung stand. Nach 7 Jahren folgte ihm meine Mutter, die am 3. März 1824 im 64ten Lebensjahre starb; eine liebende Gattin, verständige Hausfrau und sorgsame Mutter, tief von allen betrauert.

Von dem vielseitigen Wirken meines Vaters für das Wohl der Stadt Halle mögen nur zwei Punkte erwähnt werden. Er war es, der vorzugsweise für die Einführung der Feuerung mit Braunkohlen, für die Benutzung unserer reichen Kohlenlager wirkte, die bis dahin als ein ganz todter Schatz da lagen. Durch die Professoren der Chemie, Green und Gilbert hierselbst, ließ er, besonders in den 1790ger Jahren, diese Braunkohlen, wo er sie fand, analysiren und überzeugt von ihrer Brennkraft wurden Versuche veranlaßt, Kohlensteine geformt und die Oefen zur Feuerung eingerichtet. Er ging mit seinem Beispiele voran, wir mußten in unserm Hause Braunkohlen seit etwa 1791 brennen, so große Unannehmlichkeiten sie auch im Anfange zeigten, die erst allmählig überwunden wurden. Unter seiner Direction wurde eine der ersten Kohlengruben in Neukirchen eröffnet, und er schaffte Kähne an, um das Material billig zu transportiren. Im Jahre 1806, als bei den großen Durchmärschen und Lieferungen auch Holz-Mangel eintrat, ließ er bei einigen Bäckern die Oefen mit Hülfe militärischer Gewalt zu Braunkohlen einrichten; und jetzo, nach 60 Jahren, welchen Umfang hat diese Kohlenfeuerung erhalten! Wir könnten ohne sie jetzt nicht existiren.

Mein Vater war es vorzüglich, der die damals sehr traurigen Verhältnisse der hiesigen Pfännerschaft anders gestaltete und (wohl im Jahre 1808) Namens derselben, den höchst wichtigen,

noch jetzo bestehenden Contrakt mit der Regierung abschloß, nach welchem dieselbe für einen bestimmten Preis alles Salz übernimmt, wodurch der Werth der Koth- und Soolgüter sich bald außerordentlich steigerte, die nun eine feste sichere Rente geben. Bis dahin durfte kein Verkauf von Salz im Innlande stattfinden; der Debit auf das ferne Ausland war höchst precär, daher die Kothe einen ganz geringen Werth hatten.

Die glückliche, lange Ehe meiner Eltern wurde gesegnet durch 5 Kinder:

1) Christian Keferstein, geb. 20. Jan. 1784, Schreiber dieser Zeilen.

2) Friederike, geb. 17. April 1785, † 5. März 1788.

3) Carl Wilhelm Keferstein, geb. 23. März 1788, frequentirte die Schule des hiesigen Waisenhauses, studirte Philologie in Halle und Göttingen (1808—1811), wurde Dr. phil. und Privatdocent, beschäftigte sich vorzüglich mit Geschichte, war ein unendlich gemüthlicher Mann, mit religösem und ächt preußischem Herzen. Ohngeachtet seines friedlichen Gemüths und seiner Neigung zur Bequemlichkeit, ergriff er 1813 zur Rettung des Vaterlandes freiwillig die Waffen, machte als Lieutenant des 11. Infanterie-Regiments die Feldzüge von 1813—1815 mit, kehrte aber so bald als möglich in den Civilstand zurück, wurde 1816 zum Königlichen Lehrer am Gymnasium zu Lyck in Preußen ernannt, und schon 1817 in gleicher Eigenschaft nach Thorn versetzt. Hier erhielt er, zum Zeichen der Zufriedenheit mit seiner Führung 1825 den Charakter als Professor und 1834 die, mit vielen Unannehmlichkeiten verbundene Director-Stelle, starb aber schon den 12. Nov. 1836, tief betrauert von Allen die ihn kannten. Er verheirathete sich den 17. Dec. 1815 mit Auguste Delius, geb. den 11. Aug. 1793, (Tochter des Dr. med. in Osterwick, Enkelin der Schwester meiner Großmutter), und hinterließ 4 Kinder:

a) Willibald, geb. den 30. Sept. 1824, Oeconom, seit 1853 Mitbesitzer der Ottorover Mühle bei Bromberg in Preußen; b) Emma, geb. den 11. April 1819, verheirathet seit Decbr. 1837 mit C. Borkenhagen, Prediger und Rector zu Schwetz, jetzo Director der höheren Töchterschule zu St. Petri in Berlin; c) Clara, geb. den 22. Decbr. 1821, verheirathet 1851 mit dem Regierungsrath Künast zu Gumbinnen; d) Auguste, geb. den 7. Juli 1826, ver-

heirathet 2851 mit dem Dr. med. Lenz zu Culmsee, starb aber schon am 16. Dec. 1852 an den Folgen der Cholera.

4) Caroline Keferstein, geb. den 11. Febr. 1791, verheirathet 1851 mit Joh. Friedr. Hartmann (geb. den 31. März 1778 zu Zörbig, Besitzer der Engel-Apotheke zu Halle) † an der Cholera den 6. Juni 1849, aus welcher Ehe folgende Kinder entsprossen:

a) Friedrich Hartmann, geb. den 28. April 1814, er übernahm die väterliche Apotheke, verheirathete sich 1843 mit Caroline Bertram (Tochter des hiesigen Ober-Bürgermeisters), starb schon am 8. Septbr 1846, mit Hinterlassung eines Sohnes; b) Wilhelmine, geb. den 15 Nov. 1825, verheirathet 1838 mit dem Justizrathe Fritzsch in Halle; c) Emma, geb. den 27. Jan. 1816, verheirathet 1836 an den Kreisgerichts-Director Seiler zu Erfurt, früher zu Aschersleben; d) Johanne, geb. den 18. Octbr. 1820, verheirathet 1841 an den Dr. med. Weldner zu Lübeck.

5) Adolph Keferstein, geb. den 10 Decbr. 1793, frequentirte das Waisenhaus, studirte auf hiesiger Universität die Rechte. Ohngeachtet seines ganz schwächlichen Körpers verließ er 1813 das Königreich Westphalen, es gelang ihm nach Ober-Schlesien zu kommen und als freiwilliger Jäger angenommen zu werden, in welcher Eigenschaft er die Freiheitskriege mitmachte und zu dem Truppen-Corps gehörte, welches Paris einnahm. Nach dem Frieden kehrte er so schnell als möglich in die Heimath zurück, wurde bald als Gerichts-Amtmann in Heringen, dann in Suhl, später als Landgerichtsrath in Erfurt angestellt, in welchen Stellen er sich die allgemeinste Achtung und Liebe durch den ehrenwerthesten Charakter zu erwerben wußte. Er verheirathete sich 1826 mit Elise von Janowsky, (geb. den 22. Aug. 1804, Tochter des frühern Platz-Commandanten von Erfurt), lebt in einer glücklichen aber kinderlosen Ehe. Sehr schwache Augen machten ihm das angestrengte Lesen von Acten unmöglich und er nahm 1850 seine Entlassung aus dem Staatsdienste, widmet sich seitdem vorzugsweise seiner Lieblings-Wissenschaft, der Entomologie, ist in diesem Fache als Schriftsteller wohl bekannt, besitzt eine sehr große, ausgezeichnete Sammlung und Bibliothek und ist ein besonders thätiges Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Erfurt.

6) Wilhelmine Keferstein, geb. den 10. Nov. 1795, verehelicht den 20. Septbr. 1815 mit Ernst Germar aus Glaucha in Sachsen (geb. 3. Nov. 1786), Prof. und Ober-Bergrath hierselbst,

berühmt im Fache der Mineralogie und Entomologie, Besitzer einer der größten entomologischen Sammlungen. Hochverehrt in allen Kreisen, stand er auch seit 1827 als Meister vom Stuhl auf die würdigste Weise der Freimaurer-Loge vor, deren Hammer früher lange mein Vater führte. Er starb den 8. Juli 1853, tief betrauert von der Familie und Allen die ihn kannten, ohne Kinder zu hinterlassen.

Ich wurde als Kind zuerst in die gewöhnliche unterste Elementar-Schule geschickt, dann in die Knabenschule des Pastor Jani an der Ulrichskirche, kam aber schon früh (etwa um 1792) unter die Aufsicht eines Hauslehrers, des Dr. Schwedler, der später die Janische Schule fortsetzte, die er sehr emporbrachte und in das Haus verlegte, welches der Strickſche Hof hieß, in die Räume, welche jetzo das Lese-Museum in dem Gasthofe zum Kronprinzen inne hat, welches Haus seit jener Zeit (wo unten die Hendel'sche Buchdruckerei war und der Tanzmeister Schlom wohnte) sehr umgestaltet ist. Diese alte Knabenschule hat sich unter einer Reihe von Directoren erhalten, und wird noch jetzo (1852) von Hrn. Gaudig fortgesetzt.*) In jener ersten Zeit der französischen Revolution (etwa um das Jahr 1790) nahm auch mein Vater einen aus Frankreich geflüchteten Abbée ins Haus, theils aus Mitleid, theils der französischen Sprache wegen, in der ich aber damals keine besondern Progressen machte.

Die Schwedler'sche sehr besuchte Schule, die ich bis zum Jahre 1797 frequentirte, trug schon sehr, wohl zu viel den Charakter der neuern Zeit, wurde von den französischen Freiheits-Ideen stark influirt, und es kamen gar manche Curiosa vor, die selbst uns Knaben nicht recht einleuchten wollten. Die alten Sprachen wurden zwar, aber mit wenig Ernst getrieben, mehr nebenbei; wir exponirten z. B. den Homer, indem wir eine gedruckte Uebersetzung vorlesen konnten; dagegen wurde gar vielerlei gelehrt; auch sollten wir gleich praktische Rechnungsleute und Juristen werden, vor allem

---

*) Hr. Dr. Schwedler wurde später Lehrer am Waisenhause und heirathete die Wittwe des früh verstorbenen Professor Bertram, der 2 Söhne hinterließ, über welche mein Vater die Vormundschaft führte. Der jüngere derselben ist unser jetziger hochverehrter Ober-Bürgermeister, Geheimrath Aug. Bertram (geb. 1788), der ältere, Carl Bertram, starb vor einiger Zeit in Magdeburg als Regierungsrath.

aber mußte das Freiheits-Gefühl gewahrt werden. Hatten wir dumme Streiche gemacht, was oft genug der Fall war, so wurde ein Gericht niedergesetzt und die Sache ganz nach der preußischen Gerichtsordnung instruirt, damit wir den Geschäftsgang lernen sollten. Dann folgte das Erkenntniß; lautete dieses dahin: daß der Name ans schwarze Brett geheftet werden sollte, so wurde die beschriebene Seite nach dem Brette gekehrt, so daß man nur die unbeschriebene sehen konnte, um das Ehrgefühl nicht zu beleidigen; lautete das Erkenntniß auf Arrest, so wurden wir in eine Stube zwar eingeschlossen, aber die Fenster blieben offen, die auf den Gang stießen, so daß wir nach Belieben heraus konnten und Hr. Dr. Schwedler ging dann jedesmal aus, um nicht Notiz nehmen zu müssen, wenn wir die Freiheit suchten; es war hinlänglich, wenn wir im Zimmer waren zu Ende der Arrestzeit, wenn das Thürschloß sich aufthat.

Im Jahre 1797 kam ich auf das hiesige Stadt-Gymnasium, welches erst später nach meinem Abgange aufgehoben und mit dem Waisenhause verbunden wurde. Dieses trug noch ganz den alterthümlichen, ehrwürdigen Charakter. Das Local war ganz das alte, zur Reformationszeit secularisirte Carmeliter-Kloster, von dem jetzo jede Spur verschwunden ist; es grenzte an die Stadtmauer und den alten Stadtgraben, welcher jetzo die Promenade bildet mit ihrem neuen Schauspielhause. Damals standen die Klostergebäude noch unversehrt mit ihren Kreuzgängen, den Zellen (wo die Chorschüler wohnten), dem Refectorio, den Sälen und der Kirche, die als Garnisonkirche diente, an welcher Lafontaine als Prediger fungirte, und während der westphälischen Zeit an den Ober-Bergrath Dr. Reil, der ein Bad in Halle anlegte, abgetreten und in ein Schauspielhaus umgewandelt wurde, welches an so heiliger Stätte gar Vielen, besonders dem Canzler Niemeyer ein Dorn im Auge war und zu dessen Jubiläum auch dieser Uebelstand durch des Königs von Preußen Majestät beseitigt wurde. Jetzt erhebt sich an der Stelle jenes Klosters das neue, schöne Universitäts-Gebäude mit seinen freundlichen Umgebungen.

Auch die innere Organisation des Gymnasiums trug den alten Typus. Es stand unter der unmittelbaren Aufsicht des Scholarchen-Collegiums, zusammengesetzt aus Mitgliedern des Magistrates und der Predigerschaft, das auch den halbjährigen Prüfungen beiwohnte, hier oft selbst das Wort nahm und das Lehrer, Schüler und Alles kannte.

Der alte ehrwürdige Rector Schmieder, ein tüchtiger, bekannter Lateiner bewegte sich noch ganz in den alten Formen. Er bewohnte das neben der Schule belegene Haus (welches jetzt dem Hrn. Geheimen Ober-Bergrath Duncker gehört); hier fand man ihn außer den Schulstunden stets in seiner sehr uneleganten beräucherten Studierstube zwischen Büchern und Papieren, neben ihm ein Kohlenbecken mit der Kaffeekanne und stets brannte seine lange holländische Thonpfeife, die selten ein weißes, meist ein ganz schwarzes Ansehen hatte, da sie eben so selten gewechselt als zerbrochen wurde. Indem damals die anständigen Leute nur aus solchen langen Thonpfeifen rauchten, so hatte man eine eigenthümliche Geschicklichkeit erworben, sie zu handhaben, so daß sie ein fast ewiges Leben hatten, da man sie auch wohl ausbrannte. Mein Vater rauchte auch hinter seinem langen Actentische nur aus diesen, die er selten zerbrach, ja einer seiner Bekannten hatte eine Reise nach Frankfurt auf der ordinären Post gemacht, seine Thonpfeife mitgenommen und unversehrt zurückgebracht, was gewiß sehr viel sagen will.

Unser alter Rector Schmieder nannte noch alle Schüler der untern Classen „Du," die der höhern „Er," das „Sie" erfolgte erst bei Ueberreichung des Maturitäts-Zeugnisses. Die jetzt so allgemeine Anrede mit „Sie" gebührte damals nur den höhern Ständen und wurde auch nicht vom Magistrate den Handwerkern und gewöhnlichen Bürgern gegeben. Den Respekt gegen Höhere hat die jetzt herrschende gleiche Anrede gewiß vermindert, ob aber dadurch die menschliche Gesellschaft gewonnen hat, ist wohl zweifelhaft; denn die Ungleichheit der Menschen läßt sich nicht wegbringen.

Der Conrector Rath, der im Griechischen unterrichtete, war der vorzüglichste und thätigste Lehrer und obwohl der strengste, doch am meisten geachtet und verehrt. Vor ihm hatten wir den meisten Respect; öfter gab es selbst Schläge, wobei wir Katzenpfötchen halten mußten, was wir uns von ihm ruhig gefallen ließen. Voigtel, später Professor an der Universität, lehrte Geschichte, hatte wenig Autorität, noch weniger Dr. Lange, später auch Professor, der im Lateinischen unterrichtete. Dr. Schmieder, der älteste Sohn des Rectors, war ein trefflicher Lehrer, kam aber bald als Rector nach Brieg in Schlesien. Dr. Willweber, eigentlich nur für die untern Classen, lehrte Naturgeschichte, von der er aber gar nichts verstand und nur Funk's Handbuch vorlas. Aber mit großem Eifer unterrichtete der Collaborator Manitius, der für den niedern Unter-

richt besonderes Talent hatte; ein alter Herr Seelemann gab Unterricht im Französischen, aber neben ihm mußte ein anderer Lehrer meist in der Classe gegenwärtig sein, um Ruhe und Ordnung zu erhalten.

Der Unterricht drehte sich vorzugsweise um die alten Sprachen; wir erwarben uns die gewöhnlichen Schulkenntnisse, vermochten einen lateinischen und griechischen Autor zu exponiren und hatten auch lateinische Disputationen. Die Disciplin wurde leidlich gehandhabt; das schlechte und feuchte Carcer kam zuweilen in Anwendung, aber den obersten Classen gewährte man doch viel Freiheit. Wenn wir bei schönem Wetter an die Classenthür das — hodie non legitur — schrieben, so acceptirte wenigstens Hr. Dr. Lange gern die Freistunde, und als der jüngere Sohn des Rectors, Hr. Dr. Carl Schmieder (später in Cassel an der Schule angestellt) in Prima Chemie vortragen wollte, so erkannten wir ihn nicht an, da er uns nicht vorgestellt war und trieben Allotria, als wenn er nicht in der Classe wäre.

Nachdem ich 1801 durch den würdigen Consistorialrath Westphal confirmirt war und fast 7 Jahre das Gymnasium besucht hatte, bezog ich mit dem Maturitätszeugnisse zu Ostern 1803 die hiesige Universität,*) hörte im ersten Semester die glänzenden Vorträge von Wolff über römische Alterthümer, die langweilige Logik bei Maaß, Geschichte der Philosophie bei Eberhard, Naturrecht bei Hoffbauer; später bei Schmalz Encyclopädie, Staats- und canonisches Recht, bei Loder die Medicina forensis und besonders die außerordentlich besuchten juridischen Collegien bei Woltär (in dessen Hause ich sehr viel war) und bei Dabelow, auch bei Voigtel Reichsgeschichte und Statistik, aber mit ganz besonderer Vorliebe die Chemie und Physik bei Gilbert, mit dessen geistreichem Assistenten Schimming (der sich wenig später hier als Mechaniker etablirte), ich in die innigsten freundschaftlichen Verhältnisse trat, aber erst bei dessen vor wenigen Jahren erfolgtem Tode, erfuhr, daß er Mennonit gewesen. Er war ein höchst eigenthümlicher Mensch, schwach am Körper, stark, sehr stark an Geist, dabei ein Sonderling der seltensten Art, aber begabt mit außer-

*) Die Studenten-Matrikel erhielt ich aber schon am 20. Juli 1795 von dem damaligen Prorector, Prof. Eberhard, der unserer Familie sehr befreundet war, hätte daher schon 1845 mein Studenten-Jubiläum feiern können, wenn ich ein Freund von solchen Festlichkeiten wäre.

ordentlichen Talenten; denn er vermochte z. B. ganze Abende, wie man es verlangte, in Hexametern, Pentametern oder in einem andern Versmaße zu sprechen, war überhaupt der vortrefflichste Gesellschafter und wußte über sein inneres Wesen einen eigenthümlichen geheimnißvollen Nimbus zu verbreiten. Er besaß ungemein viele Kenntnisse in allen Fächern, in der Medicin, Jurisprudenz, Theologie, vorzüglich in der Naturkunde, und alles Wissen hatte bei ihm einen ganz klaren philosophischen Zusammenhang, dabei hatte er zu Allem das größte Geschick und war ein ausgezeichneter Mechaniker. Selbst viele Frauen unterhielten sich sehr gern mit ihm, so häßlich auch sein Körper war. Seiner Ueberzeugung nach stand ihm die persönliche Freiheit, die vollkommenste Unabhängigkeit, als das höchste Gut da; diese aber ist nur zu erhalten, wenn man ganz außer den geschäftlichen Beziehungen mit den Menschen steht, deßhalb war er aus Grundsatz Bettler, oder vielmehr arm. Nur so viel verdiente er — da ihm alle eigenen Geldmittel fehlten — als zum allernothwendigsten Lebensunterhalt gehörte, und dieß war unendlich wenig; gleichwohl arbeitete er den ganzen Tag sehr fleißig, aber nur das, was ihm interessant war und seinem Geist entsprach. Er genoß des Morgens etwas selbst bereiteten Kaffee mit Semmel, des Mittags nicht viel mehr und ging am Abend meist zu seinen Freunden, wo er stets willkommen war und vorzüglich gern und sehr gut Schach spielte, theils zu zwei, lieber zu vier. Seine Kleidung war sehr ärmlich, seine Wohnung klein und meist hatte er diese frei, wofür er guten Rath ertheilte, behülflich war bei baulichen Anlagen und dergleichen. Wenn man ihn darauf hinwies, wie einmal Verhältnisse eintreten könnten, wo ihm auch das Unentbehrlichste fehle, so zeigte er mit größter Ruhe auf ein Pulver mit Gift, was er aber nicht verwandt hat, so alt er auch wurde.

Professor Gilbert war ein vortrefflicher Theoretiker und Docent, ihm fehlte aber alles mechanische Geschick, daher überließ er den ganzen experimentellen Theil seinem Assistenten Schimming, der vollkommen freie Hand hatte; auf diese Art waren diese Collegien über Chemie und Physik höchst interessant und belehrend, wurden sehr stark besucht, verloren aber sehr, als sich Schimming von Gilbert trennte, der auch bald darauf nach Leipzig ging.

In Studenten-Verbindungen ließ ich mich nicht ein, obwohl diesen meine liebsten Freunde angehörten, hatte auch kein Duell

zu bestehen und vermied den so häufigen liederlichen Lebenswandel, lebte aber mit vielen Freunden in geselligem Verkehr und sehr intimen Verhältnissen, wie mit Carl Westphal (später Arzt in Quedlinburg), Wilhelm Westphal (später Geheimer Ober-Regierungsrath in Berlin), Stelzer (später Ober-Regierungsrath in Stettin), Francke (später Ober-Bürgermeister zu Magdeburg), Schober (Intendanturrath), Cäsar (Kreisgerichtsrath in Halle), Guischard, Panse, Holtze, Tornow, Böhmer, Müller, Bertram, Behrens, Behrendes, Brettschneider rc. rc.

Meine juridischen Studien trieb ich mit großem Fleiße, doch entsprachen sie nicht meiner Neigung. Nur in dem Fache leistet man Etwas, für welches man von der Natur gleichsam organisirt ist, das habe ich an mir recht klar erfahren. Mein Vater hielt mit Recht die Mathematik für sehr wichtig und da es hierin mit mir nicht fortwollte, ließ er mir jahrelang bei dem Dr. Hetzel, einem sehr guten Lehrer, Privatunterricht ertheilen, und doch bin ich der allerschlechteste Rechner geblieben, den es in der Welt wohl giebt; mein Onkel Sprengel wollte mich gar zu gern für die Botanik gewinnen, gab sich deßhalb alle Mühe, die aber ganz nutzlos war, dagegen hatte ich von Kindheit an eine Neigung für das Reich der Steine, und das lernte ich auch leicht kennen, ohne allen eigentlichen Unterricht.

Zu Ostern 1806 verließ ich, nach absolvirtem Triennium die Universität, wendete mich sogleich an die Königl. Regierung zu Magdeburg (das damalige Ober-Gericht), die mich auch schon am 10. Mai examinirte und da ich sehr gut bestand, wurde ich am 3. Juni 1806 vom hiesigen Stadtgerichte (unter Direction von Zepernick) als Auscultator verpflichtet, auch zugleich beim hiesigen Magistrate in Criminalsachen mit beschäftigt, und stand nun in practischem Staatsdienste. Um aber eine schnellere Ausbildung in allen Theilen der Justiz-Verwaltung zu erhalten, ging ich bald an das große Justizamt Seeburg, das seinen Sitz nur wenige Stunden von Halle in dem romantisch gelegenen Schlosse Seeburg, am salzigen See im Mansfeldischen, hatte, wo der Justizamtmann Schuster wohnte, ein ausgezeichneter Jurist, ein ehrenwerther Mann in jeder Hinsicht, in dessen Familie ich höchst angenehme und genußreiche Tage verlebte. Wenig entfernt liegt sehr annehmlich das Dorf Röblingen (jetzt als Badeort bekannt), wo der Amtmann Roloff aus dem Magdeburgischen eben ein Gut ge-

kauft hatte (der etwas später auch das benachbarte Rittergut Erdeborn pachtete); sehr oft war ich in dessen sehr liebenswürdiger Familie, von welcher Enkel und Urenkel noch jetzt dort wohnen. Hier, im Mansfeldischen, nahm ich Gelegenheit, auch fleißig Mineralien zu sammeln, die dortigen geognostischen Verhältnisse kennen zu lernen und mich auch mit dem technischen Berg- und Hüttenwesen bekannt zu machen.

Im Laufe von Sommer und Herbst des verhängnißvollen Jahres 1806 wurde der politische Horizont immer finsterer, der Krieg trat näher und brach endlich aus. Mein Vater und seine Freunde waren ächte preußische Patrioten, sie verhehlten sich aber nicht das Schwierige der Lage und sahen nichts weniger als heiter in die Zukunft, da Manches, was die Armee betraf, nicht recht practisch schien. Ein großer Theil der Armee und das Hauptquartier zog durch unsere Gegend und Stadt; das Reserve-Corps unter dem Prinzen von Würtemberg wurde in Halle aufgestellt. Da kehrte auch ich, der größern Sicherheit wegen von Seeburg nach Halle zurück.

Wir erfuhren, wie rasch ein französisches Armee-Corps gegen den Thüringer Wald vorrücke, wie er bald überschritten wurde und Prinz Louis bei Saalfeld geblieben sei; aber über die Schlacht von Auerstädt am 14. Octbr. 1806 erhielten wir gar keine sichere Nachricht, bis am 16. die Verwundeten von dort eintrafen und wir Abends die feindlichen Wachtfeuer bei Holleben brennen sahen. Den 17. früh rückten die Jäger und andere Truppen mit Kanonen aus, die sich meist vor der hohen Brücke aufstellten, es entspann sich ein lebhaftes Gefecht, das ich von den Hausmanns-Thürmen mit ansah, bis dessen Ausgang nicht mehr zweifelhaft war. Gegen 11 Uhr retirirten die Preußen durch die Stadt und stellten sich auf dem Markte vor dem Rathhause auf; es fielen viele Schüsse, es stürzten viele Todte und Verwundete, aber bald zog sich die Schlacht vor das Leipziger Thor. Der General Bernadotte, Prinz von Ponte Corvo (später König von Schweden), rückte mit seinem ganzen Corps von 35,000 Mann ein, die meist in der Stadt Quartier erhielten. Da die Stadt mit Sturm genommen war, erlag sie eigentlich der Plünderung; die officielle wurde durch bedeutende Opfer abgewendet, wie durch die Wegnahme aller Gelder in den verschiedenen Cassen, die fast 10,000 Thlr. betrugen; aber in den meisten Häusern, auch in dem unsri-

gen, wurde geplündert (worüber die deßfallsigen Liquidationen über 100,000 Thlr. betrugen) und es war der Sauvegarde, die wir bald erhielten, sehr schwer, die verwegenen Train=Soldaten aus unserem Hause zu entfernen. An Gefangenen wurden 8000 Mann eingebracht; in die Lazarethe, die schnell hergerichtet wurden, kamen 1600 Mann Verwundete, die alle verpflegt werden mußten. Zugleich flüchtete mein Onkel aus Cröllwitz mit seiner ganzen Familie zu uns, da er Alles verloren hatte. Unser großes Haus wimmelte von Menschen, die meine Mutter mit ihrem ruhigen, kalten Verstande zu verpflegen wußte.

Am 19. zog Napoleon hier ein (der im Meckel'schen Hause am großen Berlin seine Wohnung erhielt) mit circa 75,000 Mann und 22,000 Mann Garden, welche letztere hier verpflegt werden mußten, theils Quartier bekamen, theils auf dem Markte bivouakirten und 3 Tage hier verweilten. Wir erhielten Officiere, sehr artige Leute, die mich um ein Paar Flaschen Champagner ansprachen, wofür sie mir auch einen erbeuteten Kutschwagen überlassen wollten; ich mußte Rath schaffen, auch kam der Wagen wirklich in unsern Hof, von dem sich aber bald ergab, daß er einem Bekannten von uns gehörte. Die Aufhebung der Universität in diesen Tagen, war ein uns sehr schmerzhafter Act, da wir mit so vielen Professoren befreundet waren.

Der Krieg brauste rasch vorwärts, wir erhielten einen französischen Commandanten, den General Menard, einen Intendanten, Hrn. Clarac, mit 4 Kriegs=Commissären, beides ehrenwerthe Männer, die aber große Ansprüche machten; Ruhe und Ordnung kehrte, besonders nach der schmähligen Capitulation von Magdeburg, zurück, aber der Stadt, die damals nur 18,000 Einwohner hatte, von denen etwa 3000 zahlungsfähig waren, kostete diese Zeit sehr große Opfer; immer lag die größte Last auf meinem Vater und dem Rathsmeister Goldhagen, die allein mit den französischen Behörden zu unterhandeln vermochten.

Ich hatte mich in dieser schweren Zeit dem Magistrate angeschlossen, als aber die Ordnung ganz wiedergekehrt war, ging ich nach Seeburg zurück; war auch am 18. Mai 1807 nicht in Halle, als mein Vater mit seinen Leidensgefährten aufgehoben und nach Frankreich deportirt wurde.

Nun trat der Friede von Tilsit ein; es erstand das Königreich Westphalen unter Jerome Napoleon, der jetzt wieder als kai-

ferlich französischer Prinz in Paris noch lebt. Mein Vater kehrte im Octbr. 1807 aus Frankreich zurück und auch ich nahm bei sehr veränderten Verhältnissen meinen Wohnsitz wieder in Halle, denn eine ganz französische Organisation stand uns bevor, die auch bald mit dem Code Napoleon eingeführt wurde. Ich arbeitete theils beim hiesigen Stadtgericht, theils im Bureau des französischen Intendanten Clarac, hier zugleich mit meinem alten Freunde Wilhelm Westphal (später Geheimer Ober-Regierungsrath in Berlin), Stelzer (Regierungsrath in Stettin), Franke (Ober-Bürgermeister in Magdeburg), Türk (Landrath in Erfurt).

In den folgenden Jahren war mein Vater als Mitglied der Westphälischen Reichsstände viel und lange in Cassel und wirkte nach vielen Seiten hin; er hatte Gelegenheit, auch den neuen König von Westphalen in der Nähe zu sehen sprach mit großer Achtung von ihm und hob vorzüglich das Talent hervor, zu präsidiren; auch war das Königreich Westphalen, welches aus den differentesten Länder-Parzellen bestand, gewiß schnell und im Allgemeinen gut organisirt, nur bildete es einen großen Uebelstand, daß sich Napoleon die Domainen vorbehalten hatte, die er an seine Generäle verschenkte und daß in Magdeburg ein französisches Truppencorps erhalten werden mußte. Die hohen Staatsbeamten, auch die Franzosen, waren ehrenwerthe Leute, unter ihnen stand vorzüglich der Justizminister Simeon überall in höchster Achtung.

Nachdem hier das Tribunal de première instance du district de Halle constituirt, Zepernick als Präsident, Stelzer als Procureur du roi (Staatsanwalt) ernannt war, erhielt ich bald durch das Decet vom 10. Octbr. 1809 dabei die Anstellung als Procureur du tribunal (Advocat oder Rechtsanwalt), neben Scheuffelhut, Türk, Fiebiger, Helm ꝛc. und bekam auch in kurzer Zeit eine sehr bedeutende Praxis.

So stand ich nun selbstständig da, war praktischer Jurist mit großer Thätigkeit, aber der Sinn für Naturkunde, der mich stets beseelt hatte, erkaltete nicht, blieb stets rege und erhielt neue Anregung seit ich am 17. Juni 1808 Mitglied der hiesigen, seit 1779 wirkenden, damals recht thätigen naturforschenden Gesellschaft ward, die ein schönes Centrum der gegenseitigen Mittheilung bildete. Ich übernahm bald von dem sehr umsichtigen Dr. Schmieder das Secretariat, das viele Jahre von mir mit Liebe geführt wurde und hielt eine sehr große Reihe von Vorträgen, besonders

sonders in den Jahre vor 1808—1827 (wie die gedruckten Jahresberichte nachweisen), die zum großen Theile in meinen späteren Schriften, weiter ausgeführt, abgedruckt wurden.

Unsere naturforschende Gesellschaft bestand mehr aus Freunden der Naturkunde, als aus Fachgelehrten, die in sehr traulicher Harmonie mit einander lebten, die sich gegenseitig ihre Ansichten, Beobachtungen und Erfahrungen mittheilten, ohne daß sie gerade von sehr wissenschaftlicher Tiefe zu sein brauchten, wie es bei einer Academie der Wissenschaften der Fall sein muß. Das Präsidium führte der, wenn auch nicht scharfsinnige, aber höchst ehrenwerthe Dr. Zeperneck (Bruder des Präsidenten), welcher der Gesellschaft bedeutende Geldopfer zu einer Zeit brachte, wo Prof. Sprengel ihre Auflösung und Theilung der Bibliothek beantragte. Zu den thätigen Mitgliedern in jener Zeit, (von 1809), gehörten außer Zeperneck und Schmieder, Herr Inspector Bullmann, der nach mir Secretair wurde (ein Mann von umfassendem Wissen und eisernem Fleiße), Apotheker Meißner (Vater unseres bisher so thätigen jetzo [1853] auch verstorbenen Stadtrathes), Buchdrucker Hendel (dessen Geschäft sein Enkel noch forttreibt), Dr. Ulrich, Dr. Düffer, (dessen Tochter sich später mit dem jetzo so berüchtigten Ruge verheirathete), Dr. Strack (ein tüchtiger Entomolog), Provisor Lehmann, Dr. Molweide (später Professor der Mathematik zu Leipzig), Dr. Meinecke (der geistreiche Physiker), Prof. Gilbert, Berghauptmann von Veltheim und viele Andere. Im Laufe der Zeit erhielten die Professoren und Fachgelehrten ein größeres Uebergewicht, wodurch die Communication der weniger Gelehrten gehemmt sein mag; allmählig hat die alte Gesellschaft mit ihrer schönen Bibliothek sehr gealtert, die Thätigkeit ist sehr erschlafft; dagegen haben die jüngern Freunde der Naturkunde sich neuerlichst in eine zweite, neue naturforschende Gesellschaft (als naturwissenschaftlicher Verein) concentrirt, die ihr Ziel mit ungemeiner Regsamkeit verfolgt. Wünschenswerth wäre gewiß die Vereinigung dieser beiden, nach gleichem Ziele strebenden Gesellschaften, die Verschmelzung der jüngern Glieder mit dem alten Körper.

Professor Steffens, der Schwiegersohn vom Kapellmeister Reichard (welcher in Giebichenstein neben seinem Hause den schönen Park anlegte, der noch jetzo meist seinen Namen trägt, wenn er auch des Königs Majestät gehört) war — wenn ich nicht irre, im

Jahre 1805 von Copenhagen zum Professor der Naturgeschichte in Halle berufen, und vertrat hier die naturphilosophische Richtung, der auch — doch mehr vom medicinischen Standpunkte aus — Prof. Reil*) huldigte, während in Leipzig Dr. Weiß (der berühmte Mineraloge, später nach Berlin berufen) diesen Weg verfolgte. In den, für die hiesige Universität noch sehr traurigen Jahren 1808 und 1809, gab nun Steffens, der 1773 geboren, damals in seinen Blüthe-Jahren stand, einem kleinen Kreise, meist Nichtstudenten, zu denen außer mir der noch hier wirkende Prof. Blanc (auch Stuhr, später Professor, und Müller, später Regierungsrath) gehörten, eine ausführliche Darlegung seiner Ansichten und Studien, die das höchste Interesse einflößten, daher die Stunden bei diesen Vorträgen zu den genußreichsten meines Lebens gehören.

Steffens war ein unendlich geistreicher Mann mit sehr umfassenden positiven naturhistorischen Kenntnissen (von denen z. B. sein treffliches Handbuch der Mineralogie Kunde giebt), auch hatte er im Experimentiren viel Geschick und einen ganz hinreißenden Vortrag, den der fremde norwegische Accent nicht beeinträchtigte. Er laß kein Heft ab, sondern sprach ganz frei mit großem Feuer und war von der Idee beseelt und ganz durchdrungen, die er vortrug und klar zu machen suchte*). Er erkannte in der Natur ein großes, lebendiges, wohlorganisirtes Ganzes, mit dem jeder Theil, auch der kleinste, in innigster Beziehung stehe. Er war auch ein sehr religiöser Mann, aber seine theologischen Ansichten traten in seinen damals vorzüglich frischen Vorträgen viel weniger hervor, als in seinen spätern Schriften. Seinen Gegenstand behandelte er nach zwei Richtungen in zwei nebeneinander laufenden, in einander greifenden Collegien. In seiner „innern Naturgeschichte der Erde" begann er vom Mittelpunkte der Erde, von ihrer Entstehung, ihrer Constitution, von den Metallen und ihrer Bedeutung ꝛc., stieg hinauf bis

---

*) Der im Jahre 1806 den ihm geschenkten steilen Berg bei Giebichenstein (an dessen Fuße unlängst das reizende Soolbad Wittekind angelegt ist) mit schönen Anlagen schmückte, auch das Haus bauete, welches sein berühmter Schwiegersohn Prof. Krukenberg jetzt bewohnt.

**) Das Gegentheil hiervon war sein Nachfolger und Schwager, Prof. Carl v. Raumer, jetzt in Erlangen, der in seinen sogenannten Collegien gar nicht sprach, sondern nur seinen Schülern Gelegenheit gab, selbst zu beobachten und zu erfinden.

zu den Organismen und zu dem Geistigen des Menschen; der entgegengesetzte Weg wurde verfolgt in der allgemeinen Physiologie.

Von Jugend auf hatte sich mein Geist der philosophischen Richtung zugeneigt, aber nicht derjenigen, die sich in leeren, sterilen, alles aus sich selbst construirenden Speculationen gefällt, sondern der, welche in dem positiv Erkannten den innern allgemeinen Zusammenhang sucht und diesen eben als Philosophie bezeichnet; in diesem Geiste waren auch die früheren naturphilosophischen Schriften von Schelling abgefaßt, in diesem sprach Steffens und diesen suchte ich in meinen spätern Schriften zu verfolgen.

Mein Vater war in Geist und That ein eifriges Mitglied der hiesigen Freimaurer-Loge, welcher damals und sehr lange der Geheimerath Postdirector v. Madeweiß als hammerführender Meister vorstand (an den das steinerne Denkmal im Garten unserer Loge die Erinnerung stets wach erhält); unter ihm wurde ich im Jahre 1808 in den Maurerbund aufgenommen, (fungirte später lange als Beamter), an dem ich seit beinahe 50 Jahren mit treuer Liebe hänge, wenn auch allmählig die Thätigkeit erkaltete, in welcher ich stets sehr genußreiche Stunden verlebte. Unsere Familie ist seit langer Zeit mit der hiesigen Loge gleichsam verwachsen, früher führte der Bruder meines Schwiegervaters, Ober-Bergrath Dr. Goldhagen den Hammer, später (von 1808—1815) mein Vater, am längsten (von 1827—1853) führte ihn mein Schwager Germar mit besonderer Liebe und großer Umsicht. Seit 60 Jahren wo ich die Loge kenne, Alles entstehen sah, was jetzt so anmuthig dasteht, sie früher täglich besuchte, wo bis auf den heutigen Tag stets mehrere Glieder der Familie Keferstein derselben angehörten, haben sich die Menschen verändert und junges blühendes Reis entsproßte fortwährend dem alten Stamme, Kinder und Enkel nahmen die Plätze der Väter und Großväter ein. Aus der Zeit vom Jahre 1808 leben nur noch 3 hier aufgenommene als Senioren der hiesigen Loge, Hänert, Meyer und ich; aber der Geist der Loge ist unverändert stets derselbe geblieben. Könnten meine Ahnen auferstehen, einer jetzigen Loge beiwohnen, gewiß, sie würden keine Veränderung finden, in Geist, in That und der brüderlichen Liebe, sie würden sich im alten Kreise wähnen. O! möge dieser alte Geist noch lange herrschend bleiben.

Meine ökonomischen Verhältnisse hatten sich derartig gestaltet, daß ich mit Gemächlichkeit einen eigenen Hausstand führen konnte,

und mein Vater rieth mir zu einer Heirath zu schreiten. Ich wählte eine unserer Familie sehr befreundete, alte Bekannte, die Wilhelmine Goldhagen (geb. den 7. August 1787), Tochter des würdigen Tribunals-Richter (spätern Criminal-Directors) Heinrich Philipp Goldhagen (geb. d. 11. April 1746 † d. 30. April 1826),*) mit welcher ich am 20. Septemb. 1811 getraut wurde und eine höchst glückliche Ehe führte. Leider mußte sie schon am 1. August 1819 der in ihrer Familie heimischen Schwindsucht erliegen, von mir und Allen, die sie kannten, auf das tiefste betrauert. Aus dieser Ehe entsprang eine höchst liebenswürdige und kluge Tochter, meine innig geliebt Clara Eugenia Keferstein, geb. den 10. Nov. 1812, die sich am 15. April 1832 mit dem Professor der Theologie Friedrich August Fritzsch in Rostock, später in Gießen verheirathete, aber schon den 31. August 1844 an der Lungenschwindsucht im Bade Ems verstarb, ohne Nachkommen zu hinterlassen; bald folgte ihr im Jahre 1846 mein sehr verehrter Schwiegersohn, dessen würdiger Vater, Christian Friedrich, Professor zu Halle, erst 1851 in Zürich starb, dessen jüngerer Bruder Franz, Professor der Philologie in Rostock, der jüngste, Fridolin, Prof. der Theologie in Zürich ist.

Meine Frau vermachte mir gleichsam auf ihrem Sterbebette ihre älteste und treueste Freundin Caroline, Tochter des Majors Ernst von Naese, geb. den 6. April 1783**), welche ich am 27.

---

*) Die Familie Goldhagen stammt aus Nordhausen, wo der Moritz Eustachius Goldhagen (geb. 1701 † 1772) Rector war, dann an die Domschule zu Magdeburg kam und sechs Kinder hinterließ, die ältesten Töchter Amalie und Johanne heiratheten nach einander den Prediger Theune in Randau bei Magdeburg; die dritte den Prediger Sievern in Lemgo; die vierte, Julie, den Professor Deutsch zu Dorpat; der älteste Sohn, Friedrich, war Arzt in Sulza, der zweite, Karl, Kaufmann in Stettin, der dritte war Justiz-Amtmann, der vierte, Friedrich, (geb. 1742 † 1788) Arzt und Ober-Bergrath in Halle (dessen einzige und noch lebende Tochter den Legationsrath v. Lehmann, früher in Dessau, später auf seinem Gute zu Gutenberg bei Halle heirathete.) Der jüngste war mein Schwiegervater, verheirathet mit der Schwester des Ober-Secretair Schulze in Halle, der aus Magdeburg stammte, dessen ältester Sohn Professor der Medicin in Greifswalde ist.

**) Die Familie v. Naese stammt aus Ober-Schlesien, wo sie in Obigau und Walzen begütert war. Der letzte Rittergutsbesitzer v. Naese, der in schlechte Umstände gerieth, hatte drei Kinder, a) der Major Carl v. Naese, dessen noch lebender Sohn auch Major ist und wieder dessen Sohn Carl v. Naese, der jetzt als Landrath in Pommern fungirt; b) eine Tochter, die Hr. v. Waldau heirathete,

Jan. 1820 ehelichte. Auch mit dieser, meiner innigstgeliebten Ehefrau, habe ich stets und bis zu diesem Augenblicke eine höchst glückliche Ehe geführt und gewiß selten wird zwischen Eheleuten eine solche stete, nie getrübte Harmonie herrschen, als in unserer Ehe; nur den einzigen Wunsch hegen wir, daß wir zusammen sterben mögen, da der Ueberlebende sich unendlich einsam, verwaist und unglücklich fühlen würde.

Aus dieser zweiten Ehe ging auch nur ein Kind hervor, meine Tochter Caroline, geb. den 5. October 1821, die sich am 4. April 1842 mit dem Oekonomie-Amtmann, Pächter des Ritterguts Klein-Zschocher bei Leipzig, Hrn. Franz Manny, geb. den 3. Novbr. 1809, vermählte;*) welche Ehe keine glückliche und harmonische ist, daher eine Trennung, wenn auch nicht Ehescheidung erfolgte, was uns auf das tiefste bekümmert, unsere letzten Lebenstage trübt. Dieser Ehe entsproßten 4 Kinder, meine lieben Enkel: Franz Manny, geb. den 13. März 1843, Clara, geb. den 20. April 1844, Ida, geb. den 4. Juni 1845, Caroline, geb. den 25. März 1848.

Die Stellung eines westphälischen Tribunals-Procurator war eine freie, angenehme und einträgliche, und bei unserer geregelten, ökonomischen Hauswirthschaft konnten Capitalien gespart werden, besonders da wir mit dem Schwiegervater Goldhagen auch noch nach dem Tode von dessen Tochter sehr harmonisch lebten, meist nur eine Familie bildeten.

---

und c) meinen Schwiegervater Ernst v. Naese, (geb. den 19. April 1744 † den 9. Febr. 1828); er wurde als Königl. Page von den Russen gefangen und nach Petersburg abgeführt, trat später in das hiesige Regiment Thadden und verheirathete sich mit Friederike Dreisch von Buttlar (geb. d. 28. Jan. 1750 † d. 21. März 1814), aus welcher Ehe zwei Kinder entsprangen: 1) Caroline, meine Ehefrau und 2) Carl v. Naese, (geb. 1781 † 1854) Rittmeister in der preußisch. Armee, später Rentbeamter im Hannöverschen, verheirathet mit Henriette Giesecke aus Goßlar, (geb. 1796 † 1851) aus welcher Ehe 2 Kinder hervorgingen, a) Dorette v. Naese, (geb. 1820), vermählt mit dem Syndicus Neuberg in Goßlar und Stephanie v. Naese, geb. 1832.

*) Hr. Johann Friedrich Manny (der Vater, dessen Familie aus Frankreich stammt) geb. den 3. Januar 1784, Pächter in Teutschenthal, dann in Hohen-Prießnitz bei Eilenburg, verheirathete sich mit Friederike von Sydow aus Halle (der Jugendfreundin meiner ersten und zweiten Frau) geb. den 25. April 1786 † den 4. März 1821, aus welcher Ehe 6 Kinder stammen, von denen mein Schwiegersohn das älteste ist; er ging dann eine zweite Ehe, mit Antonie Hagemeier ein, welche 4 Kinder zur Folge hatte.

Den ruhigen geregelten Zeiten folgten bald sehr stürmische, da im Jahre 1812 der Krieg gegen Rußland ausbrach. Als Napoleon, bevor er nach Rußland ging, in Dresden einen großen Fürsten-Congreß hielt, zu dem sich auch der Kaiser von Oesterreich einfand, war ich zufällig mit meiner Frau ebenfalls dort, indem wir die sächsische Schweiz besuchen wollten. Der 16. Mai 1812 war ein sehr schöner Tag und Abend, der in der Erwartung des französischen Kaisers verstrich; als endlich Nachts um 11 Uhr Napoleon mit höchstem Glanze nun wirklich einzog, brach ganz unerwartet ein furchtbares Unwetter los, so daß Jedermann dies unwillkührlich für ein böses Omen ansprach. Einen mächtigen Eindruck machte am folgenden Morgen (den 17. Mai 1812) das feierliche Te deum in der katholischen Kirche mit obligatem Kanonendonner und Gewehrfeuer; eine so imposante Musik, wie man sie wohl kaum wieder hören wird. Prachtvoll war auch am 18. die Auffahrt der Fürsten und Gesandten nach dem Schlosse, wie der Einzug des österreichischen Kaisers und des Abends die Illumination, welche besonders längs der Elbe dem Auge auf die ausgezeichnetste Weise schmeichelte. So sah ich Dresden in seinem größten Pompe, später auch in seiner größten Schmach, einige Zeit nach Beendigung der Revolution im Jahre 1848.

Bald zeigten sich die Folgen der Dresdner Zusammenkunft; Truppen aller Fürsten und aller Art gingen bei uns vorüber, die größte und schönste Armee bildend, die je vielleicht existirte. Mit ihr zog Napoleon auch siegreich in Moskau ein, hier aber wendete sich sein Glücksstern und im Laufe des Winters sahen wir die schauerlichen Reste der Regimenter dieser so stolzen französischen Armee in dem erbarmungswürdigsten Zustande durch Halle zurückkehren.

Aber Napoleon's Macht war durch die Vernichtung dieser Armee, selbst durch den Abfall Preußens im Febr. 1813 noch nicht gebrochen, schon im April 1813 erschien ein neues, wohlgerüstetes französisches Heer hier im Herzen von Deutschland, und die Schlacht bei ützen am 2. Mai war seinen Waffen günstig; die verbündeten Heere mußten sich zurückziehen.

Nachdem aber der geschlossene Waffenstillstand abgelaufen, Oesterreich sich am 27. Juli den Verbündeten gegen Frankreich angeschlossen hatte, drangen diese überall siegreich vor. Da wurde die mörderische Schlacht vom 14—19. Octbr. bei Leipzig geschlagen, so nahe bei Halle, daß wir den Kanonendonner hören konnten,

und sich die Lazarethe füllten, die bald furchtbar anschwollen, auch über unsere Stadt Tod und Verderben brachten. Man war am 18. Octbr. in der ungeheuersten Spannung, erwartete den Rückzug über Halle und schon brach Alles in der Nacht vom 18. auf. In meiner Wohnung lag ein schwedisches Hauptquartier, da kam in der Nacht um 12 Uhr der englische General Stuart vom Schlachtfelde, der in drei Tagen nicht vom Pferde gekommen und so erschöpft war, daß ich ihn die Treppe fast herauftragen mußte, verkündete den Sieg und den Rückzug über Weißenfels, nun schöpfte man wieder Athem. Bald ging das Blücher'sche Chor in imposanter Stärke und Haltung hier durch und gern wurde es nach Kräften verpflegt, der Jubel war allgemein.

Die Schlacht von Leipzig entschied das Schicksal der Völker, Deutschland wurde frei von der französischen Herrschaft, Napoleon vertauschte im April 1814 den Thron von Frankreich gegen die Insel Elba, eroberte jenen aber schon wieder im März 1815, doch die Völkerschlacht von Waterloo am 18. Juni 1815 war entscheidend. Frankreichs Kriegsmacht war gebrochen, seine Revolution sollte nun beendet werden durch Einsetzung der alten legitimen Dynastie. Aber die verderblichen Institutionen und der alte Geist war nicht vernichtet, im Laufe der Zeit entwickelten sich neue und immer neue Revolutionen, die jetzt (1851) in das äußerste Stadium gelangten, wo die rothe, sociale Republik, die Vernichtung alles Eigenthums auf das drohendste dastand, als das endliche Ziel zu dem bei uns die Freiheits- und Gleichheits-Ideen führen müssen. Jetzt aber (den 2. Decbr. 1851) hat Louis Napoleon die Militair-Despotie zur Geltung gebracht, deren Folgen wir erwarten müssen.

In den Jahren 1813—1815 hatten wir viele Kriegslasten zu tragen, unsere Stadt war der Schauplatz mancher Gefechte, wurde mehrmals genommen und verloren, aber Ruhe und Ordnung blieb doch, gern brachte auch der Patriotismus jedes Opfer. Meine zwei Brüder folgten freudig den Preußischen Fahnen, obwohl ihr körperlicher Zustand es kaum zuließ und gern hätte ich ein Gleiches gethan, wenn die Verhältnisse mich nicht ans Haus gefesselt hätten; sehr groß waren die Lasten, welche die Zurückbleibenden tragen mußten.

In jenen Zeiten der Noth und der Trübsal schloß man sich eng an einander, jede Freundschaft und Bekanntschaft wurde fester und je mehr sich der Sieg den Preuß. Fahnen zuwendete, desto

heiterer erschien die allgemeine Stimmung, desto mehr herrschte allgemeine Freudigkeit. Unendlich freier war die Brust, die Würfel mochten fallen wie sie wollten, als in der jüngsten Zeit (1848 und 1849), wo die aus jenem französischen Saamen entsproßene Revolution so laut an unsere Thüren klopfte, einen Bürgerkrieg anmeldete, den schrecklichsten von allen, der jedes biedere Herz mit Bangen erfüllte.

In den schweren Kriegsjahren 1813—1815 stockten natürlich auch die juridischen Geschäfte und mit desto größerm Eifer widmete ich mich den Studien, auch den geschichtlichen; mit Vorliebe beschäftigte ich mich mit den, aus den verschiedensten Gesichtspunkten aufgestellten Mineral-Systemen aller Völker und Zeiten, auch mit der Mineralogie des Plinius und der andern Autoren. Ich habe einen Abriß aller bekannten Mineral-Systeme in mehreren Folianten zusammengeschrieben, der für die Geschichte der Mineralogie von wesentlichem Interesse ist, hinterlasse auch eine ziemlich ausgearbeitete, wohl recht gründliche Mineralogie der Alten, die eine wesentliche Lücke in unserer Literatur ausfüllen würde, auch gewiß viel Beachtungswerthes enthält, aber ich bin nicht zu der Herausgabe gekommen, da mir die philologische Hülfe fehlte, die mir unentbehrlich schien.

Die alten Völker, die Aegypter, Phönizier, Kelten, Griechen, am wenigsten wohl die Römer, hatten gewiß eine genaue Kenntniß der Mineralien, auch wissenschaftliche Schriften über die Mineralogie, daneben viele mysteriöse und cabalistische über den Einfluß der Elemente und Steine auf die Natur und den Menschen. Leider ist von dieser Litteratur gar nichts auf uns gekommen. Das Buch über die Steine, welches dem Theophrast zugeschrieben wird, ist werthlos. Plinius, indem er seine allgemeine Naturgeschichte schrieb, verstand von der Mineralogie offenbar gar nichts. Sein Buch über diesen Gegenstand ist uns werthvoll, weil es uns eine Menge Notizen erhalten hat, an sich aber wohl eine ganz kritiklose Compilation, die uns keinen Einblick gewährt in den Zustand der wissenschaftlichen Mineralogie jener Zeit. Bei Abfassung desselben hatte er eine Reihe von Büchern von sehr verschiedenem Werth und Inhalte vor sich, die er ohne Auswahl und Kritik excerpirte und diese Excerpte fortlaufend hinter einander wegschrieb. Man kann daher den Plinius nicht so lesen, wie ein anderes wissenschaftliches Werk, kann aus seiner Darstellung nicht auf den Stand der Wissenschaft jener

Zeit schließen, sondern muß seine Nachrichten in die einzelnen Excerpte und Sätze aufzulösen suchen. So von den guten Körnern die Spreu separiren, dies zu thun, habe ich versucht.

Ein wichtiges Hülfsmittel zur Kenntniß der griechischen und römischen Mineralogie bilden die Mineralnamen in den orientalischen, semitischen und keltischen Sprachen, mit denen ich mich so viel beschäftigte, als es meine schwachen Kräfte nur zuließen. Aus diesem Studium entstand meine, meist in jenen Kriegsjahren zusammengetragene

„Mineralogia polyglotta"

die erst, Halle, 1849, herauskam, auch nicht erschienen sein würde, wenn nicht die Drucker, die gewöhnlich für mich arbeiteten, in der traurigen Zeit von 1848 und 1849 mich zu sehr um Arbeit angesprochen hätten. Das Büchelchen giebt die Mineralnamen bis in **100** Sprachen und leicht läßt sich daraus ersehen, aus welcher Ursprache die Mineralnamen der neuern europäischen Sprachen stammen, ob aus dem Keltischen, Indischen, Phönizischen, Persischen rc.; manchen guten Nachweis wird diese Compilation dem Philologen bieten, vorzüglich aber Demjenigen, der sich mit der Mineralogie der Alten beschäftiget.

Allmählig breitete der Friedens-Zustand seine Fittige aus; das Königreich Westphalen erlosch nach kurzer Dauer, wir kehrten zurück unter die Herrschaft des angestammten Fürstenhauses; die alte Regierung trat ein, auch die alte Justizverfassung, und ich wurde unterm 11. Febr. 1815 provisorisch, unter dem 16. März 1821 definitiv zum Königl. Preuß. Justiz-Commissar ernannt.

Einestheils war diese geschäftliche Stellung eine andere, als die frühere geworden, die mir nicht recht zusagen wollte, andererseits hatte mich die Wissenschaft derartig gefesselt, daß mir die juridische Praxis, überhaupt das praktische Leben unangenehm war, ich wünschte nur dem Studium mich zu widmen, zog mich allmählig von der Praxis zurück, gab sie dann ganz auf, erhielt aber erst durch das Ministerial-Rescript vom 17. März 1835 die lange gewünschte förmliche Entlassung aus dem Staatsdienste, lebte aber besonders seit dem Jahre 1820 allein der Wissenschaft, wo meine schriftstellerische Laufbahn eigentlich begann.

Bei meiner Neigung für das Reich der Steine wünschte ich auch etwas nähere Kenntniß zu erlangen von dem Technischen des Bergwesens überhaupt, besonders in unserer Gegend, und da jetzt

nach Halle ein Königliches Ober-Bergamt gekommen war, mit dessen Director, Hrn. Berghauptmann v. Veltheim ich in nahen wissenschaftlichen Beziehungen stand, mit ihm sehr befreundet war, so wendete ich mich an dieses und erhielt auch unter dem 16. Juli 1816 die Erlaubniß, den Sitzungen desselben beizuwohnen. Mehrere Jahre wurde ich bei demselben beschäftiget, und hatte Gelegenheit, die wichtige Registratur zu benutzen; da es aber gar nicht in meiner Absicht lag, im Bergfache eine bestimmte Stellung zu erhalten, so zog ich mich allmählig wieder zurück, nachdem ich die gewünschte Uebersicht erhalten hatte.

Ich lebte nun ganz der Wissenschaft, brachte die Sommer-Monate auf Reisen zu, um allmählig alle Theile von Deutschland wie der Nachbar-Länder in geognostischer Hinsicht zu studiren, die Männer von Fach, wie die geognostischen Sammlungen kennen zu lernen, lebte die übrige Zeit zu Hause, in der Familie und hinter dem Schreibtische, lieferte fortwährend geognostische Charten und Schriften, die allmählig eine ganze Reihe von Bänden bildeten.

Meine schriftstellerischen Leistungen wurden vielfach, selbst höchsten Ortes anerkannt; ich wurde zum Königl. Preuß. Hofrathe ernannt, wegen meiner, Sr. Majestät gerühmten guten Eigenschaften und der durch die geognostischen Forschungen erworbenen Kenntnisse, wie es wörtlich in dem höchst vollzogenen Diplome, de dato Berlin den 10. Febr. 1823 heißt; auch gingen mir im Laufe der Zeit fast von allen mineralogischen und naturforschenden Gesellschaften des In- und Auslandes Diplome zu.

Bei dieser Thätigkeit führte ich ein sehr angenehmes, heiteres Familienleben, auch ein sehr gastliches Haus, in welchem Männer der Wissenschaft einsprachen; meine älteste Tochter bewegte sich gern in geistreicher Gesellschaft und viele junge Leute besuchten damals mein Haus, die jetzt hochgestellte Männer sind.

In dieser behaglichen philosophischen Ruhe, entfernt von allen öffentlichen Geschäften, bloß der Anschauung, bloß den Wissenschaften lebend, während des Sommers meist auf der Reise, sonst mit Schreiben und Studiren beschäftigt, bin ich über 30 Jahr verblieben, gehöre jetzt freilich ganz in's alte Register, habe nur sehr wenige bejahrtere Wissenschaftsgenossen vor mir, wie v. Humboldt (geb. 1769), v. Buch (geb. 1777, der nun auch 1853 abgetreten ist), v. Leonhard (geb. 1779), Carl v. Raumer (geb. 1783). Ein langes Glück habe ich allein in der Familie und in dem Studium ge-

funden, habe nie Verlangen getragen nach Stellen, Gehalten, Ehre, Ruhm und Einfluß; ja ich hielt mich lange Zeit hindurch für einen der glücklichsten Menschen, eben weil ich mit meinem Loose ganz zufrieden war, nichts Höheres und Mehreres begehrte, keine Ansprüche, keine Forderungen an die Welt machte, Eitelkeit und Ruhmsucht mir fremd waren, ich allen Streit zu vermeiden suchte; auch genoß ich allmählig das Gefühl der Wohlhabenheit, in gewöhnlichen bürgerlichen Verhältnissen, obwohl mein Vermögen wenig bedeutend, mein Einkommen geringer war, als das der meisten meiner Freunde und Verwandten. Weil wir aber stets unsere Ausgaben derartig nach der Einnahme einrichteten, daß immer etwas übrig blieb, mochte es auch noch so wenig sein, so hatten wir nie Mangel, konnten der Zukunft heiter entgegensehen. Solch eine Einrichtung ist freilich nur möglich, wenn man das Glück hat, eine liebende Gattin und verständige Hausfrau zu besitzen, mit der man in höchster Harmonie lebt. Meine beiden Frauen waren und sind mir solche gute Geister, solche Beglücker des Lebens, solche treue Begleiter auf den irdischen Wegen, die ich verehren werde, so lange ich hienieden walle. Sie verdienen den Denkstein, den ich ihnen hiermit für meine Nachkommen setze.

Dies sind so einige Momente über mein bürgerliches äußeres Leben in der Welt, das freilich gar keine interessanten, romantischen, wichtigen Beziehungen oder Begebenheiten darbietet, sich in einem sehr engen Kreise bewegt hat. Jetzt mag die Rede davon sein, wie ich zu der Wissenschaft stand, was in dieser geleistet wurde, denn diese erscheint als das Feld, für das ich bestimmt bin, nicht die Industrie, oder die Politik, nicht das staatliche öffentliche Leben. Es mögen die wissenschaftlichen Ansichten und Systeme erwähnt werden, die ich in sehr unblutigen Kriegen mit wenig schwarzer Tinte verfocht, die aber den herrschenden meist sehr entgegenstanden, da es zu meinen Eigenthümlichkeiten gehört, mit eigenen Augen zu sehen, auf eigenen Füßen zu stehen, selbst zu prüfen, bloß von Autoritäten mich nicht bestechen und bestimmen zu lassen.

Meine Mutter erhielt in ihrer Jugend, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, ein Kästchen mit recht hübschen Mineralien, besonders Kalkspath, Quarz, Bleiglanz 2c., welches auf den Boden gekommen war, wo ich es als Knabe fand, daran außerordentliche Lust und Freude hatte. Ich reinigte die Stücke, legte sie sorgfältig zusammen und sie bildeten die Grundlage meiner, später so großen

Sammlung. Auf dem Gymnasium trug Dr. Wilweber Naturgeschichte vor und da er auf das Steinreich kam, legte ich ihm meine Steine vor, um deren Namen zu erfahren; er erklärte aber zu meinem Erstaunen, wie er von den Steinen gar keine nähere Kenntniß habe (auch beschränkte sich sein Unterricht nur auf das Vorlesen von Funk's Naturgeschichte); doch bald hatte ich anderwärts die Namen meiner Steine erfahren, sie mir auch eingeprägt, und war nun hoch erfreuet mehr von der Mineralogie zu wissen als der Lehrer. Ich sammelte und suchte recht fleißig was von Steinen aufzutreiben war, etiquettirte auch jedes Stück und es liegt mir noch heute ein Verzeichniß meiner Sammlung vom Jahre 1798 vor, aus dem hervorgeht, wie ich schon als 14jähriger Knabe die Umgegend von Halle recht durchsucht und vieles zusammengebracht hatte. Mein Vater sah mit Vergnügen diese Neigung zur Mineralogie, nährte sie gern, sorgte für Vergrößerung meiner Sammlung; er ließ mir durch einen Juwelier eine Suite edler Steine ankaufen und schenkte mir zum Weihnachten einen neuen, ordentlichen Mineralienschrank, der mir noch jetzt ein theures Andenken ist; er empfahl mich auch dem Prof. Forster, der mit Cook die Welt umschifft hatte und eine bedeutende Mineraliensammlung besaß, die er mir zeigte, selbst Manches davon schenkte. Die beste Sammlung hier, die auch später von der Universität angekauft wurde, besaß der bekannte Sprachforscher, Professor Vater, der auch zuweilen über Mineralogie Vorlesungen hielt, mit dem ich aber nicht bekannt wurde; dagegen führte mich mein Vater bei einem Manne ein, dem ich außerordentlich viel verdanke, bei dem Dr. Zeperneck hierselbst, dem Bruder des Tribunals-Präsidenten.

Dieser war ein Sonderling seltener Art, denn bei einem großen Vermögen lebte er ganz isolirt, von der Welt ganz geschieden, nur für die Naturwissenschaft und seine Sammlungen, ohne hier aber irgend etwas Eigenes produciren zu können. Er war ein unverheiratheter, unendlich gutmüthiger Einsiedler, der höchst selten seine Wohnung verließ, bei seinen vorgerückten Jahren noch nie weiter gekommen war, als einige Male auf sein Rittergut Stichelsdorf, eine Stunde von Halle, und als ich ihn später einmal vermochte, unter meiner Begleitung eine Fahrt nach Volkstädt bei Eisleben zu machen, um eine Conchylien-Sammlung des Herrn Barons von Firks anzusehen und anzukaufen, war dies die größte und einzige Reise, die er in seinem Leben gemacht hat. Er be-

wohnte die oberste Etage seines (oder seines Bruders) großen Hauses Nr. 822 am Markte, (welches später Madame Stegmann kaufte), wo seine ansehnliche Mineralien- wie Conchylien-Sammlung und Bibliothek aufgestellt war, für deren Vermehrung er jährlich mehrere Hundert Thaler aufwandte; nur in diesen stillen Kreisen verbrachte er sein eben so stilles und harmloses als zufriedenes Leben, in Gesellschaft einer alten Köchin, die für seine Bedürfnisse sorgte. Es kaufte viele, selbst kostbare Bücher, studirte sie auch, hatte sehr viele positive Kenntnisse, war aber nicht im Stande, sie anders mitzutheilen, als wenn man sie ihm gleichsam abfragte. Die einzige Gesellschaft, die er besuchte, war die hiesige naturforschende, als deren ehrwürdiger Präsident er sehr lange fungirte, die er in schweren Zeiten mit Geldmitteln freigebig unterstützte; wenn er aber gedrängt wurde, einen Vortrag zu halten, so fiel dieser ungemein holprich aus.

Der Grund der Zeperneck'schen Sammlung stammte aus alter Zeit; man fand noch in großer Menge die Naturspiele, die bunten Marmorarten, die bedruckten, sonst officinellen Siegelerden, aber auch alle bekannten Mineralgattungen, Felsarten und Petrefacte; die neuern Sachen waren am geeigneten Orte einrangirt und es fehlte nicht an ausgezeichneten Exemplaren. Jahre lang ging ich fast jeden Nachmittag zum alten Zeperneck, der mich sehr lieb gewonnen hatte, wo wir bei einer Tasse Kaffee mit größter Sorgfalt die ganze Sammlung genau und wiederholt durchgingen, wobei ich Erläuterungen, auch Abfälle aller Art erhielt, wodurch meine Sammlung, die sich auch durch Ankäufe vermehrte, ein ganz systematisches Ansehn erhielt. Diese, an die unmittelbare Betrachtung angeknüpften wissenschaftlichen Unterhaltungen, die zum Theil in meine Studentenjahre (1803—1806) fielen, gewährten gewiß mehr Nutzen, als wenn ich ein gewöhnliches Collegium der Mineralogie gehört hätte, legten einen guten Grund für Mineralogie und Geognosie.

Gleich nach dem Ende meiner Studentenzeit, erhielt ich einen neuen mächtigen Impuls für das Studium meiner Lieblings-Wissenschaft.

Die Schwester meiner Urgroßmutter hatte einen Pastor Germar in Münsleben geheirathet, dessen Enkel, Eberhard Germar, (geb. 1738 † 1819) als großer Fabrikant und Handelsherr damals zu Glaucha in Sachsen wohnte, wo er eine so ehrwürdige Familie bildete, als mein Großvater in Cröllwitz, den er auch öfters be-

suchte. Dessen dritter Sohn, Ernst Germar (geb. den 3. Novbr. 1786), der wenig jünger war als ich, besuchte das Gymnasium in Meiningen und bezog dann die Bergacademie in Freiberg, wo er von 1804—1807 die Bergwerks-Wissenschaften studirte, fleißig bei Werner Collegien hörte. Nach absolvirtem Studium frequentirte Germar auf hergebrachte Weise die Universität Leipzig, um die den höhern Bergbeamten nöthigen juridischen Kenntnisse sich zu erwerben. Von Leipzig kam er 1807 nach Halle, um seine hiesigen Verwandten zu besuchen, wo wir beide uns zuerst kennen lernten und bald einen Freundschaftsbund schlossen, der noch fester dadurch wurde, daß Germar 1810 seinen Wohnsitz in Halle nahm, hier promovirte, sich bei der Universität habilitirte (wo er 1812 bei dem Abgange von Steffens, Director des Universitäts-Mineralien-Cabinets, 1816 extraordinairer, 1823 ordentlicher Professor wurde) und am 1. Septbr. 1815 meine jüngste Schwester eheligte, so ein höchst ehrenwerthes Glied unserer Familie wurde.

Germar hatte mit größtem Fleiße die Vorträge von Werner gehört, sich über Oryktognosie und Geognosie vortreffliche Hefte ausgearbeitet, die er mir (1807) mittheilte; diese studirte ich, schrieb sie mit großer Sorgfalt ab und so wurde ich ganz in die Lehre Werners eingeweihet, der damals auf dem höchsten Gipfel seines Ruhmes stand, eine unendliche Berühmtheit genoß, als der erste Coryphäe der Wissenschaft dastand. So kam ich durch eigenes Studium mehr und mehr in Besitz von tüchtigen Kenntnissen in der Mineralogie, ohne eigentlich einen Lehrer gehabt zu haben, der mir seine Theorie einimpfte, mich durch schöne Vorträge bestochen hätte.

Durch Vermittelung Germar's kaufte ich 1815 in Leipzig die große Mineralien-Niederlage des verstorbenen bekannten Mineralien-Händlers Geißler, kam so in Besitz einer ungeheuern Masse von Mineralien, aus der ich mir herauswählte, was passend schien, wodurch meine Privat-Sammlung eine große Ausdehnung erhielt. In Verbindung mit Germar etablirte ich selbst ein Mineralien-Comptoir, wobei durch Kauf und Tausch mir wieder viele Mineralien zuströmten, aus denen ich mir das brauchbarste auslesen konnte; aus dem Nachlasse des Professors Noldè, der lange in Italien zubrachte, erkaufte ich eine große Sammlung vulkanischer Gegenstände, die er dort gesammelt hatte; Germar schenkte mir, was er auf der Reise durch Dalmatien (1811) gesammelt hatte; auf meinen spätern geognostischen Reisen schlug ich große Suiten zusammen;

so wuchs nun meine Sammlung mehr und mehr an, erhielt eine solche Ausdehnung, daß ich endlich Einhalt thun und abschließen mußte.

Meine Sammlung war bedeutender und instructiver, als das damalige Universitäts-Cabinet, das überdem Steffens nicht zweckmäßig aufstellte, denn er hatte sehr hohe Schränke mit großen, unbehülflichen Schubkasten anfertigen lassen, die nur schwer gehandhabt werden konnten; auch befand es sich in einem höchst unfreundlichen, feuchten Locale, in den untern Räumen der hiesigen Residenz, die jetzt zu dem Entbindungs-Institute gehören. Als nun im Jahre 1819 Carl v. Raumer, geb. 1783, (der Nachfolger und Schwager von Steffens), als Professor der Mineralogie hierherkam, so erklärte er gleich: das Universitäts-Cabinet nicht brauchen zu können, hat es auch nie benutzt; er wünschte meine Sammlung seinen Vorträgen zu Grunde zu legen. Gern überließ ich sie ihm mit den dazu gehörigen Localitäten und so lange er hier war (von 1819 bis 1822, wo er nach Nürnberg, später nach Erlangen ging), brachte er jeden Morgen von 9 bis 12 Uhr in meiner Sammlung zu, meist umgeben von den sehr wenigen Studenten, die seinen Unterricht benutzten, von denen Wackernagel (später Professor in Basel) der ausharrendste war. Geordnet war die oryktognostische Sammlung nach Principien, die ich später darlegte in einer Abhandlung: Versuch einer kreisförmigen Reihung der chemischen Elemente, als Basis eines Mineralsystemes (in meiner Zeitschrift: Deutschland geognostisch-geologisch dargestellt, Band 4. v. J. 1826). An dieser Aufstellung im Allgemeinen änderte Raumer nichts, aber innerhalb der einzelnen Gattungen legte er die Kristallisations-Suiten mit Meisterschaft zusammen.

Die Vorlesungen über Mineralogie von Steffens (1805 bis 1819), die ich auch zuweilen besuchte, waren lebendig und interessant durch eine Menge seiner Bemerkungen, besonders über die Metamorphosie der Mineralien, die jetzt eine immer wichtigere Rolle zu spielen beginnt, wogegen sein Nachfolger, Carl v. Raumer (1819 bis 1822), dessen Gesichtspunkt fast ausschließlich auf die Kristallformen gerichtet war, die gewiß ganz seltene Eigenthümlichkeit hatte, in seinem Unterrichte fast nie ein Wort zu reden, und wenn er es zuweilen that, so geschah es mit wenigem Geschick. Er ging von dem, in gewisser Hinsicht vielleicht wahren Gesichtspunkte aus, daß, wer Etwas gründlich wissen wollte, es eigentlich selbst erfinden müsse,

daher wollte er Mineralogie und Kristallographie, auch Geognosie nicht eigenthümlich lehren, darüber Vorträge halten, sondern nur Anleitung geben, diese Gegenstände selbst zu lernen, selbst zu erfinden. Bei den einzelnen Gattungen lagen die Kristalle in möglichst vollständigen Suiten und es war nun die Aufgabe der Studirenden, diese Körper so lange zu betrachten, bis sie selbst auffanden, wie aus gewissen einfachen Formen andere und zusammengesetztere sich entwickeln, welche Art des Unterrichts wenigstens sehr zeitraubend ist, auch wenig Beifall fand, aber consequent durchgeführt wurde.

Prof. v. Raumer wünschte sehr meine Sammlung vom Staate für die Universität angekauft zu sehen, da nun auch das Ministerium hierzu geneigt war, so erhielt Berghauptmann v. Veltheim und Prof. Germar den Auftrag, eine Taxe derselben anzufertigen, wobei allein die oryktognostische Sammlung auf 2000 Thlr. abgeschätzt wurde. Die langsam geführten Unterhandlungen waren lange nach v. Raumer's Abgange ziemlich zum Abschluß gediehen, als das kriegerische Jahr 1830 eintrat, wo der Staat Anstand nahm, Ausgaben zu wissenschaftlichen Zwecken zu machen; da mir nun an dem Verkaufe auch nichts lag, ich mich nicht gern von der Sammlung trennen wollte, später auch Prof. Germar vorzog, lieber das Universitäts-Cabinet zu ergänzen, als es mit einer Masse zum Theil schon vorhandener Mineralien zu beladen, so behielt ich meine Sammlung und hatte noch 20 Jahre meine Freude daran.

Im Laufe der Zeit, bei immer mehr vorgerücktem Alter regte sich der Wunsch, daß auch nach meinem Tode die Sammlung zusammenbleiben, fernerweit Nutzen wie Freude gewähren möchte; der Gedanke wurde mir immer schmerzhafter, nach meinem Tode das von mir emsig und mit Liebe Zusammengebrachte, auch die Belegstücke zu meinen Schriften, um geringen Preis an einen Mineralienhändler veräußert, zerstreuet, bald spurlos verschwunden zu wissen. Da meine Erben den Werth wohl verschmerzen können, so habe ich im Jahre 1850 meine ganzen Sammlungen, über 10,000 Stück mit den Schränken und Vorräthen den hiesigen Francke'schen Stiftungen (dem Waisenhause) geschenkt und übergeben, was recht ehrenvoll anerkannt ist in der Nachricht über das Königliche Pädagogium zu Halle, herausgegeben vom Director Niemeyer, funfzehnte Fortsetzung 1850. Ich habe diese Schenkung um so lieber gemacht, da mehrere Lehrer des ehrwürdigen Instituts mit großer Vorliebe Mineralogie treiben. Wün-

Wünschen und hoffen will ich, daß das von mir Zusammengebrachte hier noch recht lange als „Kefersteinsche Mineraliensammlung“ erhalten und viel benutzt werden möge, sich nützlich macht, noch in später Zeit Anerkennung findet. Oeffentliche Anstalten gewähren solchem Besitzthume eine gewisse Dauer und Sicherheit und vielleicht finde ich Nachfolger, welche die Sammlungen der Franckeschen Stiftungen fernerweit bereichern.

Von meiner mit Fleiß und Aufwand zusammengebrachten Bibliothek habe ich bereits einen nicht großen Theil — die Sammlung aller Mineralsysteme und Oryktognosien — der hiesigen Universitäts-Bibliothek geschenkt*) bei Gelegenheit des Jubiläums meines verehrten Lehrers, des Prof. und Ober-Bibliothekar Voigtel; den Hauptstamm derselben, besonders die Werke und Zeitschriften über Geognosie und Geologie, wie meine Landkarten, Autographensammlung und Manuscripte mochte ich auch nicht unter dem Hammer des Auctionators vereinzelt zu sehen, sondern sie lieber ebenfalls den Franckeschen Stiftungen schenken, als Pertinenz der „Kefersteinschen Mineraliensammlung,“ die dadurch nutzbarer werden dürfte.**)

Von Hause aus war es nicht sowohl die Mineralogie, oder die Oryktognosie nach Werners Bezeichnung, d. i. die specielle Kenntniß der einzelnen Mineralien als solche, die mich ansprach, sondern vielmehr die Geognosie, d. i. die Kenntniß von dem Baue unserer festen Erdrinde und die damit unmittelbar zusammenhängende Geologie, d. i. die speculative Theorie über die Bildungsweise unserer Erde. Wie man, meiner Erfahrung gemäß, nicht nach seinem Gefallen Mineralog, Botaniker oder Zoolog werden kann, sondern für eins dieser Fächer geboren und mit Anlagen begabt sein muß, so kann man auch nicht nach seinem Gefallen Oryktognost oder Geognost werden, sondern auch dieses hängt wohl mit Anlagen zusammen, die von der Natur gegeben sein müssen, besonders von der

*) Schon im Jahre 1824 haben wir, die Gebrüder Keferstein, eine vom Vater ererbte werthvolle Sammlung von mehrern Tausend wichtigen juridischen Dissertationen in mehr als 300 starken Bänden der hiesigen Universitäts-Bibliothek geschenkt, wo sie, als Kefersteinsche Sammlung auch unzertrennt erhalten werden soll.

**) Ausgeführt ist dieser Vorsatz im Februar 1853, wo ich durch gerichtlichen Act diese Schenkung vollzogen, auch ein Capital von 500 Thlr. gezahlt habe, von dessen Zinsen die Bibliothek vermehrt und die Sammlung erhalten werden soll.

Organisation des Auges, ob dieses leichter kleine oder große Gegenstände auffaßt, und mit solchen Anlagen hängt wohl die Lust für dieses oder jenes Fach zusammen. Der Oryktognost hat es nur mit einzelnen, kleinen, feinen, scharf bestimmten Gegenständen, vorzugsweise mit den Gestalten und den zarten Flächen der Kristalle zu thun, kann und muß hierbei Microscope und andere Instrumente anwenden; je mehr nun sein Auge geeignet ist, die feinsten Beobachtungen zu machen, die zartesten Unterschiede zu entdecken, je micrologischer er ist, desto mehr wird er zu leisten im Stande sein. Eine ganz entgegengesetzte Sphäre ist die des Geognosten, der hat es nicht zu thun mit den einzelnen Krystallen und Mineralien, sondern im Gegentheile mit ganzen Straten und deren Gruppirung in mächtige Formationen, mit der Construction ungeheurer Gebirgsmassen, was alles nur im Großen aufgefaßt werden muß, wobei die einzelnen Mineralien und Krystalle nur eine höchst untergeordnete Rolle spielen.

Das Auge, welches vorzugsweise organisirt ist, das Feinste aufzufassen, wird nicht wohl geeignet sein, die großen, macrologischen Lagerungs-Verhältnisse und gegenseitigen Beziehungen der mächtigen Straten, Formationen und Gebirge zu überschauen. Die Mineralien sind gleichsam die einzelnen Buchstaben in dem großen Buche der Natur, die man freilich kennen muß um es zu lesen, das man aber nur verstehen kann, wenn man weniger die einzelnen Buchstaben, als deren Verbindung in Worte und ganze Sätze betrachtet. Unsere großen Oryktognosten waren daher meist keine hervorragenden Geognosten und die, auf Oryktognosie basirten geognostischen Systeme waren nicht der Natur gemäß. Indem mein Auge nicht für das Micrologische organisirt war, vermochte ich nichts Wesentliches für Oryktognosie, Kristallographie und Petrefactologie zu leisten, mein Feld war die Geognosie und Geologie.

Im Fache der Mineralogie habe ich nur einige Abhandlungen geliefert, wie: über den weißen Serpentin (in Schweiggers Journal v. J. 1817), über das Weißkupfer (in Schweiggers Jahrbuch v. J. 1823) und andere gleich zu erwähnende Gegenstände; war außerdem nur betheiligt an der Herausgabe eines größern, selbstständigen Buches über Mineralogie. Mein sehr lieber Freund, Prof. Meinecke hieselbst (geb. 1781, gest. 1823), hielt es für zeitgemäß, eine kleine, portative Mineralogie erscheinen zu lassen, die den reisenden Mineralogen auf ähnliche Art begleitete und diente,

wie dem Botaniker seine Floren, er lud mich ein, hierbei mich zu betheiligen und die erste Hälfte, die Steine und Salze, zu bearbeiten, wogegen er auf gleiche Art die Metalle und brennlichen Mineralien geben würde. So entstand das

Mineralogische Taschenbuch für Deutschland, zum Behufe mineralogischer Excursionen und Reisen, herausgegeben von Meinecke und Keferstein, Halle 1820.

Es enthält eine kurze präcise Mineralogie, welche vorzugsweise die Fundorte der Mineralien berücksichtigt und diese möglichst genau angiebt. Das zu Grunde gelegte System ist dasselbe, wonach meine Mineraliensammlung geordnet wurde und basirt vorzugsweise auf natürlicher Verwandtschaft. Alle amorphischen Mineralien werden an die kristallinischen angereiht; so erscheint z. B. der Thonschiefer als amorphischer Glimmer. Dieses Büchelchen fand viel Beifall und Absatz; Prof. Zimmermann zu Gießen legte es seinen Vorträgen über Mineralogie zu Grunde und Alex. v. Humbold sagte mir: daß es ihn auf seinen spätern Reisen stets begleitet habe.

Wie es wohl in der Ordnung ist, begann ich meine Studien nicht mit theoretischen Speculationen, sondern mit practischen Beobachtungen, mit der genauen Erforschung der mineralogischen und geognostischen Verhältnisse der Umgegend von Halle; als Führer dienten mir die vorhandenen Oryktographien von J. J. Leske (v. J. 1730) und C. Schmieder (1797), die sich ihrer Zeit wesentliche Verdienste erworben hatten. Mein Eifer führte zu manchen interessanten Beobachtungen und Entdeckungen, die dann in der naturforschenden Gesellschaft referirt, weiter besprochen wurden und deren Jahresberichte zeigen am besten, wie viele und vielseitige Vorträge ich gehalten habe.*)

Bald wurde der Wanderstab auch weiter gesetzt; 1811 ging ich nach Thüringen, 1812 in die sächsische Schweiz, 1813 auf den Harz (auch 1817, 1819, 1822 und 1823), 1816 auf den Thüringerwald (wo ich mehrere Tage bei dem ehrwürdigen Bergrath Voigt in Ilmenau zubrachte, dem Hauptgegner Werner's, dessen Beobachtungen stets den Stempel der Wahrheit und Klarheit tragen),

*) In der Zeit von 1808—1827 habe ich mehr als 60 Vorträge und Reden gehalten, z. B. bei Einführung des Hrn. Gebauer (1809), Berghauptmannes Wille (1812), Dr. Sprengel (1813) und vieler Andern.

1817 in das sächsische Erzgebirge; stets hatte ich den Ränzel auf dem Rücken, den Hammer in der Hand und war mit Steinen beladen.

Der Aluminit aus dem Garten des Königl. Pädagogiums in Halle, das einzige Gestein, welches Halle in mineralogischer Hinsicht berühmt macht, wurde mir bald um so wichtiger, da ich, bei meinen vielen Excursionen das Glück hatte, einen neuen, höchst interessanten Fundort desselben bei Morl zu entdecken, der Aufschluß gab über dessen bis dahin so problematische Entstehung. Meine erste Arbeit war eine Abhandlung über den Aluminit, die ich schon am 9. Juli 1808 in der hiesigen naturforschenden Gesellschaft vortrug, die dann im v. Leonhard'schen Taschenbuche der Mineralogie v. J. 1816, pag. 3 abgedruckt und bald in das Französische übersetzt würde (in die Annales des mines v. J. 1821.)

In unsern Braunkohlen entdeckte ich auch ein neues, bernsteinartiges Fossil, den Retinasphalt, der seitdem in den Mineralsystemen seinen Platz gefunden hat und meine deßfalsige Abhandlung trug ich am 29. Juli 1808 der hiesigen naturforschenden Gesellschaft vor, die bald abgedruckt wurde in dem Journal der Chemie von Buchholz I., 3, pag. 290.

Ueberhaupt richtete ich meine vorzüglichste Thätigkeit auf die specielle Untersuchung der hiesigen Braunkohlen, deren Wichtigkeit mit jedem Jahre mehr hervortrat, die nach der Werner'schen Lehre wenig berücksichtigt, nur als zufällig zusammengeschwemmte Massen betrachtet wurden, was mir bald ein sehr großer Irrthum zu sein schien, denn ich erkannte hier eine sehr wichtige, sehr verbreitete geognostische Formation, deren Glieder viel Interessantes darboten, besonders als ich entdeckte, daß die, damals so sehr häufigen, jetzo sehr seltenen weißen Knollen, die zuweilen vorkommenden weißen, erdigen Flötze und die sogenannten braunen Mergelflötze aus erdigem Gyps bestehen. Ich lieferte eine Beschreibung der damals bei Dölau gangbaren (später eingegangenen) Braunkohlengrube, in Kastner's Gewerbfreund vom Mai 1816, und bald eine ausführliche Arbeit (die erste geognostische) über die Braunkohlen unserer Gegend in v. Leonhard's Taschenbuche der Mineralogie v. J. 1822, wo zuerst eine Beschreibung der Braunkohlenformation, als solche, mit ihren verschiedenen Gliedern gegeben wird, zu denen auch, und zuerst, der merkwürdige Braunkohlensandstein gezählt wird, der noch jetzo viel Räthselhaftes darbietet und eine große

technische Anwendung, besonders beim Chausseebau, auch neuerlich zu Mühlsteinen, findet.

Der alte aufmerksame Lerche hatte in seiner Orographie von Halle v. J. 1730 auf ein weißes erdiges Stratum zwischen Passendorf und Nietleben aufmerksam gemacht, das aus kleinen, ganz eigenthümlich geformten Körpern besteht, die er sehr gut und richtig abbildete. Diese beschäftigten mich lange, bis ich endlich die Freude hatte, zu ermitteln, daß es ganz dieselben Körper wären, die sehr häufig in dem pariser Grobkalk vorkommen, wo sie für Schalen kleiner Thiere angesehen und als Gyrogoniten bezeichnet wurden. Als ich aber über diese interessante Entdeckung in der naturforschenden Gesellschaft Vortrag hielt (den 2. Aug. 1823), erkannte das scharfe Auge des Prof. Kaulfuß diese Körper für Saamen der lebenden Chara-Pflanze, wofür auch wenig später die Gyrogoniten von Paris angesprochen wurden. Jetzo wachsen in jener Gegend hinter Passendorf gar keine Charen und eine bedeutende, wenn auch ganz locale Ablagerung von Saamen derselben, bleibt immer eine auffallende Erscheinung.

Eigenthümlich sind unserer Gegend auch die sogenannten Ingwersteine, die sich am Ufer der Saale, zwischen der Elisabethbrücke und Gimritz, besonders nach Wasserfluthen, in großer Menge finden und ziemlich die Form der Ingwerwurzeln haben, die aber Hr. Dr. Schmieder in seiner Oryktographie v. J. 1797 für, durch das Wasser veränderte Schlacken angesprochen hatte, welcher Conjectur ich ohnmöglich beipflichten konnte. Nach einer chemischen Analyse, die ich veranlaßte, bestehen sie vorzugsweise aus kohlensaurer Kalk- und Bittererde und in einem Vortrage vom 16. Decbr. 1825 sprach in sie für Concretionen der dort zu Tage tretenden Lehmstraten an, die aber durch ihr locales Auftreten Interesse erwecken.

Der Staatsrath v. Ladenberg, Chef der Ober-Rechnungskammer, später Minister, hatte mich eingeladen, ihm auf einer Reise durch das Mansfeldische als Führer zu dienen, bei Besichtigung der dortigen Berg- und Hüttenwerke. Besonders zur Erinnerung an das Geschehene und als Leitfaden für spätere Reisende, verfaßte ich die

Bemerkungen über die Kupfer- und Silbergewinnung im Saalkreise und Mansfeldischen,

abgedruckt im Kastner'schen teutschen Gewerbsfreunde vom Novbr. 1815, wo der Bergbau beschrieben, auch eine übersichtliche, lichtvolle Darstellung des sehr verwickelten Hüttenprocesses gegeben wird. So wesentliche Veränderungen dieser auch im Laufe von fast 50 Jahren erfahren hat, so giebt diese Arbeit doch immer noch ein leidliches Anhalten. Dieser Darstellung gehet eine geognostisch-geologische Betrachtung voran, nach welcher unsere Porphyre bei Halle, die zum Theil über den Steinkohlen lagern, der Formation des Todtliegenden untergeordnet, aber unterschieden werden von dem Porphyr- und Syenitgebirge, der Schieferformation, die mit den Basalten in Relation gesetzt wird, die als das Product einer Art von innerer Gährung betrachtet werden. Es heißt hier pag. 250: „in diesen syenit-, trapp- und porphyrartigen Gesteinen scheint das innere Gegenwirken der Erde auch in spätern Perioden sich noch kräftig geregt zu haben und aus ihnen möchten durch eine Art von innerer Gährung die Basalt- und Flötztrappgebirge aufblähend sich erhoben haben, woran vermuthlich der verwitternde, gährende und sich aufblähende Feldspath, daneben die Hornblende, die den Kohlen- und Wasserstoff hergab, großen Theil hatten.“ Man sieht, wie ich schon damals (1815) Ideen aussprach, die den ganz allgemein herrschenden Wernerschen schroff entgegentraten, die ich aber — wenn auch etwas modificirt — durch alle meine spätern Schriften näher zu begründen gesucht habe.

Später lieferte ich eine ausführlichere Darstellung der geognostischen Verhältnisse unserer Gegend, in den

Beiträgen zur geognostischen Kenntniß der Provinz Sachsen,

abgedruckt in den Provinzial-Blättern für die Provinz Sachsen, März 1838.

Seit dem Jahre 1818 widmete ich mich ganz der Geognosie, machte immer weitere und längere Reisen, um selbst zu beobachten, um die Bekanntschaft der namhaften Geognosten zu machen, alle deßfallsigen Sammlungen anzusehen, studirte auch mit besonderm Fleiße die Litteratur des Auslandes, begann nun eigene Werke herauszugeben.

Im Jahre 1818 unternahm ich die erste größere Reise, vorzüglich um die Basalte zu beobachten, ging über den Thüringerwald in das basaltische Rhöngebirge, damals noch eine terra incognita, von Reisenden selten betreten, ging dann durch Baiern,

und Würtenberg in den Odenwald, dann den Rhein hinab in das Siebengebirge bei Bonn und in die damals auch noch wenig bekannte basaltische Eifel, wo ich sehr interessante Verhältnisse auffand. Längere Zeit verweilte ich in Meiningen bei dem Geheimrath v. Heim (geb. 1741, gest. 1819), dem Nestor der Geognosten und scharfen Beobachter der Natur, von dem ich mich nur schwer trennen konnte und mehrere Tage verbrachten wir in seiner schönen geognostischen Sammlung, die er auf den Todesfall bereits der Universität Jena geschenkt hatte. Seine Beschreibung des Thüringerwaldes (v. J. 1812) wird immer classisch bleiben, ist nur schwer zu verstehen, da er auf eigenthümliche geologische Ideen gekommen war, die der flachen Wernerschen Theorie ganz entgegen standen. Er glaubte: daß sich die kristallinischen Urgebirge nicht aus Wasser sondern aus nebelartigen Bildungen in kugelförmigen Massen niedergeschlagen hätten, denen später die neptunische Flötzformation gefolgt wäre. Am Ende dieser Periode hätte sich die große Revolution ereignet, in welcher die Basalte auftraten, die aus einer Umbildung der primitiven Gesteine, nicht aber durch Feuer entstanden, dadurch die Gebirge erhoben, mächtige Einsenkungen bedingten, wodurch die Erde ihre jetzige Form erhielt. Derselbe Umbildungs-Proceß wirkt noch in unseren thätigen Vulkanen fort.

Solche Ideen sprachen mich sehr an, harmonirten mit den meinigen, und schon früh hatte ich begriffen: wie die Geologie des Basaltes ein Hauptwendepunkt für Geognosie und Geologie sein müsse, um so mehr, da hier die Theorien sich ganz scharf gegenüberstanden; die ältere, von den Franzosen festgehaltene vulkanische, und die neuere, von Werner erfundene neptunische, die von den teutschen und englischen Geognosten vertheidigt wurde.

Ich warf mich jezo mit aller Jugendkraft auf diesen so controversen Gegenstand, erörterte zuerst den litterarisch-geschichtlichen Gesichtspunkt, begann damit, zu untersuchen, was denn das Alterthum unter basanites und basaltes verstanden, ein Gegenstand, der seine großen Schwierigkeiten hatte, und hierüber hielt ich einen sehr ausführlichen Vortrag in der naturforschenden Gesellschaft am 10. Febr. 1815; dann bearbeitete ich die ganze Litteratur des Basaltes in der neuern Zeit, gab eine ausführliche Darstellung derselben und die verschiedenen Meinungen über die Genesis des Basaltes in einem Vortrage vom 25. Novbr. 1815, wo herausgehoben wurde: wie diejenigen Geognosten, welche vulkanische und

große basaltische Gegenden mit Schärfe beobachtet hatten, den Basalt stets für ein vulkanisches Gestein ansprachen, daher die Theorie von Werner, der nur sehr eingeschränkte und ungenügende Beobachtungen gemacht, aus dem rein geschichtlich-litterarischen Gesichtspunkte doch wohl sehr problematisch schiene. Diese beiden ausgearbeiteten Vorträge ließ ich nun drucken und sie bilden das erste selbstständige geognostische Buch, das ich edirte, mit dem Titel:

Beiträge zur Geschichte und Kenntniß des Basaltes und der ihm verwandten Massen. Halle 1819.

Nach diesen litterarischen Vorstudien begann ich nun die eigenen Beobachtungen über die basaltischen Gebilde in Sachsen, in Hessen, in Baiern, in den Rheingegenden, fand sehr deutliche Beweise für ihre Vulkanität, die ich klar hervorhob und lieferte nun mein zweites selbstständiges Buch, unter dem Titel:

Bemerkungen über die basaltischen Gebilde des westlichen Teutschlands. Halle 1820.

Indem ich jetzo, nach Verlauf von mehr als 30 Jahren, dieses Buch wieder einmal zur Hand nehme und es durchblättere, freue ich mich über die frische, lebendige, klare Darstellung, womit das Vorkommen und die ganze Naturgeschichte der basaltischen Massen beschrieben sind, wie über die dargelegten Beobachtungen, welche so deutlich für das Hervortreten derselben aus dem Innern der Erde sprechen und auch jetzo noch dürfte das Büchelchen nicht ohne Werth sein.

Der Basalt war überhaupt auch in Teutschland von den ältern Geognosten als vulkanischer Entstehung angesehen, bis Werner auftrat, der, gestützt auf einige höchst mangelhafte eigene Beobachtungen in Sachsen, 1788 zu behaupten begann: daß der Basalt das jüngste neptunisch gebildete, aus dem Wasser niedergeschlagene Flötzstratum sei, mit den Laven und Vulkanen nichts gemein hätte, welche letztere überhaupt nur durch brennende Kohlenflötze bedingt würden, ohne große geologische Bedeutung wären. Werner (geb. 1750, gest. 1817) erhielt 1775 die Professur auf der Berg-Academie in Freiberg, die durch ihn, seinen scharfen oryktognostischen Blick und seine begeisternden Vorträge schnell einen so großen Ruf erhielt, daß Schüler aus allen Ländern zuströmten; und gewiß gehörte er zu den ausgezeichnetsten Mineralogen und Docenten, die je gelebt haben. Er erwarb sich auch dadurch ein hohes

Verdienst, wie einen ausgezeichneten Ruf, daß er zuerst die Geognosie auf die Lehrcanzel brachte, seit 1780 Vorträge über diese Wissenschaft hielt, die hierdurch allgemeine Anerkenntniß und große Verbreitung erhielt. Doch war Werner nicht der Schöpfer seiner Geognosie im Allgemeinen, sondern hielt sich ganz und nur an die Flötzreihe, wie sie der fleißige und scharfe Beobachter, der große, eminente Geognost, Joh. Christian Füchsel in Rudelstadt (geb. 1722, gest. 1773), für Thüringen in seiner trefflichen historia terrae et maris ex historia Thuringiae per montes destructionem eruta (abgedruckt in den Acten der Erfurter Academie v. J. 1761) aufgestellt und vortrefflich ausgeführt hatte, die freilich viel weniger gelesen und bekannt geworden war, als sie es verdiente, aber stets ein schönes Denkmal für den Verfasser bleiben wird. Werners Lehre, auch über die ihm eigenthümliche Neptunität des Basaltes, kam, besonders durch seine vielen Schüler, schnell in die Mode, wurde in Teutschland die moderne, allgemein herrschende. Außer dem alten Bergrathe Voigt in Ilmenau (geb. 1752, gest. 1821), der mit seinem klaren Blicke ewiger Antagonist von Werner blieb, lange tapfer mit ihm kämpfte, und dem Geheimrathe Heim in Meiningen, der sich nicht in den Streit mischte, gab es in dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts unendlich wenig sogenannte Vulkanisten, die den teutschen Basalt für ein vulkanisches Gestein ansahen und bei dieser Lage der Dinge war es gewiß ein keckes Unternehmen, mit meinem Buche v. J. 1820 für die Vulkanität des Basaltes gegen Werner und seine ganze herrschende Schule aufzutreten; doch mußte ich wohl den richtigen Punkt getroffen haben, da die Neptunität des Basaltes bald mehr und mehr verworfen, endlich ganz antiquirt wurde.

Ich trat in diesen Kampf mit offenem Visir, mit ehrlichen Waffen, schrieb überhaupt stets unter Nennung meines Namens, der unter allen meinen Büchern, Abhandlungen und Rezensionen stehet, denn die Anonymität habe ich immer gehaßt, was ich behauptete, dafür wollte ich auch einstehen, dagegen habe ich auch nie Personen, nur Behauptungen und Meinungen angegriffen, deßhalb wohl auch keine eigentlichen persönlichen Fehden gehabt.

Mit der Neptunität des Basaltes fiel natürlich auch die Wernersche Theorie der Vulkane, als Ausflüsse brennender Steinkohlenflötze, man adoptirte wieder die ältere Ansicht von einem glühend flüssigen Erdkerne, leitete von diesem unsere Laven, wie

auch die Basalte, als Laven älterer Zeiten her; ja, ging bald noch weiter, man gab allen trapp-, porphyr-, granitartigen Gesteinen, überhaupt allen kristallinischen Gebirgsmassen, einen ähnlichen Ursprung und betrachtete nur die geschichteten Gesteine als neptunische Bildungen. So entwickelte sich allmählig die jetzo herrschende vulkanische Theorie, nach welcher alle jene Gesteine von einem glühend flüssigen Erdkerne abstammen und durch Erkaltung desselben sich gebildet haben. Dieser vulkanischen Theorie in diesem Sinne fühlte ich mich gedrungen von Hause aus und stets entgegenzutreten, wie der neptunischen Theorie, und vertheidigte dagegen eine zwischen diesen Extremen mehr in der Mitte liegende, welche als die plutonische Theorie bezeichnet wurde.

Granit, Grünstein, Porphyr, Trapp und die ähnlichen ungeschichteten, mehr oder weniger kristallinischen Gesteine, wurden meistens, besonders von Werner, als die Urgesteine betrachtet, als die ältesten Erdbildungen, aus einem ursprünglich gegebenen wässerigen Chaos, niedergeschlagen in einer Urzeit, wo die kristallinischen Kräfte auf der Erde vorherrschten und die Organismen fehlten. Durch allmählige Zertrümmerung dieser Urgebirge unter Mitwirkung der Elemente und Organismen sollten sich im Laufe der Zeit die Flötzgebirge, als viel jüngere Glieder mechanisch gebildet und niedergeschlagen haben.

Gegen die Primordialität vieler granitischen Massen und vorzüglich gegen die Entstehung durch Niederschlag aus dem Wasser, erhoben sich viele gewichtige Stimmen in und außerhalb Teutschland, aber vorzüglich war es J. Macculloch, der in der Description of the western Islands of Scotland 1819 in den Gebirgsverhältnissen Schottlands, durch die klarsten Beobachtungen nachzuweisen suchte, wie die granitischen Gesteine hier ganz ohnmöglich als primitive Niederschläge betrachtet werden könnten, sondern ganz den Character trügen, als wenn eine flüssige Masse die vorhandenen Flötzstraten durchsetzt, gehoben, sie zum Theil bedeckt hätte, so daß diese Gesteine hier einen ganz vulkanischen Character trügen; er zeigte ferner, wie hier die granitischen Gesteine, zum Theil jünger als die Juraformation sein würden, daher ihre Bildung in eine verhältnißmäßig sehr neue Zeit fiele und brachte bald das Aufsteigen dieser kristallinisch-vulkanischen Massen, mit der Hebung der Gebirge und Continente in Zusammenhang.

A. Boué (später ein sehr lieber Freund, mit dem ich viel in

Paris und Wien zusammen war, auch Ungarn bereiste, der jetzo in Wien in gemüthlicher Ruhe und Zurückgezogenheit lebt), geboren in Hamburg 1794, in England erzogen, studirte in Edinburg, machte sich dann mit den dortigen geognostischen Verhältnissen sehr bekannt und bereiste nun Teutschland. Hier fand er überall Bestätigung seiner vulkanischen Theorie und edirte 1822 sein wichtiges Memoire géologique sur l'Allemagne, wo er die Vulkanität der kristallinischen Gesteine, als Granit, Syenit, Porphyr, Trapp ꝛc. darzulegen suchte, seine Beweise aus Teutschland, vorzüglich aus Sachsen, hernahm.

Entsprechende Beobachtungen wurden auch sonst mehrseitig gemacht und seit dieser Zeit ist die vulkanische Theorie allmählig die allgemein herrschende geworden. Nach dieser nimmt man nicht mehr ein wässrig flüssiges Ur-Chaos an, ein primitives Meer, welches die chemischen Elemente aufgelöst enthielt, aus welchem kristallinische Niederschläge stattfanden, sondern ein primitives feurig flüssiges Chaos, bestehend aus unsern chemischen Elementen, welches an der Oberfläche erkaltete, dadurch eine Kruste von Granit und kristallinischen Gesteinen erhielt, auf der sich allmählig die Meere concentrirten, die Organismen sich einfanden, die Flötzformationen abgesetzt wurden. Aber von Zeit zu Zeit erhebt der glühende Erdkern die erkaltete Decke, zerbricht sie, dringt durch die Spalten empor, drängt sich zwischen die geschichteten Formationen, überlagert sie auch, erscheint nach der Abkühlung als Granit, Porphyr, Grünstein, Trapp, verändert dabei das berührte stratificirte Nebengestein, das nun auch ein kristallinischeres Ansehen erhält. So werden durch diese innern Kräfte, Theile der Erdrinde bald hoch über das Niveau des Meeres erhoben, bald tief unter dessen Spiegel niedergesenkt, wodurch Wechsellagerungen von Land- und Meerformationen bedingt sind. Unsere thätigen Vulkane erscheinen als die Communications-Röhren, durch welche auch noch jetzo der feurig flüssige Erdkern mit der Oberfläche der Erde in Verbindung steht, von Zeit zu Zeit die Laven emanirt. Diese Anschauung, nach welcher alle ungeschichtete Gesteine, aus ganz unbekannten Tiefen von einem ganz unbekannten Erdkerne herrühren sollen, scheint mir fast so problematisch als die Wernersche, da die Beobachtung der wirklichen geognostischen Verhältnisse mich zu einer andern Theorie geführt hat.

Die Kenntniß des Flötzgebirges nahm in dieser Zeit auch

eine total andere Gestalt an. Die Wernersche Geognosie basirte nur auf dem engen Kreise der ältern, der thüringischen Flötzreihe, die mit dem Muschelkalk so ziemlich abschließt; aber schon im südlichen Teutschland erscheint diese gar nicht ausreichend, da hier die jüngeren Formationen, des Keupers, Lias und Jurakalkes (den die Geognosten der Wernerschen Zeit meist mit dem Zechstein gleichzustellen suchten) sehr entwickelt sind. Nun lernte man in Frankreich, besonders durch A. Brogniard's Description géologique etc., Paris 1822, eine ganze Reihe noch jüngerer Bildungen sehr speciell kennen, die der Kreide- und tertiären Formation angehörten, wovon sich bald deutliche Spuren in Teutschland fanden; endlich wurde in jener Zeit die Geognosie von England auf das Genaueste untersucht, wobei die dortigen Gelehrten nicht das Ausland berücksichtigten, sich einer ganz neuen Nomenclatur bedienten und eine große Menge neuer Namen in das geognostische System einführten. Die erste klare, wissenschaftliche Arbeit über diese neue englische Flötzreihe erhielten wir durch Conibeare's und Phillipps outlines of the Geologie of England and Wales, London 1822.

Die von Werner so gut wie gar nicht berücksichtigten Versteinerungen wurden jetzo mit desto größerem Fleiße studirt, erhielten eine immer größere Bedeutung auch in geognostischer Hinsicht, vorzüglich seit dem Erscheinen von Cuvier's Recherches sur les Ossemens fossiles, Paris 1822; man suchte den petrefactologischen Character einer jeden Formation mit Schärfe zu ermitteln, die Geschichte des organischen Reiches seit ältester Zeit zu entwickeln und die Petrefactologie bildete sich nun zur eigenen Wissenschaft aus.

So war die neuere Zeit, besonders von 1820—1822 für die Gestaltung der Geognosie eine nach allen Seiten hin unendlich productive, sehr wichtige; diese Wissenschaft erhielt hier eine ganz neue Gestaltung, aber alles Gelieferte bestand in einem Conglomerate sehr verschiedener Stücke, die keinen Zusammenhang hatten, die man erst zusammenpassen, mit einander vergleichen mußte, um ein harmonisches Ganze herzustellen, was aber seine sehr großen Schwierigkeiten hatte. Für eine solche vergleichende systematische Geognosie, die wenigstens das europäische Festland umfaßte, brach ich eine neue Bahn, durch Herausgabe meiner

Tabellen für die vergleichende Geognosie. Halle 1825.

wo zuerst ein neues, wissenschaftliches System der Geognosie durchgeführt wird, sehr verschieden von dem noch herrschenden Werner-

schen, wo die großen Fortschritte der Geognosten aller Länder berücksichtiget sind. Ohngeachtet gar mancher Irrthümer und Mängel, die natürlich nicht fehlen konnten, hatte diese Arbeit seiner Zeit wohl nicht unbedeutenden Werth, fand viel Anklang, auch wurde die ganze Behandlung der Geognosie seitdem eine ganz andere. Die Flötzformationen wurden möglichst begrenzt, in ihren verschiedenen Gliedern characterisirt, durch alle Länder verfolgt und ihr petrefactologischer Character dargelegt; die Zahl derselben erscheint sehr vermehrt; es treten hier der Keuper, Lias und Jurakalk in die Reihe, die ich im südlichen Teutschland hatte kennen lernen; statt des sogenannten aufgeschwemmten Gebirges, erscheinen die tertiairen Gebilde in ihrer Mannigfaltigkeit und großen Ausdehnung, die Diluvial- und Alluvialgebilde sind beschrieben und die früher ganz übersehenen, sich jetzo bildenden Straten sehr ausführlich behandelt, ihre Analogie mit den ältern Straten gezeigt. Die ungeschichteten, massigen, kristallinischen Gesteine wurden als die Producte verschiedener Zeiträume betrachtet, als etwa gleichzeitige Bildungen von stratificirten Flötzen. Es wurden 6 solcher großen Gruppen aufgestellt:

1) Das Gang- oder Thonschiefergebirge mit dem Granitgebilde.
2) Das Steinkohlengebirge mit dem rothen Porphyrgebilde.
3) Das mittlere Flötzgebirge mit dem Augit-Porphyrgebilde.
4) Das jüngere Flötzgebirge mit dem Trachitgebilde.
5) Das tertiaire Flötzgebirge mit dem Basaltgebilde.
6) Die sich jetzo bildenden Erdstraten mit dem Lavagebilde.

So meinte ich, könnten wohl die kristallinischen Gesteine mit gewissen Bildungs- und Hebungs-Epochen der Erde in einem möglichen Zusammenhange stehen und auf etwa analoge Art hat später Elie de Beaumont das Aufsteigen der Gebirge in Hebungs-Epochen vertheilt.

Meine geognostischen Wanderungen hatten in jener Zeit eine immer größere Ausdehnung erhalten, ermöglichten mir einen Ueberblick über die allgemeinen Verhältnisse. Im Jahre 1820 ging ich von der basaltischen Rhön durch Würtemberg und Bayern zum ersten Male in die Alpenkette, wurde ganz bezaubert von der großartigen Natur im Salzburgischen und dem österreichschen Salz-Kammergut, betrat den schauerlichen Weg nach Bad Gastein, wo man damals ganz nach uralter Sitte in der gemüthlichen Straubinger Hütte lebte, nur in dem Bassin baden konnte, das für Alle diente,

und es nicht wohl möglich war, Geld zu depensiren; ich betrat nun die höchsten Tauren, bestieg den Groß-Glockner, wo die großen Naturscenen und die Gletscher den mächtigsten Eindruck auf mich machten, wendete mich nun nach der italienischen Seite, über Brixen und Claussen, in das so berühmte, für den Geognosten ganz classische Val di fassa und bestieg die Saiser Alpe, nahm den Rückweg über Inspruck und Miersbach (um die Kohlengebilde der Voralpen zu untersuchen), ging dann über München, Augsburg, Memmingen an den Bodensee und in die Schweiz nach Zürich. Dann über die würtembergische rauhe Alp nach Tübingen und Stuttgart (wo ich den würdigen Bergrath Dr. Hebl kennen lernte, mit ihm auf das innigste mich befreundete), besuchte dann die neuen würtembergischen Salinen, wo mich der Director Alberti sehr freundlich aufnahm und eilte nun über Würzburg und das Fichtelgebirge zurück. Der Hauptgewinn dieser genußreichen Tage waren zwei Querdurchschnitte durch die Alpenkette, deren eigenthümliche Constitution ich hier schon erkannte.

Das Jahr 1821 führte mich über Göttingen und Cassel in das rheinische Schiefergebirge durch Westphalen, den Teutoburger Wald, nach dem Harz und dem sächsischen Erzgebirge. Im Jahre 1822 untersuchte ich Böhmen, den ganzen Bayerschen Jura und das Fichtelgebirge; im Jahre 1823 beschränkte ich mich auf Thüringen und Hannover; im Jahre 1824 durchzog ich wieder Bayern und die Donaugegenden.

Als ich 1825 meine Tabellen der vergleichenden Geognosie herausgab, hatte ich mich schon ziemlich in Teutschland umgesehen, aber kaum war deren Druck vollendet, und ich hatte angefangen mir ein allgemeines System zu bilden, trieb es mich weiter, um dessen Richtigkeit zu erforschen. Im Jahre 1825 erreichte ich das lang ersehnte Paris, wo ich täglich mit Brogniard, Boué, Prevost, Elie de Beaumont und vielen andern Notabilitäten der Geognosie zusammen war; dann verweilte ich länger in der so berühmten vulkanischen Auvergne, besonders bei dem bekannten Grafen Montlozier, durchwanderte dann das südliche Frankreich bis Marseille, ging durch Savoyen und die Schweiz zurück, um auch durch diesen Theil der Alpen einen Durchschnitt zu gewinnen.

Im Jahre 1827 nahm ich einen längern Aufenthalt in Wien, um mich an der Hand meines lieben Freundes Partsch mit den dortigen Gelehrten und Sammlungen bekannt zu machen, begab

mich dann nach Wienerisch-Neustadt, um von hier aus einen Haupt-Längen-Durchschnitt durch die Alpen zu machen, der höchst genußreich war. Ich durchzog das pittoreske Längenthal der Alpen, über Mariazell, die Windalpen, Hiflau und Admont und kam so nach Wolfsberg in Steiermark, wo ich mich mit dem eifrigen Franz Edler von Rosthorn bald sehr befreundete, ging von hier aus über Salzburg, München und Stuttgart zurück. Das Jahr 1828 führte mich schon wieder nach Steiermark, dann in die südlichen Kalk-Alpen und nach Wien. Im Jahre 1829 machte ich wieder einen Haupt-Quer-Durchschnitt durch die Alpen, ging durch Baiern, die Schweiz, über den Bernhard und Splügen nach Ober-Italien, bis zu dem pittoresken Genua, hielt mich in Mailand und Vicenza längere Zeit auf, in welchem letztern Orte der alte Graf Mazara und der emsige Prof. Catullo mich besonders freundlich aufnahmen; nun ging es nach Venedig, das bei dem Beschauer den eigenthümlichsten Eindruck macht, dann durch Kärnthen und Steiermark wieder nach Wien, von wo ich mit A. Boué durch Ungarn nach Gallizien in das hohe Tatra-Gebirge reiste, dann über Krakau und durch Oberschlesien zurückkehrte, wo ich die dasigen Erzlagerstätten näher untersuchte.

Im Jahre 1830 wurden die Schweizerischen und Savoyschen Alpen auf neuen Wegen durchforscht; dann beschränkte ich mich im Jahre 1832 auf Westphalen, im Jahre 1833 auf Mecklenburg, im Jahre 1834 auf Schlesien und Böhmen, aber das Jahr 1835 führte mich wieder in die Tyroler und Schweizer Alpen, das Jahr 1836 nach Neufchatel, wo der liebenswürdige Agassiz eben die Zwischenglieder zwischen der Jura- und Kreideformation entdeckt hatte, die er bald unter dem Namen Neocomien beschrieb; im Jahre 1837 und 1838 machte ich nur beschränkte Wanderungen durch Böhmen, aber das Jahr 1839 rief mich zum letzten Male in die Alpen, ich sah hier Bad Gastein wieder, welches schon eine ganz andere, mehr moderne Gestalt angenommen hatte und bald nach unserer Abreise sollten auch die letzten Spuren der alten Straubinger Hütte rasirt werden; ich wendete mich von hier nach dem lebendigen Triest, das ich noch nicht gesehen hatte, dessen Umgebungen dem Geognosten von hohem Interesse sind und ging nach Wien, um Abschied von dieser schönen Stadt und seinen freundlichen Einwohnern zu nehmen; das Treiben in den großen Metropolen sagte mir nicht mehr zu, ich fand es gemüthlicher in dem ruhigen Töpliz. Ich fühlte

jetzt, wie das Reisen, so hohe Genüsse es auch gewährt, dem alten Körper nicht mehr so zusagt, wie dem jungen, kräftigen; wie das Alter die gewohnten Bequemlichkeiten nicht gern entbehrt; und seit der Zeit hat die Reiselust ganz aufgehört, das bequeme Leben in einem nicht sehr entfernten Bade spricht mehr an, das reizende Ilmenau mit seinen gemüthlichen Einwohnern hat mich die letzten Jahre gefesselt.

Die mir angeborne Neigung, möglichst das Generelle ins Auge zu fassen, ohne das Specielle zu vernachlässigen, trieb mich an, einen klaren Ueberblick zu gewinnen über die Geognosie des gesammten teutschen Vaterlandes, eine genaue, aus einem Gusse geformte Beschreibung desselben zu liefern, deren erste und wichtigste Grundlage die Anfertigung geognostischer General- und Specialcharten sein mußte; deßhalb unternahm ich meine Reisen und schrieb mächtige Collectaneen zusammen, die größtentheils unausgeführt und unbenutzt blieben, wie es ja bei so vielen menschlichen Arbeiten der Fall ist. Nur über das nördliche Teutschland ist eine solche Beschreibung gedruckt, wie sie über das ganze Land erfolgen sollte.

Der Gedanke, nach welchem sich die generellsten und speciellsten geognostischen Charten und Beschreibungen auf einander beziehen sollten, war in der Zeit, wo ich ihn zu hegen begann, ein wirklich colossaler, weil es fast noch gar keine Vorarbeiten gab, nur Einzelnes bekannt war. Der Bergmeister Gläser hatte 1775 die erste, aber nicht illuminirte geognostische — eigentlich petrographische — Charte von dem kleinen Fürstenthum Henneberg geliefert; Charpentier gab 1778 eine solche aber illuminirte vom Churfürstenthum Sachsen; Lasius 1789 vom Harz; v. Flurl 1792 von Alt-Bayern; Ebel 1808 von der Schweiz; diese, nach ganz verschiedenen Principien, von sehr auseinander gelegenen Localitäten entworfenen Charten bildeten anfangs fast die einzigen sehr geringen Hülfsmittel, welche die Litteratur darbot, alles Andere mußte ich erfinden und zusammentragen, hatte daher ein übergroßes Feld vor mir. Später freilich vermehrten sich fast mit jedem Jahre die Hülfsmittel.

Wollte ich eine solche theils generelle, theils ganz specielle Beschreibung von Teutschland, begleitet von einer sehr großen Anzahl genereller und specieller Charten zur Ausführung bringen, so

konnte

konnte dieses am zweckmäßigsten nur durch eine Zeitschrift ausgeführt werden in der auch Platz zu erläuternden geologischen und paläontologischen Abhandlungen war, aber nothwendig mußte hierzu eine Buchhandlung gewonnen werden, die über einen großen Schatz von anwendbaren Charten disponiren konnte, denn diese selbst stechen zu lassen, wäre nicht ausführbar gewesen. Das Industrie-Comptoir in Weimar, hierzu am geeignetsten, übernahm auch den Verlag und es sollten mit jedem Hefte Text erst generelle Uebersichts-Charten und Durchschnitte, dann generelle Charten der einzelnen Länder erfolgen, hierauf sollte allmählig die große, ganz specielle Charte von Teutschland in 220 Blättern geognostisch illuminirt folgen, an deren Illumination ich fortwährend gearbeitet habe, die, bei der Wohlfeilheit der einzelnen Blätter das Gute hatte, daß mit Leichtigkeit einzelne fehlerhafte Charten durch andere ersetzt werden konnten; so würde ein geognostischer Atlas von Teutschland gewonnen sein, wie ihn kein anderes Land auch in jetziger Zeit besitzt.

Ich ging nun rasch ans Werk, erweiterte aber bald den Plan noch etwas mehr, da ich ein Centrum zu bilden wünschte für die ganze geognostisch-geologische Literatur des In- und Auslandes, mit ausführlichen Recensionen (wie ich sie bisher für die Hallesche Literatur-Zeitung und die Berliner Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik geliefert hatte) und verband daher mit meiner Zeitschrift auch eine Zeitung für Geognosie und Geologie. Wenn diese Zeitung auch nicht allzulange bestand, so hat sie vielleicht doch das Verdienst, daß sie auf die, seit alter Zeit bestehende v. Leonhard'sche Zeitschrift einwirkte, die allmählig so vortrefflich redigirt wurde, wie es in der neueren Zeit der Fall ist.

Beinahe zehn Jahre bestand meine Zeitschrift, die fast nur von meiner Feder erhalten wurde, wenige Aufsätze von fremder Hand brachte und die einen recht bedeutenden Kreis von Lesern hatte, aber im Jahre 1830 wurde sie von der Buchhandlung aus mir unbekannten Gründen aufgegeben, und ich war zu alt, um ihr neues Leben einzuhauchen.

Im Jahre 1820 hatte ich meine geognostische Uebersichts-Charte von ganz Teutschland ausgeführt, alle Schwierigkeiten überwunden und sie wurde 1821 publicirt; sie war die erste, blieb lange die einzige und bei allen Mängeln lieferte sie doch eine brauchbare Uebersicht. Da es unendlich schwerer ist, etwas ganz

Neues herzustellen, als etwas Vorhandenes zu verbessern, so sehe ich noch heute jene alte Arbeit mit Befriedigung an, glaube seiner Zeit etwas Gutes und Brauchbares geliefert zu haben.

Im Jahre 1821 erschien der erste Band meiner Zeitschrift unter dem Titel:

Teutschland geognostisch-geologisch dargestellt, mit Charten und Durchschnitts-Zeichnungen, welche einen geognostischen Atlas bilden, von Ch. Keferstein. Weimar 1821;

er war Göthe gewidmet, welcher lebhaften Antheil an dem Unternehmen aussprach, führte das Motto: „der Anfang ist in allen Sachen schwer, bei vielen Werken fällt er nicht ins Auge." Er enthielt eine Uebersicht der allgemeinen geognostischen Verhältnisse von Teutschland Pg. 1—252; b. Reisebemerkungen über Tyrol und einige angrenzende Gegenden, mit Beilagen Pg. 253—442; und von dem geognostischen Atlas 6 Tafeln, nämlich: 1) die geognostische Uebersichts-Charte von ganz Teutschland, 2) die geognostische Charte von Tyrol und Vorarlberg, 3) eine solche vom Königreich Baiern und 4—6) ideale Durchschnitte durch Teutschland und Tyrol.

Der zweite Band v. J. 1822 enthält: a. geognostisch-geologische Beschreibung der heißen und warmen Quellen in Teutschland, Pg. 1—60; b. geognostisch-geologische Untersuchungen über das Steinsalz, die Salzquellen und die Salzbildung im Allgemeinen, Pg. 131—236 und 275—511, außerdem mehrere kleinere Aufsätze; von dem geognostischen Atlas, Tafel 7—11, nämlich: die geognostische Charte 1) von der Schweiz, 2) von Würtemberg und Baden, 3) vom Königreiche Hannover, 4) von den Preußischen Provinzen Cleve, Berg und Niederrhein, dem Großherzogthume und dem Churfürstenthume Hessen.

Der dritte Band v. J. 1824 enthält: a. eine Abhandlung über das Vorkommen des tertiären Grobkalkes in Teutschland, Pg. 1—42; b. Fortsetzung der Untersuchung über die Salzquellen, Pg. 24—249, mit angehängten allgemeinen Bemerkungen über die geognostischen Verhältnisse in Würtemberg und Baden; c. geognostische Beschreibung der Gegend von Halberstadt, Quedlinburg, Helmstädt rc., Pg. 249—382 und eine Reihe kleinerer Aufsätze Pg. 383—612; von dem geognostischen Atlas erfolgte Taf. 12 und 13, geognostische Charte von Sachsen und von Schlesien.

Der vierte Band v. J. 1826 enthält: a. geognostisch-geologische Untersuchungen über den Torf und andere sich jetzt bildende Straten, Pg. 1—28; b. Versuch einer kreisförmigen Reihung der chemischen Elemente, als Basis eines Mineralsystems (nach welchem meine Sammlung geordnet ist, und welches schon meinem mineralogischen Taschenbuche v. J. 1820 zu Grunde gelegt war), Pg. 351—379, und mehrere kleinere Aufsätze; statt der geognostischen Charten wurden mehrere Tafeln mit Abbildungen von Petrefacten beigelegt.

Der fünfte Band v. J. 1827 enthält als Schluß der Untersuchung über die warmen und salzigen Quellen: Versuch einer neuen Theorie der Quellen überhaupt, Pg. 1—184; b. als Anfang der von Hause aus intentirten speciellen Beschreibung von Teutschland: mineralogisch-statistisch-geographische Beschreibung von Teutschland und zwar: Darstellung der großen nordteutschen Ebene, Pg. 186—423; c. Beobachtungen und Ansichten über die geognostischen Verhältnisse der nördlichen Kalkalpen-Kette in Oestreich und Baiern, gesammelt auf einer Reise im Sommer 1827, Pg. 425—592.

Der sechste Band v. J. 1828—1829 enthält: a. Fortsetzung der mineralogisch-statistisch-geographischen Beschreibung von Teutschland, und zwar: den Bezirken Magdeburg, Merseburg, der anhaltischen wie der mecklenburgischen Lande, dem Gebiete von Hamburg, Bremen, Lübeck, Helgoland, Oldenburg, Pg. 1—92, und des Harzgebirges, Pg. 328—576; b. Bemerkungen, gesammelt auf einer geognostischen Reise im Sommer 1828, besonders über die Alpen in Steiermark, Krain und Illyrien, Pg. 125—322; auch mehrere kleinere Aufsätze, und in dem geognostischen Atlas die Tafeln 14—16, die Charten von Würtemberg, von Baden und von Hannover (neu revidirt).

Der siebente Band v. J. 1831 enthält: a. geognostische Bemerkungen über den Bau der Alpen, Apenninen, Karpathen und die oberschlesischen Gegenden, gesammelt 1829 und 1830, Pg. 1—267 und mehrere kleinere Abhandlungen.

Neben und mit dieser Zeitschrift erschien:

Zeitung für Geognosie, Geologie und innere Naturgeschichte der Erde

und zwar Stück 1 und 2 vom Jahre 1826; Stück 3 und 4 v. J. 1827; Stück 5, 6 und 7 v. J. 1828; Stück 8 und 9 v. J. 1829; Stück 10 und 11 v. J. 1831. Sie war vorzugsweise literarischen

Inhaltes, lieferte aber außer Recensionen, Anzeigen ꝛc., auch ausführlichere Abhandlungen, wie: Versuch einer kurzen Schilderung des jetzigen Standpunktes der Geognosie, Stück 1 Pg. 1—73; Verzeichniß der Mineralien-Sammlungen in Teutschland, Stück 2 Pg. 107—183; Verzeichniß der Universitäten, Academien und naturforschenden Gesellschaften auf dem Erdenrund, Stück 2 Pg. 107—183; Verzeichniß aller Vulkane und ihrer bekannten Ausbrüche, wie aller Erdbeben, Stück 3 Pg. 261—347; Verzeichniß aller heißen Quellen und der kohlensauren Quellen, Stück 4 Pg. 1—61; Verzeichniß der übrigen Mineralquellen, Stück 6 Pg. 1—29; Verzeichniß der Mineraliensammlungen in Schweden und Italien, Pg. 29—37; chronologische Uebersicht der Geburts- und Sterbejahre derjenigen Naturforscher, welche auf die Ausbildung der Mineralogie eingewirkt haben, unter Beifügung der wichtigsten Entdeckungen ꝛc., Stück 7 Pg. 1—83; alphabetisches Verzeichniß der fossilen Conchylien und Echiniden-Gattungen und Arten, Stück 8 und 9. Gewiß findet man hier eine Menge Nachweisungen und Notizen, die auch noch für spätere Generationen einen brauchbaren Anhalt geben.

Meine geognostisch-geologischen Ideen, die von den herrschenden in wesentlichen Punkten abweichen, waren in diesen Schriften niedergelegt oder angedeutet, es fehlte ihnen aber eine übersichtliche, streng systematische Form, wie sie in einem Hand- und Lehrbuche auftritt. Ein solches, wohlgegliedertes systematisches Ganzes lieferte ich in meiner:

Naturgeschichte des Erdkörpers in ihren ersten Grundzügen dargestellt. Leipzig 1834.

Der erste Theil enthält: I. die Physiologie der Erde, diese handelt: a) über das Wesen der materiellen Grundstoffe, ihre Bildung, den morphologischen und chemischen Prozeß; b) über die inneren Bewegungen der materiellen Stoffe; c. über die Erscheinungen, die aus den gegenseitigen Verhältnissen entspringen, in denen die Erde mit andern Himmelskörpern steht; d. über die Function des Athmungs- und damit in Connex stehenden Quellen-Bildungsprozesses der Erde; e) die Functionen des Entwickelungs- und Evolutionsprozesses der Erde und f) über die Organismen und ihr Verhältniß zur Erde. II. Die Geognosie, diese betrachtet: a) Reihe der neptunisch geschichteten Formationen, wo die Abwechselung von Meer- und Landformationen hervorgehoben wird; wo die englische Formationsreihe auf eigenthümliche Art mit der deut-

schen parallelisirt ist, und wo die alpinischen Flötzgebilde als eigne Gruppe dargestellt werden, die nicht den teutschen Formationen gleichstehet; b) Reihe der vulkanisch-plutonischen oder kristallinisch-ungeschichteten Gebilde, nach ihren mineralogischen, geologischen und geognostischen Verhältnissen, welche letztere die Zeitperiode andeuten, in welcher diese plutonischen Massen zu Tage traten. III. Die Geologie; diese legt dar: a) die Cosmologie oder Entstehung der Erde; b) die Entwickelungsgeschichte der Erde in der antegeognostischen Zeit und in den zehn geognostischen Perioden; c) die Sündfluth oder die Erdrevolution, die unmittelbar vor dem Beginne der jetzigen geschichtlichen Epoche stattgefunden haben wird; d. die Ursachen, durch welche die Wanderung der Meere bedingt wird; e) von den Ursachen der vulkanischen Erscheinungen und Erdbeben. IV. Die Paläontologie, wo das ganze organische Reich der Vorwelt übersichtlich dargelegt ist, alle bekannt gewordenen Gattungen und Arten der fossilen Thiere und Pflanzen aufgeführt sind, eine Zusammenstellung, wie sie in der Literatur noch nirgends gegeben war, die in jener Zeit unendlich schwierig war, einen großen Aufwand von Zeit und Mühe veranlaßte.

An diese Naturgeschichte des Erdkörpers schließt sich nun meine

Geschichte und Literatur der Geognosie, Halle 1840, die darzulegen sucht, wie das jetzo Bekannte allmählig entstand und sich entwickelte, aus wie verschiedenen Gesichtspunkten das Thatsächliche theoretisch beleuchtet, was überhaupt für die Geognosie bisher geleistet war. In Hinsicht der Literatur werden nicht allein die größeren einflußreichen Werke berücksichtigt, sondern auch alle Localbeschreibungen, alle dahin einschlagenden einzelnen Aufsätze in den verschiedensten Zeitschriften bei den concernirenden Localitäten aufgezählt, das Wesentlichste ihres Inhaltes ist meist berichtet. Wie der Gegenstand behandelt wurde, lehrt die nachstehende Uebersicht des Inhaltes. I. Spuren der Geognosie in der Zeit bis zu Anfange des 17. Jahrh. II. Die Leistungen für die Geognosie im Laufe des 17. Jahrh. III. Die Geognosie im Laufe des 18. Jahrh. und zwar: a) die systematische Geognosie in der ersten Hälfte und b) in der zweiten Hälfte dieses Zeitraumes, sowohl im Allgemeinen, als in Frankreich, Italien, England, Skandinavien, Teutschland, den alpinischen Landen und ferner über die wichtigsten Momente der Geologie in dieser Zeit, und Darlegung der Orographien in

allen jenen Ländern. IV. Die Geognosie im Laufe des 19. Jahrh. und zwar: a) die systematische Geognosie von 1800 bis um das Jahr 1820, in Teutschland, den alpinischen Ländern, in Frankreich, den Niederlanden und England; b) die systematische Geognosie seit 1820 in allen bekannten Ländern; c) Uebersicht der seit Anfang des jetzigen Jahrh. erschienenen Orographien in allen bekannten Ländern.

Es erhellet aus dieser Uebersicht, wie außer der, mit möglichster Klarheit und Unpartheilichkeit abgefaßten Geschichte der systematischen Geognosie, eine specielle Nachweisung aller Orographien, aller Localbeschreibungen geliefert ist, durch welche man sich leicht überall orientiren kann, wodurch ein festes Anhalten gewonnen ist, das man leicht fortzuführen vermag. Diese, gewiß ziemlich vollständige Arbeit hatte sehr große Schwierigkeiten, basirte auf einer großen Kenntniß der oft schwer zugänglichen auswärtigen Literatur.

Mit diesem Werke und mit dem Jahre 1840 habe ich meiner zwanzigjährigen wissenschaftlichen Thätigkeit auf dem Felde der Geognosie und Geologie ein Ziel gesetzt, nachdem ich zu einem gewissen Abschlusse über diese Wissenschaften mit mir selbst gekommen war; ich wurde zu alt, zu steif, zu bequem, um die nöthigen Wanderungen fortzusetzen, habe dieses Feld nun einer jüngern Generation geräumt. Ob ich richtig beobachtet, aus dem Beobachteten richtige Schlüsse gezogen, ob meine aufgestellte Theorie einigen Werth habe, wird erst die spätere Zeit feststellen, großen Fleiß wird man mir wohl zuerkennen müssen. Wenn ich in den letzten zehn Jahren in diesem Fache nicht mehr productiv war, so habe ich doch die Geognosie stets im Auge behalten, bin mit ihrer Literatur fortgegangen, und es will mir scheinen, daß in dieser Zeit nichts wesentlich Neues aufgefunden sei, die mir eigenthümlichen Ansichten nicht erschüttert, mehr bestätigt, als widerlegt wurden. Diese streitigen Punkte, die von mir verfochtenen Ansichten näher hervorzuheben, gewähren vielleicht einiges Interesse.

Die Geognosie im Allgemeinen, wenigstens die theoretische, dürfte im Laufe der Zeit wohl keine wesentlichen Fortschritte gemacht haben, so viel auch im Einzelnen, besonders für die entfernten Gegenden, geleistet wurde. Außerordentlich entwickelt hat sich dagegen die Paläontologie oder Versteinerungskunde, wodurch der Kreis der fossilen Geschöpfe sich mit jedem Tage unendlich erweiterte, aber der vorzüglichste Gewinn hiervon fällt doch wohl der

Zoologie und Botanik zu, indem hierdurch die Entwickelung und Gestaltung des organischen Reiches in den verschiedenen Erdepochen klarer hervortritt. Gewiß ist es sehr wichtig, den petrefactologischen Character jeder Schicht, jeder Formation zu ermitteln, und dafür zu wirken war ich vom Anfange an bestrebt; gewiß geben auch die Petrefacten dem Geognosten einen wichtigen Fingerzeig für gewisse Gegenden und Kreise; wie mir aber scheint, geht man in der jüngsten Zeit viel zu weit, wenn man für die Geognosie die Petrefacte in erste Linie stellt, aus ihnen die geognostischen Verhältnisse deduciren will, aus einigen gleichen Petrefacten auch auf die Gleichheit und Gleichzeitigkeit, oft höchst entfernter Schichten schließt. Meiner stets ausgesprochenen Ueberzeugung nach, können für die Geognosie nur allein die Lagerungsbeziehungen einen festen Anhalt geben; erst muß wohl der Geognost die Stratenfolge ermitteln, bevor der Petrefactolog den paläontologischen Character micrologisch bestimmt, wenn etwas Sicheres für die Geognosie festgesetzt werden soll; der umgekehrte, jetzo oft eingeschlagene Weg scheint mir der irrige.

Die Grundlage der Geologie und des geognostischen Systemes dürfte in der richtigen Erkenntniß und möglichsten Fixirung der stratificirten Formationen liegen, bei denen Meer- und Landgebilde mit einander wechseln werden, freilich nur im Großen und Allgemeinen, denn auf den Grenzen müssen Wechsellagerungen und Uebergänge stattfinden; man darf, meiner Ansicht nach, gar nicht mächtige Meeresgebilde mit eben so mächtigen Landgebilden, die zusammen grenzen, in eine und dieselbe Formation vereinigen, wie es doch so häufig, auch von englischen Geognosten geschieht.

Diese geschichteten Formationen scheinen mir die Grundlage und die Mutter aller kristallinischen, massigen Gesteine zu sein, wie der Granite, Porphyre, Basalte, Laven 2c.; die durch morphologische Umbildung aus jenen entstanden und bei dem dabei stattfindenden Aufschwellen, die etwa aufliegenden Straten hoben, verschoben, sie auch durchsetzten, sich über sie verbreiteten, was in sehr verschiedenen Zeiträumen statthaben konnte; immer aber mußten die jüngern Flötze vorhanden sein, wenn sie gehoben und verschoben werden sollten. Bei diesen kristallinischen Gesteinen jeder Art, die stets nur späterer Entstehung als die geschichteten Straten, aus denen sie entstanden, sein werden, und die immer secundärer Bildungen sind, habe ich stets zu ermitteln gesucht: welcher neptunischen Formation

sie ursprünglich angehören, aus welcher sie durch Morphologie entstanden und in welcher Erdepoche diese Morphologie, diese Entwickelung, dieses Hervortreten statthatte, welches mit Aufblähung, auch mit Durchsetzung aufliegender Straten in Verbindung steht. Der Granit z. B. scheint mir nur eine secundäre Form, eine bloße Umbildung von quarzreichen Flötzstraten zu sein, man kann daher a priori über sein Alter nichts festsetzen, er kann sich aus Straten sehr verschiedener Formationen entwickelt haben und ich unterscheide daher den Granit aus dem Schiefergebirge von dem aus dem rothen und bunten Sandstein und aus den viel jüngern Flyschstraten der Schweiz, und diese Granite aus verschiedenen Ursprungsgesteinen können und werden auch zu sehr verschiedenen Zeiten aufgetreten sein. Dieser von mir eingeschlagene und verfolgte Weg hat zur Zeit wenig Beifall gefunden, kann auch auf solchen nicht Anspruch machen, so lange der Granit als Emanation eines flüssigen Erdkernes betrachtet wird.

Die stratificirten oder neptunischen Formationen bilden — wie ich glaube — gar nicht Bänder oder zusammenhängende Straten, die sich fortlaufend und gleichmäßig über die ganze Erde erstrecken, sondern nur strichweise Gruppen mit eigenthümlicher Organisation; es ist daher nicht wohl statthaft, wenn man z. B. die thüringische Flötzreihe in entfernten Ländern um jeden Preis nachzuweisen sucht, oder wenn man die ganze englische Flötzreihe um jeden Preis in den Alpen wiederfinden will. Wie jetzo in manchen Gegenden, wie in den Meeren der wärmeren Erdstriche, sich eine sehr mächtige Meerformation absetzt, während in andern Gegenden mehr oder minder sich das feste Land erhöhet, so mögen stets Meer- und Landformationen sich gleichzeitig neben einander entwickelt haben; die Wanderung der Meere aus einer Erdhälfte in die andere wird aber dadurch mehr als wahrscheinlich, das unser Land wohl sechsmal tiefer Meergrund gewesen sein wird.

Durch die verschiedenen Verhältnisse haben sich geognostische Gruppen gebildet, deren jede in sich analoge, aber mit den andern Gruppen nicht übereinstimmende Verhältnisse zeigt. Skandinavien, Teutschland und Nord-Frankreich dürften Eine solche Gruppe bilden, deren Glieder mit einander in bestimmten Beziehungen stehen; das alpinische Gebirgssystem mit den Alpen, Apenninen und Karpathen, dürfte einen wesentlich verschiedenen Bau darstellen; Rußland, Nord- und Südamerika bilden wieder eigene Gruppen.

Auch innerhalb dieser Gruppen selbst zeigt sich der geognostische Bau nicht ganz gleichförmig, die Flötzformationen sind verschieden vertheilt, die ganze Flötzreihe findet sich fast nirgends vollständig.

In Skandinavien erscheint fast nur die älteste Schieferformation; diese verbreitet sich auch durch Teutschland, darüber sehen wir aber bis zum Thüringerwalde das ältere Flötzgebirge bis zum Keuper sehr entwickelt, während die jüngeren Straten fehlen oder sehr unbedeutend auftreten; jenseits des Thüringerwaldes, durch ganz Südteutschland, sind zwar diese ältern Flötzformationen auch vorhanden, meist aber bedeckt durch eine oft tausend Fuß mächtige Decke von Jurakalk, der sich weit nach England hineinzieht; noch südlicher finden wir in Frankreich und England die noch jüngeren Gebilde der Kreide und des tertiären Grobkalkes sehr herrschen, die in Teutschland wenig bedeutend erscheinen. Aber selbst die einzelnen Straten der Formationen nehmen meist im Laufe großer Erstreckungen einen etwas andern mineralogischen und selbst petrefactologischen Character an, wie z. B. die Jurastraten, wenn man sie von Würtemberg bis Nord-England verfolgt. Aber ohngeachtet solcher localen Verschiedenheiten, behält die Gruppe doch ihren allgemeinen Typus.

Einen ganz verschiedenen und ganz eigenthümlichen Character zeigt dagegen der alpinische Gebirgszug mit den Alpen, Apenninen und Karpathen, in welchem man die Gliederung unserer Flötzreihe vergebens suchen dürfte; strichweise tritt hier wohl das Schiefergebirge hervor, welches dem unsrigen gleichzeitig sein mag, aber an dieses lehnt sich ein sehr wenig entwickeltes Stratensystem, das unsere älteren Flötzformationen im Allgemeinen repräsentirt, meist als ein rother Sandstein oder Mergel erscheinend (die Melsformation); darauf folgt ein ungeheuer mächtiges Stratensystem, welches vorzugsweise die enormen Kalkaxen bildet, das ich als ein untrennbares Ganze anspreche und als Flyschformation bezeichnet habe, das alle jüngeren Flötzformationen, vom Jura bis zum Grobkalk repräsentirt, ohne deren constante Abtheilung und Gliederung zu zeigen, wie sie sich dem Auge in den westlichern und nördlichern Gegenden zeigen. Diese Formation bestehet theils aus Flyschsandstein (auch als Wiener-, Karpathen- und Apenninen-Sandstein oder Macingo bekannt) und Molassesandstein, welche Sandsteine außerhalb des alpinischen Gebirgszuges nicht weiter

vorkommen, theils aus Kalksteinen, die oft das Ansehen von Jura- und Kreidekalk tragen; strichweise herrscht nun jener Sandstein vor, wie in Ungarn und den Karpathen und der Kalkstein bildet dann nur untergeordnete Massen, während in andern Gegenden der Kalkstein vorherrscht, wie in den Kalkalpen, wo der Sandstein dann nur untergeordnete Massen bildet, sich bald unten, bald oben, bald in der Mitte zeigend. Dieser Sandstein nimmt auch granitische Formen an, wie in Savoyen, oder porphyr- und basaltartige, mit pyrotypischem Character, wie besonders in den südlichen Kalkalpen. Auch der petrefactologische Character aller dieser Gebilde scheint mir ein sehr eigenthümlicher, denn in ein und derselben Schicht finden wir oft Petrefacte vereiniget, die sonst nur in sehr verschiedenen Formationen vorkommen. Diese meine Ansicht über den ganz eigenthümlichen Typus eines sehr wichtigen Centralgebirges und sehr weiter Gegenden, stehet zur Zeit noch sehr isolirt; denn alle Geognosten beeifern sich die alpinischen Straten mit den bekannten teutschen und englischen Formationen vollständig zu parallelisiren, sich vorzüglich auf einige Petrefacte stützend, doch ist dies — wie mir scheint — ein eitles Unternehmen. Seit zwanzig Jahren, wo ich mein System aufbauete, es für unthunlich hielt, unsere Formationsreihe in der alpinischen Gruppe nachzuweisen, habe ich die desfallsige Literatur verfolgt, wohl Beweise für, nicht gegen dasselbe gefunden. Ob ich das Wahre getroffen, ob dieses sich Bahn brechen wird, muß ich dahin gestellt sein lassen.

In der Geologie, welche den meisten Spielraum zu Schlüssen und Speculationen gewährt, bin ich auch zu eigenthümlichen Resultaten gekommen, die zur Zeit recht isolirt stehen, in der Folge aber vielleicht mehr Eingang finden. Werner hatte die granitischen Gesteine oft als das Liegende aller andern Formationen getroffen und errichtete auf solche Beobachtungen sein neptunisches System; Macculloch und andere Geognosten fanden die granitischen Gesteine öfter über und zwischen jüngern Flözgebirge gelagert und erbaueten das vulkanische System, nach welchem alle kristallinischen Massen von einem innern, feurig-flüssigen Erdkerne herrühren. Ich erkenne gern die Wahrheit dieser und jener Beobachtungen für specielle Gegenden, richtete aber mein Augenmerk auf eine dritte, bisher sehr übersehene Beziehung, nämlich auf die Verwandtschaft und den so häufigen Uebergang der amorphen-stratificirten in die kristallinischen, massigen Gesteine. Wo ein kristalli-

nisches Gestein hervortritt, mangelt ihm die Schichtung, fehlen ihm die Petrefacte, und solche kristallinische Massen finden wir in allen Formationen, auch in den jüngern, können oft den Uebergang in die amorphen-, stratificirten-, petrefactenreichen Straten deutlich verfolgen.

Im Schiefergebirge kann man nicht verkennen wie recht häufig der Thonschiefer sich allmählig durch Glimmerschiefer und Gneus in Granit, oder durch Grünsteinschiefer in Grünstein, Dionit ꝛc. oder durch harte Schiefer in Porphyr verläuft. Aehnliche Verhältnisse finden wir im Todtliegenden, und schon der scharfe Beobachter, Otto Lasius, zeigte in seinen trefflichen „Beobachtungen über das Harzgebirge v. J. 1789," wie von den Porphyren des eigentlichen Harzgebirges die rothen Porphyre bei Ilefeld sehr verschieden, dem dasigen Todtliegenden untergeordnet und wirkliche Flötzporphyre wären; die ähnlichen rothen Porphyre und die mit ihnen öfter vorkommenden Mandelsteine, Thonsteine, trapp- und granitartigen Gesteine bei Halle, in Sachsen, im Thüringerwalde, am Rhein ꝛc. verhalten sich ganz ähnlich, zeigen recht oft die allerklarsten Uebergänge in den rothen Sandstein des Todtliegenden. Der bunte Sandstein zeigt strichweise ähnliche Verhältnisse, die Protogine und Granite der Savoyischen Alpen, die Porphyre und Trappgesteine der Kalkalpen zeigen einen solchen Uebergang in die dortigen sehr jungen Flyschsandsteine, die allmählig kristallinisch werden, wodurch die Schichtung und die Petrefacte verwischt werden.

Durch solche Beobachtungen, die sich dem Auge des Geognosten fast überall darbieten, wird man zu dem Schlusse gedrängt; daß alle die quarzreichen, kristallinischen Gesteine, ohne Schichtung und Petrefacte, durch einen Umbildungs-Prozeß aus den vorhandenen amorphen stratificirten Gesteinen entstanden wären, wodurch die mineralogische Beschaffenheit und der Aggregationszustand wesentlich verändert ist. Wo dieser Umbildungsprozeß (der mit dem Gährungsprozesse eine Art von Analogie haben mag), der durch die Kristallisation stets mit einer Ausdehnung der Masse, auch wohl mit Entwickelung von Gasarten verbunden sein muß, sehr intensiv und unter einer mehr oder weniger hohen Decke stattfand, wird das Gestein einen erweichten Zustand angenommen, die Decke selbst gehoben, gesprengt, durchsetzt haben, wobei es einen mehr oder weniger pyrotypischen Character annahm. Der Umbildungsprozeß, oder der vulkanische Heerd liegt aber stets innerhalb geschichteter

Erdstraten, zum Theil in uns ganz bekannten Flötzformationen, nicht aber in ganz unbekannten Tiefen unterhalb der festen Erdrinde.

Unsere den Grünsteinen und Porphyren verwandten Basalte stehen mit dem Schiefergebirge in naher Beziehung, werden aus diesem durch Metamorphose entstanden sein; indem sie dieses und in Sachsen, Hessen, Baiern ꝛc. das Flötzgebirge durchsetzen, erhalten sie einen ganz pyrotypischen Character. Die analogen Gesteinsarten unserer thätigen Vulkane dürften daher analoger Bildung sein; der vulkanische Heerd, in welchem vorhandene Gesteine, durch uns unbekannte Kräfte verändert, umgebildet werden, ihre feste Consistenz mit einer mehr flüssigen vertauschen, mag in einer vielleicht nicht alten Flötzformation liegen; das erweichte, in einer Art von Gährung begriffene Gestein erhält seine Glühhitze, mit der es zu Tage tritt, wahrscheinlich erst durch die Friction, die es erleiden muß, wenn es vermittelst der sich entwickelnden Gase Tausende von Fußen, durch röhrenartige Räume herauf gepreßt wird. Die sich bei diesem Umbildungsprozesse entwickelnden Gasarten werden die Phänomene bedingen, die wir bei den Ausbrüchen der Vulkane beobachten, auch wohl wenigstens eine gewisse Klasse von Erdbeben.

Analoge Prozesse mögen stattgehabt haben in vielen Kalkstraten fast aller Formationen, in Folge welcher das Gestein kristallinisch geworden ist, seine Schichtung verloren, alle Spuren der Petrefacte verwischt hat; auch mag die Bildung von Gyps-, selbst von Steinsalzmassen, mit ähnlichen Umbildungsprozessen im Zusammenhange stehen. Innerhalb der Schieferformation wird der sonst amorphe Kalk oft ganz kristallinisch, verliert Schichtung und Petrefacte, zeigt öfter Glimmer- und andere Kristalle, wird zu sogenanntem Urkalk. Die Rauchwacke des Zechsteines, die Dolomite des Jurakalkes sind solche kristallinische Umbildungen, die Schichtung und Petrefacte eingebüßt haben, schroffe, zerrissene Felsmassen darstellen. Die Kalkstraten der Flyschformation in den Alpen und Apenninen sind strichweise auch ganz kristallinisch zu sogenanntem Urkalk geworden, eingemengte Glimmer- und Talkblättchen haben sich gebildet, wodurch das Gestein ein ganz granitartiges Ansehen erhält. Zwischen diesen kristallinischen Massen und den amorphen Straten findet man sehr häufig Uebergänge und Mittelgesteine, und man kann ohnmöglich annehmen: daß diese kristallinischen Gesteine der Kalkreihe von einem feurig-flüssigen Erdinnern herstammten.

Wenn man solche Uebergänge an so sehr vielen Punkten beobachtet, so dürfte eine Berechtigung vorliegen, solche überall anzunehmen, und daher sehe ich alle ungeschichteten, massigen, mehr oder weniger kristallinischen Gesteine, die oft auch einen pyrotypischen Character tragen, als metamorphosirte Gesteine an, als Producte von amorphischen geschichteten Flötzstraten, hervorgegangen aus einem Umbildungs- oder mehr oder weniger vollkommnen Kristallisations-Prozesse, der in allen Epochen der Erde mehr oder weniger intensiv wirkte, auch jetzo gar nicht erstorben sein mag, doch in gewissen Epochen der Erde mit besonderer Energie hervortrat, besonders in der Zeit, mit welcher unsere jetzige Periode beginnt, wo eine mächtige Revolution statthatte, die wir als Sündfluth bezeichnen, wo alle unsere Basalte zu Tage traten.

In so fern nun nach der jetzo herrschenden vulkanischen Theorie, alle diese kristallinischen Gesteine, vom Granit bis zur Lava, als Emanationen eines feurig flüssigen Erdkerns betrachtet werden, welche in verschiedenen Epochen, als der vorhandenen Erdrinde etwas ganz Fremdartiges hervordrangen, diese Erdrinde hoben, zerbrachen, durchsetzten, überlagerten 2c., so scheint mir diese vulkanische Theorie mit den Beobachtungen in der Natur, besonders den oft klaren Uebergängen, nicht in Uebereinstimmung zu stehen, und ich habe daher meine plutonische Theorie aufgestellt und vertheidigt (welche man auch die hypogene nennt, die sich der Hutton'schen am meisten nähert), nach welcher alle diese kristallinischen Gesteine ihren Bildungs- oder vulkanischen Heerd nicht in einer feurig flüssigen Centralmasse, unterhalb der etwa sechs Meilen dicken Erdrinde haben, sondern nur Umbildungen der uns zum Theil wohlbekannten neptunischen Formationen sind und Producte eigenthümlicher Prozesse, die uns freilich ihrem innern Wesen nach noch wenig bekannt sind. Aber selbst der etwa analoge Gährungsprozeß der organischen Substanzen, der stets vor unsern Augen statthat, ist uns seinem innern Wesen nach auch nicht recht klar.

Als Hauptstützen der vulkanischen Theorie werden aufgeführt: 1) der feurig flüssige Zustand der Laven; 2) die hohe Temperatur der heißen Quellen; 3) die mit der Tiefe steigende Temperatur der Erde. Allerdings zeigen die zu Tage tretenden Laven einen feurig flüssigen Zustand, der aber, wie bereits erwähnt, schon durch die Friction hervorgebracht sein wird, den die Masse dadurch erleiden mußte, daß sie durch lange enge Spalten hervorgepreßt wurde;

überdem werfen unsere Vulkane auch ungeschmolzene, selbst petrefactenreiche Gesteine aus. Ueberhaupt tragen die Gesteine nur da einen pyrotypischen Character, wo wir Spuren finden, welche auf ein Hervordringen aus Spalten oder Röhren hinweisen, durch welche sie hervordrangen. Alle warmen Quellen haben eine constante, aber unter sich verschiedene Temperatur, daß es gar keinen präcisen Unterschied geben möchte unter heißen, warmen und kalten Quellen. Alle Quellen dürften an gewisse Schichten-Verhältnisse gebunden sein; heiße und kalte Quellen liegen oft dicht zusammen und man hat keinen Grund anzunehmen, daß die heißen Quellen aus allergrößter Tiefe hervorkommen, ihre Hitze von einem glühenden Erdkerne erhalten. Die Thätigkeit der Erde, deren Product die Quellen sind, giebt ihnen eben so wohl ihre constante Qualität und Quantität als Temperatur. — Die Straten der Erdrinde haben eine sehr verschiedene Temperatur, manche selbst sehr flach liegende eine hohe. Bekanntlich zeigen alle Kohlenstraten, sie mögen flach oder tief liegen, eine bedeutende Wärme, und eine höhere, als die unter ihnen liegenden Straten. Abgesehen hiervon, so wächst wohl im Allgemeinen die Temperatur der Erde mit der Tiefe, was aber wahrscheinlich eine Grenze hat und mit gewissen innern Prozessen in Verbindung stehen mag; daß diese innere Temperatur von einem glühenden Erdkerne bedingt würde, scheint doch sehr hypothetisch, aber auf jeden Fall haben innerhalb der Erdrinde sehr verschiedenartige Prozesse statt, die stets wohl mit einer gewissen Temperatur und Entbindung von Wärme verbunden sind.

Ueber das Innere der Erde unterhalb der beobachtbaren Erdrinde können wir durch directe Beobachtung nichts erfahren, alle Ansichten darüber sind ganz hypothetisch; wir können uns daher nur an die äußere beobachtbare Erdrinde halten, die freilich nur eine äußerst dünne Haut des großen Erdkörpers darstellt. Innerhalb dieses Beobachtungskreises sind unverkennbar die Straten aller Formationen gar nicht mehr in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit, sondern mehr oder weniger verändert und je älter die Straten sind, jemehr scheinen sie im Allgemeinen verändert, oft ganz in kristallinische Massen umgebildet. Auf diese Veränderungen und Umbildungen, oder auf die Morphologie der Straten habe ich vorzugsweise mein Augenmerk gerichtet und besonders zu ermitteln gesucht:

1) aus welcher neptunischen, geschichteten Formation sich die

beobachtbaren kristallinischen, massigen Gesteine vom Granit bis zur Lava entwickelt haben mögen, und

2) in welcher Erdperiode diese Umbildung stattgefunden, das massige Gestein seine jetzige Lage, seinen etwanigen pyrotypischen Character angenommen haben mag.

Dieser meiner Theorie nach sind daher die geschichteten, petrefactenreichen Gesteine die eigentlich ursprünglichen, die kristallinischen, massigen, die Granite und alle sogenannte Urgesteine sind secundären, spätern Ursprunges, aus jenen durch Umbildung entstanden, während nach der herrschenden Theorie die granitischen, kristallinischen Gesteine primitiven Ursprunges sind, entstanden durch Erstarrung des gegebenen, präsumtiven, centralen feurig flüssigen Ur-Chaos, das zu verschiedenen Zeiten hervortrat. Die Zertrümmerung und Zersetzung dieser erkalteten Centralmasse soll das Hauptmaterial zu dem geschichteten Gebirge, zu den Flötzstraten geliefert haben, in welches zufällig die Reste abgestorbener Organismen eingemengt wurden, die als Petrefacte erscheinen.

Wenn nun die geschichteten, petrefactenreichen Straten die eigentlich primären und nicht wesentlich entstanden sind durch Zertrümmerung vorhandener Massen, so fragt sich natürlich, woher ihr Material denn stammen mag, denn irgend woher muß es doch gekommen sein.

In früherer Zeit spielte die generatio aequivoca eine sehr wichtige Rolle, indem man annahm: daß unter gewissen Verhältnissen Thiere und Pflanzen ohne Zeugung entstehen, welche Theorie in neuerer Zeit aber bedeutend beschränkt wurde. Diese generatio aequivoca nun suchte ich auch auf das anorganische Reich auszudehnen; es schien mir wahrscheinlich, daß durch gegenseitige Einwirkung von Erde, Luft und Wasser, sich unter gewissen Verhältnissen direct die Mineralstoffe erzeugen könnten; diese Erzeugung aber wird — wie ich später annahm — wohl indirect, durch die Organismen stattfinden.

Seit Ehrenberg in Berlin, dieser eben so scharfe als fleißige Beobachter, den unsichtbaren, oder vielmehr microscopischen Organismen sein Leben weihete und ein neues, weites Feld der Naturforschung durch unendliche Entdeckungen aufschloß, haben diese winzigen Geschöpfe eine sehr wichtige geologische Beziehung erhalten Aus dieser kleinsten Thierwelt (besonders Foraminiferen und Polypen) besteht vorzugsweise der sich vor unsern Augen bildende Meer-

kalk, der bald zu dichtem Gestein wird, das in mächtigen Straten und Felsmassen erscheint. Die schon viel ältere, schreibende, lockere Kreide, besteht wieder ganz aus solchen organischen Resten, und ohne Zweifel werden auch die harten, dichten Kalkstraten der Kreideformation einen gleichen organischen Ursprung haben, nur sind hier, durch den Erhärtungs- oder Verdichtungs-Prozeß, die organischen Formen verwischt. Wie diese Kalksteine der Kreideformation, verhalten sich auch die Schichten der ältern Kalkformationen, und kaum läßt sich jetzo mehr zweifeln: daß alle Kalkstraten im Innern der Erde ihren Ursprung aus dem organischen Reiche haben werden, welche Ansicht schon der große Naturforscher Linné vertheidigte, wenn er sie auch weniger begründen konnte, als es jetzo möglich ist. Diese, von Organismen gebildeten Kalkstraten sind nun im Laufe unendlicher Zeiten, durch die Prozesse im Innern der Erde vielfach verändert, zu kristallinischem Urkalk, zu Dolomit, Rauchwacke, zu Anhydrit, Gyps, auch wohl zu Steinsalz umgebildet.

Andere Gattungen solcher winzigen Organismen, haben eine Hülle von reiner Kieselerde, und wir kennen jetzo mächtige Ablagerungen von Kieselerde, die ganz aus noch wohl erhaltenen organischen Formen (besonders Bacillarien) bestehen, während theilweise sie als festes, dichtes Quarzgestein erscheinen. Im Pflanzenreiche sind vorzugsweise die Gräser sehr reich an Kieselerde, welche daher in ungeheurer Masse im organischen Reiche erzeugt wird und dann durch die Prozesse im Innern der Erde vielen Veränderungen unterliegen mag.

Noch andere Gattungen solcher kleinen Geschöpfe haben ein Gerüst von Eisen; aller Eisenstein, der sich in der jetzigen Periode in Sümpfen, Mooren rc. bildet, wird von solchen Organismen herstammen, die in frühern Perioden der Erde wohl noch verbreiteter waren, und ähnliche Eisensteinlager bildeten, welche dann durch die Thätigkeiten der Erde weiter umgebildet, auch in kristallinische Eisenerze verwandelt wurden.

Alle verwesenden Organismen werden zu Moder, in welchem die organischen Formen leicht verschwinden, dieser Moder erscheint bald als Thon und viele Thonstraten mögen diesen Ursprung haben. Durch die Prozesse im Innern der Erde scheinen sich aus solchen thonigen Massen Thonschiefer, Glimmer, Grünstein, auch Feldstein und Feldspath zu bilden, welcher letztere wieder durch einen Entkristallisirungsprozeß in Thon verwittert.

Kalk,

Kalk, Quarz, Thon, Eisen erscheinen als diejenigen Stoffe, aus denen vorzugsweise unsere Erdrinde besteht, sind aber diese organischen Ursprunges, so werden es auch die übrigen, seltnern sein, um so mehr, da wir ja im organischen Reiche fast alle unsere chemischen Elemente in großer Menge antreffen.

Es scheint fast unbegreiflich, wie durch microscopische Organismen mächtige Straten, ja großentheils unsere Gebirge entstanden sein können, aber die Zeugung derselben, meist durch Theilung, folgt so unendlich schnell — in wenigen Tagen Billionen Male — daß wirklich in kurzer Zeit ein dem Auge unsichtbarer Punkt zu einer bedeutenden Masse anschwellen kann, wenn nur die Verhältnisse günstig sind. Unsere Zoologen werden es für möglich erklären: wie durch ein Paar gegebene Exemplare solcher kleinen Geschöpfe im Laufe der Zeit bei günstigen Verhältnissen, ein Produkt von der Größe unserer Erde erzeugt werden kann. Groß und klein sind nur relative Begriffe; auch unser mächtiger Erdkörper mag im Weltenraume nur so ein winzig kleiner Organismus sein.

Unsere feste Erdrinde ist dicht bedeckt mit sich fortwährend erneuernden Organismen, die ihre Hülle aus festen chemischen Elementen zurücklassen; das Wasser des Meeres, der Seen, der Teiche, der Flüsse ist zum Theil ganz erfüllt mit Organismen, enthält theilweise wohl mehr organische als anorganische Stoffe, selbst die Atmosphäre ist reich an Organismen, fortwährend bildet sich daher organische Masse, aus verschiedenen chemischen Elementen bestehend, welche die Erdrinde erhöhen muß und, wenn das derartig gewonnene chemische Product auch von wenig Bedeutung sein sollte, so wird es großartig im Laufe langer Zeiträume und welche unbedeutende Spanne Zeit mögen Jahrtausende im Leben der Erde sein.

Woher fragt man, nehmen wohl die Organismen, welche so mächtige Kalk-, Quarz-, Thon- und Eisenstraten construiren das Material her, aus dem sie ihre Hülle, ihr festes Gerüst erbauen? Daß sie es nur und allein aus ihrer Umgebung mechanisch aufnehmen sollten, scheint mir nicht recht wahrscheinlich, aber vermuthlich vermögen ihre Functionen, aus den umgebenden, überall verbreiteten Medien, aus Luft und Wasser, diese chemischen Stoffe zu bereiten, sie aus jenen zu differenciren; mir scheint vorzugsweise die Vegetation dazu bestimmt, Wasser und Luft durch organische Thätigkeiten in die chemischen Elemente umzubilden.

solchen Gesteinen besteht, dieselbe Function zukommen, sie muß atmosphärische, sauerstoffreiche Luft einziehen, zum Theil assimiliren oder verändern, zum großen Theile in veränderter Form meist als Wasser ausstoßen. Diese, dem organischen Athmungsprozesse analoge Function der Erde setzt diese mit der Luft, der Atmosphäre und dem Wasser in die innigsten, wechselseitigen Beziehungen, in eine gegenseitige Wechselwirkung, bedingt wohl die Hauptprozesse, die im Innern der Erde und in der Atmosphäre vor sich gehen, auch wohl die innere Wärme der Erde im Allgemeinen, abgesehen von localen Bedingungen.

Diese rhytmischen Inhalationen und Exhalationen, die mit der Verschiedenheit der Erdschichten in Connex stehen mögen, die sich gegenseitig durchdringen, werden in der Atmosphäre eine stete rhytmische Bewegung nach unten und oben bedingen, auf die wieder andere Verhältnisse vielseitig influiren mögen. Unsere Barometer zeigen nun neben den unregelmäßigen auch eine ganz durchgreifende regelmäßige Bewegung der Atmosphäre, ein rhytmisches Auf- und Niedergehen, das, wie überhaupt der Barometerstand, mit der Entfernung von der Erde abnimmt. In der Umgebung eines jeden organischen Körpers wird durch den Athmungsprozeß und dessen rhytmische Inhalationen in der Atmosphäre eine ähnliche Bewegung hervorgebracht, die gegen dritte Körper als ein Druck erscheint, und da der Erdkörper nun aus mehr oder weniger veränderten Resten von Organismen besteht, welche die Athmungsfunction nie ganz verlieren, so dürfte man wohl der ganzen Erdrinde eine Function zuschreiben können, die dem Athmungsprozesse analog ist, und diese Function dürfte es sein, welche theils die atmosphärische Luft bis in die aller untersten Erdschichten inhalirt, einzieht, dadurch der Grund und die Ursache des Druckes der Luft wird, theils Gase und Wasser ausstößt, theils auch die regelmäßigen Schwankungen des Barometers bedingt. Diese Idee habe ich schon vor zwanzig Jahren speciell auszuführen gesucht in der Abhandlung:

Ueber die Ursachen der regelmäßigen Barometer-Schwankungen,

in der Zeitschrift: Isis, von Oken, Januar 1831, pag. 20. Obwohl diese Idee sehr wenig berücksichtigt wurde, so bin ich auch jetzo noch von deren Wahrheit überzeugt und die Lehre vom Drucke der Luft scheint mir auf diese Art fest und wissenschaftlich begründet.

Doch verdenke ich Niemanden bei der hergebrachten Theorie zu verharren, was selbst nothwendig wird, wenn man nicht den ganzen Kreis meiner Anschauungen annehmen will, von welchen die Lehre vom Athmungsprozesse der Erde ein integrirender Theil ist, der nicht wohl getrennt werden kann.

Durch den Athmungsprozeß der Erde wird innerhalb derselben — wie im organischen Körper — die inhalirte Luft theilweise verändert, ein Theil des Sauerstoffes an die Erdstraten abgegeben, es wird irrespirabele Luft, besonders Kohlensäure und Wasser gebildet und ausgestoßen. Als Resultat dieses innern Prozesses, dieser Thätigkeit der Erde selbst, die in den höhern und tiefern Erdschichten statthat, erscheinen die überall verbreiteten Gas- und Wasserquellen, die gewiß nicht mechanisch, sondern durch eigenthümliche Kraft oder Thätigkeit, mit verschiedener Intensität zu Tage getrieben werden, und sich analog verhalten mancher Flüssigkeiten des organischen Körpers. Diese Gas- und Wasserquellen, die theils in Connex, theils für sich erscheinen, sind Productionen von constanter Qualität, Quantität, Temperatur und Emanations-Fähigkeit, die mit der Luft im Innern der Erdrinde und mit der äußern Atmosphäre in innigster Wechselwirkung stehen, und — wenigstens die Gasquellen — an den atmosphärischen Bewegungen, welche das Barometer zeigt, auch Antheil nehmen. Das atmosphärische Wasser dringt, der Erfahrung und den Versuchen nach, nur in die äußerste, unbedeutende Oberfläche der Erde, gewiß nicht ins Innerste und Tiefste der Erde, und wenn es eindränge, würde es nicht als springende Quelle zu Tage treten, da das Innere der Erde nirgends röhrenartige Räume zeigt, die hierzu erforderlich wären. Wenn die Quellen wirklich ihre festen Bestandtheile mechanisch auflösten und dies durch unendliche Zeiträume gethan hätten, so müßten wir doch im Innern der Erde und in der Umgebung der Quellen die desfallsigen hohlen, ausgewaschenen Räume finden, die sich aber nirgends zeigen. Wie die Gas- und Wasserquellen, die kalten und warmen, die reinen und mineralischen Quellen, die wegen ihrer Constanz als eigenthümliche Individuen erscheinen, durch die Function des Athmungsprozesses der Erde bedingt und durch Umbildung der inhalirten atmosphärischen Luft entstehen, nur auf diese Art ihre wahre Erklärung finden werden, habe ich zu zeigen gesucht in meiner Abhandlung:

Theorie der Quellen

enthalten im 2ten, 3ten, 4ten und 5ten Bande vom Jahre 1822 bis 1827 meiner Zeitschrift: Deutschland geognostisch-geologisch dargestellt. Ausführlicher und specieller als wohl irgend wo anders sind hier die Salzquellen behandelt, deren Salzgehalt mir gar nicht von mechanisch aufgelöstem Steinsalz herzurühren scheint; die wirklichen, springenden Salzquellen, von constanter Qualität, Quantität und Temperatur, dürften nicht mit dem Steinsalze zusammenhängen, um so mehr, da dieses ganz trocken und leer an Quellen sich zeigt. Leitet man freilich durch ein Bohrloch süßes Wasser in das Steinsalzlager, wie es bei vielen neuen Salinen der Fall ist, so löst es Salz bis zur Sättigung auf, und man kann nun die stärkste Sorte heraufziehen, nur hat man dann keine eigentliche Salzquelle. Im Laufe der letzten 20 Jahre sind in den verschiedensten Gegenden eine große Menge Bohrlöcher gestoßen, man hat an sehr vielen Punkten Steinsalzlager gefunden, gewinnt aus diesen so viel gesättigte Soole als süßes Wasser einläuft, aber durch keine Thatsache habe ich mich zur Zeit von der Falschheit meiner Theorie, oder vielmehr von der Richtigkeit der entgegengesetzten überzeugen können, halte daher die meinige noch fest, so ansprechend auch die Auflösungs-Theorie erscheint; sollten mir Thatsachen bekannt werden, die mich widerlegten, so würde ich mit größtem Freimuthe meinen Irrthum bekennen.

Wie die organischen Körper, so scheint mir auch der Erdkörper, von dem wir freilich nur die äußerste feine Haut kennen, doch etwas Anderes zu sein als ein bloßes chemisches Laboratorium, wo nur mechanische und chemische Kräfte wirken. Je schärfer wir die Natur beobachten, desto mehr finden wir auffallende, abnorme Bildungen, die Stoffe scheinen dort anders als hier zu wirken und sich zu verändern, die Thätigkeiten dort liefern andere Produkte als hier die chemischen Gesetze; aber gewisse analoge Beziehungen zwischen den Funktionen der Organismen und des Erdkörpers scheinen mir nicht wohl abweisbar, nur muß man diese Idee von Analogie in der äußersten Allgemeinheit halten, jede speciellere Vergleichung ist gewiß unstatthaft, selbst lächerlich.

Seit den ältesten Zeiten hat es eine Reihe von Geologen und Philosophen gegeben, welche diese Analogie anerkannt, die Erde als ein großes Organon betrachtet und es, im Gegensatze zu der kleinen organischen Welt — oder dem Microcosmos — als

den großen allgemeinen Macrocosmos bezeichnet haben, und in diesem Sinne kann es auch wohl erlaubt sein, von dem Leben der Erde und deren Funktionen zu sprechen.

Solch eine Anschauungsweise war mir gleichsam angeboren, ich hegte sie schon in sehr jungen Jahren, und eine meiner ersten Abhandlungen, die ich in der hiesigen naturforschenden Gesellschaft am 9. Decbr. 1809, also vor länger als 40 Jahren vorlas, handelte:

Ueber das Leben der Erde wie der Gebirge, und die Bildungsepochen der Erde

wo embryonisch die meisten der Ideen entwickelt wurden, die ich später in meinen Schriften ausführte. Wer für solche Ideen nicht von Natur empfänglich ist, wird ihnen nie und nimmer huldigen, da die anderartige, mehr mechanische Anschauungsweise, auch ihr sehr Ansprechendes hat.

Die Erde als ein macrocosmisches Organon zu betrachten, diese Idee ist — wie erwähnt — so alt, als man überhaupt über die Entstehung und Bildung der Erde nachgedacht hat; eine bloße speculative Begründung und Durchführung derselben dürfte nur geringen Werth haben; es kann nur darauf ankommen, sie durch Beobachtungen und Thatsachen zu unterstützen, und in dieser Hinsicht glaube ich mir einiges Verdienst beilegen zu können, einige neue Gesichtspunkte dargelegt zu haben.

Daß unsere ganze feste Erdrinde ursprünglich aus dem organischen Reiche stammen, nur als ein Produkt von Organismen zu betrachten sein wird, welches deßhalb Analogien von Functionen der Organismen theilhaftig sein dürfte, und wie aus dieser organischen oder aus Organismen gebildeten Masse, vermittelst der innern Thätigkeiten und der Morphologie der Erdstraten selbst, alle unsere, auch die ganz kristallinischen Gebirgsgesteine hervorgegangen sein mögen, auch welche wichtige Rolle der Athmungsprozeß der Erde spielt, habe ich wohl mehr als irgend Jemand durch Beobachtung und Zusammenstellung darzulegen und zu unterstützen gesucht. Die kristallinischen, massigen Gesteine, die Granite, Porphyre, Grünsteine Trachyte, Basalte, Laven 2c., sehe ich nicht, wie fast alle übrigen Geognosten, für eigenthümliche, von der Natur gegebene, aus einem präsumirten glühenden Erdkerne entstandene Formationen an, sondern in Folge meiner Beobachtungen, wie den kristallinischen Ur-

kalk, den Zechstein, Dolomit, Gyps und das Steinsalz nur als secundaire kristallinische Formen von meist wohlbekannten geschichteten Flötzstraten, als Producte der Morphologie an.

Die reine Speculation, die ohne thatsächliche Grundlage, ohne Kenntniß und Beachtung der speciellsten Verhältnisse, Alles, auch die Geologie und das naturhistorische System, nur allein aus der Thätigkeit des menschlichen Geistes construiren und entwickeln will, war mir stets sehr widerwärtig, aber es scheint mir auch nicht räthlich die Geologie nur allein auf das chemische Experiment zu basiren, da die Chemie der großen freien Natur, schon ihrer großen Massen und Zeiträume wegen, eine andere sein dürfte, als die des sehr beschränkten Experimentes im Laboratorio des Menschen (wie sie es auch wohl im organischen Körper ist); nur auf die Beobachtung der freien Natur im Großen, nur auf die scharfe, vorurtheilsfreie Beobachtung der Gebirgsverhältnisse selbst, dürfte die theoretische, speculative Geologie zu basiren sein. Die Beobachtung von Uebergängen und Lagerungsverhältnissen machen es mir mehr als wahrscheinlich, daß die Straten von Steinsalz unserer Gebirge größtentheils aus Anhydrit und Gyps, dieser aber wieder aus kohlensaurem Kalk durch Umbildung entstanden sein wird, wenn ich auch nicht begreife, wie dies nach unserer chemischen Theorie zu erklären sein dürfte. Weil ich an unendlich vielen Punkten den Uebergang von stratificirten amorphen Straten in ganz heterogene, massige kristallinische Gesteine, durch eine Menge von Mittelstufen beobachtete, so schloß ich daraus auf eine Umbildung, wenn ich auch den Grund dieses Prozesses nicht nach unserer chemischen Theorie zu erklären vermag.

Ich habe mir allmählig ein eigenthümliches System der Geognosie und Geologie gebildet, wesentlich abweichend von den herrschenden Mode-Systemen, aber basirt auf sehr langjährige, weitreichende Beobachtungen, wie auf ein tiefes Studium der ganzen Litteratur. Indem ich dasselbe für wahr und wohlbegründet halte, will ich gar nicht verkennen, daß wenigstens Einzelnes sehr irrthümlich sein mag, wie es auch nicht anders bei einem menschlichen Werke sein kann.

Mein System, oder meine eigenthümliche Ansicht vieler Verhältnisse, hat wenig Anklang gefunden, ich habe keine Schule gestiftet, bin kein berühmter, hochgefeierter Mann geworden, bin nicht mit Orden decorirt, wie mancher Andere; mein Name als Geognost

und Geolog ist schon jetzt fast verschollen, dieses aber kümmert mich sehr wenig; ich habe aber auch alle die Wege, die zu größerer Berühmtheit hätten führen können, gar nicht eingeschlagen. Ich fühle mich behaglich, glücklich und zufrieden in dem Bewußtsein, mir in der Wissenschaft vollkommen klar geworden zu sein, rastlos nur und allein für die Wissenschaft, gar nicht für eigenen Vortheil gearbeitet, nie gegen meine Ueberzeugung geschrieben zu haben. Es ist ein beruhigendes Gefühl mit sich im Reinen zu sein und friedlich seinen Weg verfolgt zu haben, ohne Andere im geringsten wegen ihrer Anschauungen zu befehden, in denen sie die Wahrheit zu finden glauben. Hochmuth und Fehdelust war mir auch stets fremd. Wie in häuslichem, habe ich auch stets in wissenschaftlichem Frieden gelebt.

Nachdem ich ein halbes Jahrhundert durchlebt hatte, meldete sich das Alter an, mit der Neigung zur Bequemlichkeit und vielerlei Bedürfnissen; Monate lang mit dem Ränzel auf dem Rücken, bepackt mit Steinen, in oft unwirthbaren Gegenden zu wandern, war nicht behaglich, wollte nicht mehr gehen; mein geognostisch-geologisches System war ziemlich abgeschlossen, und wie in den politischen, so war auch in den geistigen Regionen eine Zeit der Ruhe eingetreten, es standen sich auch in der Geognosie und Geologie keine Partheien mehr feindlich gegenüber, die zum Kampf herausforderten, wie früher die Neptunisten und Vulkanisten; so schwand nun bei mir allmählig das Interesse für die beobachtende Geognosie, wie für die speculative Geologie, ich hörte auf in dieser Richtung thätig zu sein, wiewohl es mir auch seit dieser Zeit Vergnügen gemacht hat, mit der Litteratur fortzugehen.

Unthätig aber konnte ich nicht bleiben, mußte mir neue Felder suchen, die meiner Neigung entsprachen, die angeborene Thätigkeit beschäftigten und in behaglicher Ruhe hinter dem Schreibtische zu bearbeiten waren.

Die Geschichte der Wissenschaft, wie der Völker und deren Sprachen hatte mich von Jugend auf angezogen; nie hatte ich diese Gegenstände aus den Augen gelassen, ich ergriff sie nun mit großem Eifer.

Meine Collectaneen über die Mineralnamen wurden durch das Studium der Wörterbücher von mehr und mehr Sprachen ungemein bereichert und erhielten eine gewisse Vollständigkeit und Abrundung; so erschien als Nachzügler zu meinen mineralogischen Werken die schon oben erwähnte:

Mineralogia polyglotta, Halle 1849.

Diese fast rein lexicalische aber unendlich mühevolle Arbeit, die gewiß demjenigen viele Ausbeute geben kann, der die Mühe anwendet, sie zu studiren, ließ mich einen tiefern Blick werfen in die Culturgeschichte der Völker, gab mir große Aufschlüsse über die Mineralogie der alten Völker, besonders der Griechen und Römer, lenkte meinen Blick näher auf die große Wichtigkeit des keltischen Volksstammes. Ich erkannte, wie ohne Zweifel eine Menge keltische Mineralnamen in das Griechische, Lateinische, wie in die andern neuern Sprachen übergegangen sind, die Kelten daher gewiß eine viel größere Rolle in der Culturgeschichte der Völker spielen, als ihnen bis jetzt angewiesen wurde, da sie zur Zeit so gut als ganz übersehen wurden. Was auch der Mann von Fach, der Sprachforscher von Profession gegen diesen nicht kritischen, dilettanten Versuch einwenden mag, so betrachte ich das Büchelchen doch — da es einmal gedruckt ist — mit Freude, wegen seiner Vollständigkeit und des Nutzens, den es gewähren kann.

Ein Gegenstand, der mich sehr viel beschäftigte, war die Bergwerkssprache, die mit der Vorliebe für das Bergwesen zusammenhing. Bekanntlich haben unsere deutschen, besonders die sächsischen Bergleute eine ganz eigenthümliche und reiche technische Sprache, die der deutschen Sprache höchst fremd stehet, mit ihr gar keine Relationen zeigt, leider sich aber mehr und mehr verwischt. Nächst der Sprache haben die Bergleute uralte Institutionen, bilden eigenthümliche Corporationen, zeichnen sich auch durch eine uralte, eigenthümliche Kleidung aus. Ueber diese Bergwerkssprache haben wir zwar ein paar alte Wörterbücher, sonst aber gar nichts, nicht den Anfang einer wissenschaftlichen Kenntniß und Behandlung, sie ist fast unbekannter als die amerikanischen Sprachen, was als ein großer Mangel unserer Litteratur erscheint. Jahre lang hat diese Sprache mit ihren ganz fremdartigen Worten mich beschäftigt; ich habe mich mit der technischen Sprache des englischen, französischen und spanischen Bergmannes bekannt zu machen gesucht, diese mit jener verglichen, was seine großen Schwierigkeiten hatte, besitze ein großes Convolut Collectaneen über diesen Gegenstand.

Zu einer klaren Einsicht über unsere Bergwerkssprache zu gelangen, hat mir nicht gelingen wollen, wohl deßhalb, weil mir die speciellen sprachlichen Kenntnisse — besonders der slavischen Dialekte

fehlen, aber so viel scheint mir festzustehen: daß unsere sächsische Bergwerkssprache besonders viel slavische, daneben auch keltische Elemente enthält, und es wäre gewiß von Interesse, wenn ein Sprachforscher diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit zuwenden wollte, der auch über die Entstehung unseres Bergwesens manche Aufschlüsse geben würde. Wir besitzen durch unsern Herrn Professor Pott ein wichtiges Werk über die Zigeunersprache, die uns doch viel ferner steht, als unsere alte, ehrwürdige, sehr verbreitete Bergwerkssprache; möchte doch auch diese ein Sprachforscher so gründlich und wissenschaftlich untersuchen wollen, und gern bin ich zur Uebergabe meiner Collectaneen bereit, die ich mit anderm Material auf den Fall meines Todes den hiesigen Francke'schen Stiftungen zu übereigenen beabsichtige.

Mit der Bergwerkssprache steht in gewisser Relation die, auch ganz eigenthümliche, technische Sprache der deutschen Salinenarbeiter, welche meist auch, wie die Bergleute, uralte, eigenthümlich uniformirte Corporationen bilden, innerhalb welcher sich technische Ausdrücke, Gebräuche und Institutionen seit den ältesten Zeiten erhalten haben, deren Studium daher auch für die alte Geschichte der Länder von bedeutendem Interesse ist. Ich begann mich mit der technischen Sprache der Salinenarbeiter zu beschäftigen, die auch keine deutschen Worte enthält, was bedeutende Schwierigkeiten hatte, da es über diese Salzwerkssprache keine eigenen Wörterbücher und überhaupt sehr spärliche Hülfsmittel giebt. Vorzugsweise richtete ich meine Aufmerksamkeit auf die Sprache der hiesigen, halleschen Salzarbeiter, die unter dem Namen der Halloren (wie bei andern alten Salinen) eine uralte Corporation bilden, welche tief in die Geschichte der Stadt Halle eingreift, die nicht allein eine eigenthümliche technische Sprache hat, welche sich nicht aus dem Deutschen erklären läßt, sondern auch ein eigenthümliches Idiom spricht, das aber um so schwerer zu ergründen ist, da es immer mehr verlischt.

Während die sächsische Bergwerkssprache vorzugsweise auf der slavischen Sprache basiren dürfte, wurde ich überrascht, in der Hallorensprache gar keine slavischen, sondern nur keltische Elemente zu finden, auch ist der durch ganz Deutschland verbreitete Name „Hallore" selbst ein rein keltischer. Die allgemein herrschende Meinung, nach welcher die Halloren in Halle ein Rest der slavischen Invasion sein sollen, muß daher wohl aufgegeben werden. Können sie, schon

ihrer Sprache nach, nicht deutschen und nicht slavischen Ursprunges sein, so wird man sie wohl für den Rest einer noch frühern keltischen Bevölkerung ansprechen müssen, um so mehr, da sich die vielfachsten Spuren eines frühern Keltenthums in ganz Deutschland zeigen.

Ich beschäftigte mich nun speciell mit der alten Geschichte meiner lieben Vaterstadt Halle, die ich aus dem keltischen Gesichtspunkte bearbeitete, und so entstand die kleine Schrift:

Ueber die Halloren, als eine wahrscheinlich keltische Colonie, den Ursprung des Halleschen Salzwerkes und dessen technische Sprache, ein Versuch von Ch. Keferstein, Halle 1843,

die wohl gründlicher hätte abgefaßt werden können, die auch nicht so früh erschienen wäre, wenn ich nicht damit meiner geliebten ältesten Tochter eine Freude hätte machen wollen, die mich leider zum letzten Male besuchte, wo sie den Keim des Todes schon in sich trug, auch bald darauf (1844) in Ems verstarb. Diese Dedication überraschte sie freudig, war aber das letzte Geschenk, welches diese schöne Seele in schwachem Körper aus Vaters Hand erhielt.

Während des Druckes meiner Schrift hatte Hr. Prof. Leo, der sich gründlich und grammaticalisch mit der keltischen Sprache beschäftigte, sein Buch „die Malbergische Gloße, Halle 1843" herausgegeben, die er hier aus der keltischen Sprache zu erklären suchte, daher erlaubte ich mir, ihm meine Arbeit vorzulegen, mit der er einverstanden war und mit interessanten Anmerkungen zu zieren die Güte hatte, was mir Freude machte und Muth gab.

Immer klarer wurde mir nun bei weitern Studien der Gedanke, wie die erste germanische Bevölkerung von Deutschland eine keltische gewesen sein dürfte, da uns aber hierüber die Litteratur gar keine sichere Auskunft giebt, so meinte ich, könnten wir diese vorzugsweise erhalten durch ein näheres Studium der vorhandnen wirklich germanischen, vorchristlichen Alterthümer, die unser heimathlicher Boden in großer Menge umschließt. Beschreibungen solcher Alterthümer sind zwar in Menge vorhanden, aber an einer wissenschaftlichen Behandlung dieses Gegenstandes schien es mir ganz zu fehlen. Unsere Gelehrten vom Fach, die sich mit den deutschen Alterthümern beschäftigen, wie Jac. Grimm (in seiner deutschen Mythologie v. J. 1844 pg. 7) und Professor Haupt (in der Vorrede zu seiner Zeitschrift „das deutsche Alterthum" v. J.

1841) beachten die germanischen Gräber, Steine und Kunstsachen gar nicht, weil sie keine Schrift führen, auf die sie allein Werth legen, und die gewöhnlichen Alterthumssammler beschreiben diese Antiquitäten, ohne sie ächt wissenschaftlich und allseitig zu beleuchten.

Da unsere vorchristlichen Alterthümer doch gewiß nur von den alten Germanen, im Allgemeinen wenigstens, herrühren werden, so sind sie offenbar am ersten geeignet, uns nähere Einsicht zu geben von der Nationalität, der Religion und Industrie der alten Germanen. Es schien mir unzweifelhaft, daß man diesen bisher sehr unbeachteten Alterthümern, den Gräbern, aufgerichteten Steinen, Kunstsachen ꝛc. gewiß auch eine geistige, historische und wissenschaftliche Seite abgewinnen könnte, wenn man das germanische Alterthum aus den germanischen Alterthümern selbst zu ergründen suchte, den eigenen Augen zu trauen anfing. Bleiben wir freilich, wie bisher, bei der blos äußern Beschreibung stehen, setzen ihren deutschen Ursprung apodictisch voraus, versuchen wir es nicht, diesen Hügeln, Steinen, Gräbern, Waffen, Geräthen und Schmucksachen eine nationale, eine geschichtliche und religiöse Bedeutung abzugewinnen, so bleiben wir auf dem alten Standpunkte stehen, kommen keinen Schritt vorwärts. Die Archäologie der Griechen und Römer hat, auch abgesehen von den Schriftstücken, viele Ausbeute gegeben, die daher auch bei der unsrigen zu erwarten stehet, aber so lange unsere gelehrten Archäologen, Mythologen und Historiker die germanischen Alterthümer nur ignorien, statt sie zu studiren und zu deuten, so bleiben diese ziemlich werthlose Gegenstände.

Solche Betrachtungen führten mich darauf, aus den alten ächt germanischen Alterthümern nähern Aufschluß zu suchen über die germanische oder älteste Geschichte von Deutschland, besonders zu prüfen, ob auch hier Spuren des Keltenthums zu treffen wären. Freilich mußte ich mich in ein ganz neues, mir bisher ganz unbekanntes Fach werfen, und that dieses mit der Energie, die mich schon so Manches überwinden ließ, bebte nicht davor zurück, ein paar Hundert Bücher zu studiren, mehrere Jahre meines Lebens daran zu setzen.

Zuvörderst beschäftigte mich Halle mit seiner weiten Umgegend, wo ich alles Alterthümliche mit eigenen Augen untersuchen konnte; ich machte nun statt der geognostischen Touren archäologische, die sich nur nicht so weit als jene ausdehnten; zugleich wurden alle

Schriften über deutsche Alterthümer gelesen, die nur aufzutreiben waren, besonders alle Verhandlungen der alterthumsforschenden Gesellschaften. Indem ich auch viele desfallsigen Sammlungen durchging, wurde ein recht vollständiger Ueberblick gewonnen von den vorchristlichen germanischen Alterthümern in Deutschland und deren eigenthümlichem Typus.

Diese Arbeit hatte keine Schwierigkeiten, genügte aber gar nicht, denn vorzugsweise kam es darauf an: diese germanischen Alterthümer zu vergleichen mit den vorchristlichen (nicht römischen und griechischen) in Scandinavien und England, in Frankreich, Spanien und Griechenland. Derartige Untersuchungen stießen aber auf große Schwierigkeiten, denn in den hiesigen Bibliotheken war dazu fast gar kein Material vorhanden, welches nur die Bibliotheken von Göttingen, Berlin und Leipzig gewähren konnten. Allmählig kam ich doch, mit Aufopferung von Mühe und Geld in den Besitz der Schriften von den meisten auswärtigen archäologischen Gesellschaften und der sonstigen Werke, welche diesen Gegenstand behandeln, die ich nun mit Eifer studirte, aus denen ich Excerpte und Abzeichnungen entnahm. So wurde allmählig eine Uebersicht erhalten von den vorchristlichen, nicht römischen und griechischen Alterthümern in fast allen Ländern von Europa und die Ueberzeugung gewonnen: wie diese alle, besonders die Gräber, Steinmonumente und Anticaglien sich im Allgemeinen höchst gleichen, daher wohl überall nur von Einer Nationalität, mit überall gleichem Cultus und gleicher Industrie, herstammen können. Diese Nationalität nun ist in England und Frankreich offenbar die keltische, welche daher auch die ursprüngliche in Scandinavien, Deutschland, in Spanien, Italien und den griechischen Landen sein wird. Dieselben, oder wenigstens höchst ähnliche Alterthümer, erstrecken sich noch weit über die Grenzen von Europa hinaus; sie ziehen sich aus den alt-thrakischen Landen in die Umgegend des schwarzen Meeres, dann längst dem Ural und Altai, bis nach Indien hin. In dieser Erstreckung sind sie als tschudische Alterthümer bekannt, stammen her von einer ganz verschollenen, der Geschichte vollkommen unbekannten Nationalität, offenbar aber aus dem höchsten Alterthume. In Indien selbst finden sich ähnliche Gräber.

Aus *rein* archäologischen Gründen bildete sich mir die Ueberzeugung immer klarer heraus; daß aus Indien oder dem centralen

Asien einst, in einer Urzeit, eine mit indischer Cultur ausgerüstete, in Künsten und Wissenschaften wohl erfahrene Nationalität ausgewandert sei, erst in ziemlich benachbarte Gegenden längst dem Altai und Ural bis zum schwarzen Meere (deren geschichtliche Spuren ganz verwischt sind, für deren Existenz nur die Alterthümer sprechen) dann, von Osten her gedrängt, sich immer mehr westlich zog, endlich fast ganz Europa bevölkerte von Thrakien und Griechenland bis nach Scandinavien und England, wo sie überall gleiche Alterthümer hinterließ. Diese europäische Urnationalität hat sich in ihrer ursprünglichen Reinheit — freilich fast nur in Hinsicht der Sprache, allein noch in denjenigen Kelten erhalten, die noch jetzt in einigen Theilen von England und Frankreich leben, wo sie ihre, wohl wenig veränderte alte Sprache reden. Uebrigens hat sich diese Urnationalität mit andern später eingewanderten Nationalitäten amalgamirt, wodurch die übrigen und neuern europäischen Nationalitäten, wie die griechische, römische, italienische, französische, deutsche und englische hervorgegangen sein werden.

Um diesen Gegenstand näher zu erörtern, studirte ich die Geschichtswerke der ältern und neuern Zeit, besonders um die secundairen, später eingewanderten Völker kennen zu lernen, durch deren Amalgamation mit den Kelten diese in die eben genannten neuern Völker umgebildet wurden.

Zwei solche Einwanderungen fremder Völker schienen mir unabweisbar. Die semitisch-phönizischen Hycksos verbreiteten sich, seit etwa 1600 v. Chr., wo sie aus Aegypten vertrieben wurden, über einen großen Theil der alt-thrakischen (später griechischen) Länder, als Kriegs- und Handelsleute in sehr großer Anzahl; aber im Laufe der Zeit verschwindet das semitische, wie das kelto-thrakische Wesen dieser Gegenden in Sprache, Cultus, Kunst, Verfassung 2c., dagegen tritt hier nun das Hellenen- oder Griechenthum auf, welches eben das Product jener beiden Elemente sein wird, die sich in diesem vollkommen amalgamirten. Dieses Griechenthum amalgamirte sich fast 1000 Jahre später mit dem alt-italischen, thrakischen Wesen in Mittel-Italien, woraus das Römerthum entstand — ein gräcisirtes Keltenthum, das wieder fast 1000 Jahr später die alt-italischen Völker in die neu-italienischen umbildete, auch auf Gallien und Spanien wesentlich influirte.

Eine zweite wichtige, weitgreifende Einwanderung bildet seit

Beginn unserer Zeitrechnung die der gothischen Völker, die, vom schwarzen Meere aus, sich vorzugsweise über Germanien, Scandinavien und Britannien verbreiteten, hier feste Wohnsitze nahmen; sich allmählig mit den seßhaft gebliebenen Kelten vollkommen amalgamirten, wodurch die deutsche, die scandinavische und die englische Nationalität im Laufe vom 2ten bis zum 8ten Jahrhundert hervorging. Durch die Bildung dieser neuen Völker und Sprachen wurde das Keltenthum mit seiner alten Sprache auf wenige Winkel von Europa zurückgedrängt.

Sind die über das alte, weite Germanien verbreiteten Alterthümer mit den unzweifelbar keltischen in Britannien und Gallien wirklich ganz identisch, dann werden gewiß auch die alten Germanen der keltischen Nationalität angehört haben, welche daher als die ursprüngliche Einwohnerschaft des Landes erscheint, die hier, wie in Gallien und Britannien keltisch sprach, ehe das deutsche Idiom herrschend wurde. Wie nun in Britannien aus dieser keltischen Einwohnerschaft durch Zutritt der gothischen oder angelsächsischen und normannischen Völker sich die englische Nationalität allmählig herausgebildet hat, so wird sich wohl auf ähnliche Art aus den keltischen Germanen, durch Zutritt der gothischen Völker, die deutsche Nationalität entwickelt haben. Weder die Kelten noch die Gothen benutzten die Schreibkunst zu einer Volkslitteratur, die erst mit der christlichen deutschen beginnt; seit Beginn der deutschen Litteratur, giebt es daher weder keltische Germanen noch Gothen, sondern nur das Mischvolk aus beiden, die Deutschen.

Für die Wissenschaft, für die Geschichte des deutschen Volkes schienen mir diese Untersuchungen und Ansichten wesentlichen Werth zu haben, selbst wenn sie manches Irrige enthalten sollten, was ja immer unvermeidlich ist, und so entschloß ich mich, meine gewonnenen Ansichten, so isolirt sie dastehen, so sehr sie der hergebrachten Geschichte entgegentreten, zur allgemeinen Prüfung der Oeffentlichkeit zu übergeben und auf meine Kosten ein größeres Werk zu ediren über das bisher vernachlässigte, verachtete, selbst verrufene Keltenthum, welches den Titel erhielt:

Ansichten über die keltischen Alterthümer, die Kelten überhaupt, besonders in Deutschland, so wie den keltischen Ursprung der Stadt Halle.

Der

Der erste Band erschien 1846, ist vorzugsweise archäologischen Inhaltes und giebt:

I. eine beschreibende Uebersicht der vorchristlichen, wie vorrömischen und vorgriechischen Alterthümer, nach geographischer Ordnung, in den europäischen Ländern, vorzüglich aber in Teutschland, so wie der analogen tschudischen, die sich vom schwarzen Meere bis nach Indien ziehen, Pg. 1—249, welche Zusammenstellung man in keiner Litteratur, am wenigsten in der teutschen findet, die Auskunft giebt über den Kreis von Alterthümern, die man als keltische zu bezeichnen haben dürfte.

II. Eine nähere, wissenschaftliche Betrachtung der Erd- und Steinmonumente, der Gräber, der Kunstsachen oder Anticaglien, auch der keltischen Münzen, wie sie besonders in Teutschland gefunden werden. Pg. 250—357.

III. Eine Erörterung über die Beziehungen dieser Alterthümer zu den seßhaften Völkern, den Kelten, Gothen, Slaven und Teutschen; — über den Zweck und die Bedeutung der germanischen Kunst-Alterthümer; — über die Menge und Großartigkeit der germanischen und verwandten Alterthümer, über die so interessante, geschmackvolle Verzierung der Kunstsachen und die Architectur der Bauwerke bei den Germanen und Kelten; — endlich über den Zustand der sehr ausgebildeten Industrie bei den Germanen und den Kelten überhaupt, Pg. 357—469.

Wenn ich nicht irre, so sind durch diese meine Arbeit die ersten Conturen einer wirklichen und **wissenschaftlichen germanischen Archäologie** gezeichnet, wovon das vollendetere Gemälde nun leichter auszuführen seyn dürfte; es ist das Material zusammengetragen, aus dem eine geschicktere Hand vielleicht ein vollkommneres Gebäude aufzuführen verstehet.

Alle die vorchristlichen Alterthümer — abgesehen von den römischen — so viel sich deren in Teutschland finden, begriff man gewöhnlich unter dem allgemeinen Namen der teutschen, berücksichtigte wohl hie und da die slavischen. Meiner Ueberzeugung nach sind diese Alterthümer im Allgemeinen, und vorzugsweise alle Steinmonumente, rein keltischen Ursprunges, nur in den östlichern Gegenden erscheinen auch und oft sehr viele slavische Alterthümer, zu denen vorzugsweise die Erdmonumente gehören, und diese beiden Classen von Alterthümern möglichst scharf zu trennen, war mein Bestreben. Neben den Kelten und Slaven erscheinen im alten Ger-

manien die Gothen als ein drittes eingewandertes Volk, was wohl kaum eine Industrie besaß, und wenn es vorchristliche gothische Alterthümer geben mag, so werden sie wenigstens höchst selten seyn, aber eigentlich teutsche Alterthümer aus der vorchristlichen Zeit dürften kaum vorhanden seyn, weil eben die Bildung des teutschen Wesens, aus keltischen und gothischen Elementen, mit Einführung des Christenthumes so ziemlich zusammenfallen wird. Wo die teutschen und christlichen Alterthümer beginnen, haben die heidnischen, die keltischen und gothischen ihr Ende erreicht. Dieser, archäologisch gewiß sehr wichtige Satz ist es, der mit den herrschenden Ansichten im vollsten Widerspruche stehet, und erst die folgende Zeit wird lehren, ob er sich als wahr bewährt.

Wie aus der Betrachtung der Alterthümer hervorgehet, waren die heidnischen Germanen gewiß gar kein so rohes, uncultivirtes Volk als man gewöhnlich annimmt. Germanien war keine Wildniß, kein Urwald sondern im Gegentheil ganz ungemein angebauet und bevölkert, vielleicht so stark als gegenwärtig (wie ja auch am besten die Kriege und die trefflich ausgerüsteten Armeen der Germanen gegen die Gallier und Italier, Griechen und Römer lehren), und diese dichte Bevölkerung stand in Hinsicht der Civilisation, der Kunst, Religion und Staatsverwaltung gewiß auf gleicher Stufe mit den alten Britten, Galliern, Italiern und Thrakern, daher auf gar keiner niedern; ferner hatten die alten Germanen eine, wohl mit der Religion zusammenhängende, so ausgebildete Kunst, wie die genannten Völker, auch mit diesen wohl ziemlich gleiche Staats-Institutionen, eine ähnliche, druidische Religion, deren Mittelpunkt wahrscheinlich an der Elbe, etwa in Holstein lag, wo sich auch die meisten und schönsten Alterthümer finden.

Wenn man solchen Ansichten huldiget, so erhalten die germanischen Alterthümer eine tiefe, wissenschaftliche Bedeutung; den aufgerichteten Steinen, Gräbern und Anticaglien wird ein geistiges Leben eingehaucht, das ein großes Interesse rege macht. Von allen Seiten werden wir aber auf das Keltenthum hingewiesen, denn alle unsere Alterthümer, insofern sie nicht slavische oder römische sind, dürften keltische seyn, und die überall verbreiteten keltischen Alterthümer setzen eine eben so verbreitete keltische Nationalität voraus.

So eben, wie ich dieses schreibe (Ende 1851) gehet mir ein Buch zu Händen unter dem Titel: Vorsi, die Kelten und Althelvetier, Solothurn 1851, welches nicht viel mehr ist, als ein populär

gehaltener Auszug aus dem ersten Theile meiner keltischen Alterthümer, mit besonderen Beziehungen auf die alten Helvetier und es kann mich nur freuen, wenn meine Ideen in weitern Kreise bekannt werden.

Das Keltenthum der Germanen, Britten, Gallier, der alten Italier, Thraker ꝛc. war durch archäologische Gründe meiner Ueberzeugung zufolge nachgewiesen, aber so schwer auch diese Gründe ins Gewicht fallen, so müssen sie doch noch andere Stützen haben, wenn sie ganz concludent und schlagend seyn sollen. Besonders sind es zwey Felder, welche ausgebeutet werden müssen, wenn klare Resultate gewonnen werden sollen, wenn die Archäologie fest unterstützt werden soll.

Nationalität und Sprache stehen unverkennbarermaßen im innigsten Zusammenhange; wenn daher die Teutschen, 'Engländer, Franzosen, Römer, Griechen ꝛc. wirklich aus der keltischen Nationalität hervorgegangen sind, so müssen wir in den Sprachen dieser Völker ein hervorstechendes keltisches Element finden, und, wenn andererseits in den erwähnten Sprachen sich ein unverkennbares keltisches Element geltend machen läßt, da werden wir auch mit Sicherheit auf ein keltisches Element im Volke schließen dürfen. Indem mir diese Sätze klar einleuchtend waren, schien es mir unerläßlich, die europäischen Sprachen in die Untersuchung zu ziehen, wenn über das Keltenthum ein gründliches Resultat gewonnen werden sollte. Ich mußte mich wieder auf ein neues, fremdes Feld wagen, that dieses mit der gewohnten Energie, ohne vor den Schwierigkeiten zurückzubeben, die mir entgegenstanden. Da noch Niemand — so viel mir bekannt — die Gesammtheit der europäischen Sprachen aus diesem keltischen Gesichtspunkte behandelt hatte, so fand ich keine, oder höchst wenige Vorarbeiten, mußte mir alles Material selbst schaffen.

Jede Sprache hat zwey wesentliche Theile, den lexicalischen (den Wortschatz) und den grammatischen (die Wortbeugung), die, beyde zusammengehörig, in ihrem Einklange die Sprache bilden, der Sprachforschung zu Grunde liegen. Für das Grammatische bin ich so wenig organisirt, als für das Mathematische, mußte mich daher auf das Lexicalische beschränken, und mir die nöthigen Wörterbücher anschaffen, da auf den hiesigen öffentlichen Bibliotheken z. B. kein wälisches Lexicon zu finden war.

Ich begann natürlich mit der, stets als Ursprache betrachteten teutschen **Muttersprache**, verglich deren Worte mit den Worten der lebenden keltischen Dialecte und fand so an 3000 teutsche Worte, die mit keltischen ziemlich zusammenklingen, aus diesen entstanden seyn können. Diese erste mühevolle Zusammenstellung ist — wie ich sehr wohl weiß — eine sehr unkritische, die keinen großen ächt wissenschaftlichen Werth hat, zeigt aber doch ein unabweisbares keltisches, bisher so gut als ganz übersehenes Element im Teutschen, und dürfte doch eine nicht unwichtige Arbeit seyn, besonders da sie dem künftigen Bearbeiter ein großes Material zum ersten Anhalt liefert, was leicht weiter verarbeitet werden kann. Von diesen 3000 teutschen Worten mögen recht viele irrthümlich mit keltischen zusammengestellt seyn, man mag viele wegstreichen müssen; da aber fast nur hochteutsche Worte in den Kreis der Untersuchung gezogen werden, so wird man noch sehr viele Anklänge an das Keltische finden, wenn auch die platteutschen, holländischen, dänischen, isländischen und altteutschen Worte specieller mit angezogen werden, als es geschehen ist, wodurch sich gewiß alle Worte reichlich ersetzen, die man aus meinem Verzeichnisse auszumerzen für gut befindet. Diese Zusammenstellung und Arbeit liefert:

das **Verzeichniß** (No. I.) **von keltischen Worten, welche die Grundlage von teutschen gebildet haben und in unsere Sprache übergegangen seyn mögen, mit dem dazu gehörigen teutsch-keltischen Index** (No. II.)

im zweiten Bande meiner keltischen Alterthümer v. J. 1848 Pg. 1 — 101.

Ich wendete mich nun zu der **gothischen Sprache** und suchte zu ermitteln: welche teutsche Worte mit gothischen zusammenklingen und aus diesen entstanden seyn mögen. Das Resultat dieser Untersuchung liefert:

das **Verzeichniß** (No. XI.) **der teutschen Worte, die aus der gothischen Sprache stammen mögen, mit der dazu gehörigen Nachschrift**, im

zweiten Bande meiner keltischen Alterthümer Pg. 715 — 728. Ich war erstaunt, zu finden, wie bey weitem die Mehrzahl der gothischen Worte (wie der keltischen), nicht in die teutsche Sprache übergegangen seyn wird. Nur 5 — 600 gothische Worte konnte ich finden, die dieser Sprache entnommen seyn werden, obwohl die wirkliche

Zahl der gothischen Worte im Teutschen viel größer seyn mag und die deutsche Grammatik mehr der gothischen als keltischen entsprechen wird.

Ist nun wirklich die größere Mehrzahl der gothischen Worte der teutschen Sprache ganz fremd, so scheint es mir doch ein wesentlicher Irrthum zu seyn, wenn man, nach der herrschenden Ansicht, Gothisch und Teutsch für synonym und die Gothen, eben wegen ihrer Sprache für Teutsche hält.

Diesen Untersuchungen nach lassen sich wohl ziemlich alle teutsche Worte auf andere, ältere Sprachen zurückführen, zum größern Theil auf die keltische, zum kleinern Theil auf die gothische Sprache, natürlich abgesehen von den Worten, die aus den neuern Sprachen stammen. Kann man die mehrsten teutschen Worte wirklich auf wohlbekannte ältere Sprachen zurückführen, so will es mich bedünken, ist es unrecht, die teutsche Sprache für eine Ursprache zu halten, wie es sehr allgemein geschiehet, man mag lieber der Wahrheit die Ehre geben, sie für eine Mischsprache halten und für eine neuere Sprache, wodurch sie in gleiche Kategorie mit den meisten europäischen Sprachen tritt.

Ist aber die teutsche Sprache keine Ursprache, sondern zusammengesetzt aus vorwaltend keltischen, verbunden mit gothischen Worten, so werden auch die Teutschen kein Urvolk seyn, sondern ein Mischvolk, aus vorwaltend keltischen Elementen, oder gebildet aus einer keltischen Einwohnerschaft, mit welcher sich das später eingewanderte gothische Volk mischte. Bei der englischen Nationalität und Sprache vermögen wir so ziemlich nachzuweisen, wie diese sich allmählig aus der ursprünglich keltischen Bevölkerung in Brittannien durch den Zutritt und die Mischung mit dem Gothenthum entwikkelte, und einen ähnlichen Gang können ja die Verhältnisse in Germanien genommen haben. Wie dem auch sey, so dürften aus sprachlichen wie aus archäologischen Gründen die alten Germanen als der keltischen Nationalität angehörig erscheinen.

Um das Keltenthum der Germanen, welches offenbar die Angel ist, um welche sich meine Arbeit vorzugsweise drehet, auch aus dem Alterthume näher zu begründen, gab ich noch sub No. IV. ebenfalls im zweiten Bande meiner keltischen Alterthümer Pg. 172 — 292.

Die Namen von Städten, Gebirgen und Flüssen im alten Germanien, die Personen-Namen von

Germanen, die in den Autoren erwähnt sind und die sonst vorkommen, die sich zum Theil in unsern Vornamen erhalten haben.

Hier sind wohl so ziemlich alle derartigen altgermanischen Worte zusammengestellt, die sich in der Litteratur finden, und es ist eine sehr große Reihe; aber teutsch klingende dürften sich unter diesen kaum finden; viele lassen sich aus der keltischen Sprache ganz wohl erklären, so ziemlich alle tragen einen keltischen Typus. Fast alle unsere Vornamen im ganzen teutschen Lande (mit Ausnahme der aus dem Christenthum hergenommenen), die alle früher Zunamen oder Familiennamen gewesen seyn dürften, werden offenbar keltische seyn, was Alles nicht für das Teutschthum der Germanen spricht. Wer nach allen diesen Darlegungen dennoch behauptet, die Germanen wären zur Römerzeit, auf jeden Fall und ohne Zweifel, Teutsche gewesen, hätten teutsch gesprochen, der möchte doch wohl eine Hypothese verfechten, die ohne alle Stütze dastehet und dürfte es wenigstens nothwendig seyn, einige specielle Gründe dafür vorzubringen. Allerdings sprach man zu der Zeit als die teutsche Litteratur beginnt, etwa im 9ten Jahrhundert und später im christlichen Germanien teutsch, aber daraus folgt gewiß nicht: daß man 9 oder nur 5 Jahrhunderte vorher dieselbe Sprache geredet hätte; zu jener Zeit hatte sich auch die französische und englische Sprache gebildet, welche die keltische Sprache verdrängten, die bis ins 6. Jahrhundert in Gallien und Brittannien geherrscht hatten.

Herr Professor Leo beschäftigte sich zu derselben Zeit, als ich, mit dem Vorkommen keltischer Wörter in der teutschen Sprache, zwar nicht in meiner umfassenden Weise, dagegen mit der ihm eigenen sprachlichen Gelehrsamkeit und scharfen Kritik. In seinen Ferienschriften vom Jahre 1848 liefert er ein Verzeichniß von etwa 200 teutschen, überall verbreiteten Worten, die Gegenstände der Landwirthschaft oder des gewöhnlichen Lebens bezeichnen, und zeigt: wie diese ohne allen Zweifel ganz ächte keltische Worte sind. Herr Professor Leo ist nichts weniger als Keltomane, er hält im Gegentheile die Germanen zu der Römerzeit für ächte teutsche, seßhafte Landesbewohner, welche teutsch sprachen, aber diese und noch viele andere Worte von den benachbarten Kelten entlehnt hätten. Es scheint mir aber doch wirklich ganz undenkbar, wie das ganze große teutsche Volk vom Rheine bis zur Eider, der Oder und der untern Donau, den eigenen teutschen Namen für die allergewöhnlichsten Le-

bensbedürfnisse ganz vergessen und dafür die, aus einer fremden, wenn auch benachbarten Sprache hätte annehmen sollen; mich will es bedünken, es sey viel einfacher und wahrscheinlicher, diese Worte für ursprünglich germanische und die Germanen für Kelten anzusprechen, die erst durch spätere Vermischung mit den eingewanderten Gothen zu Teutschen umgebildet sind.

Eine keltische Urbevölkerung von Germanien wird selbst von großen Feinden des Keltenthums angenommen, auch von Jac. Grimm (Geschichte der teutschen Sprache 1848). Nach dessen Ansichten (die auch Herr Prof. Leo theilen wird), war Germanien ursprünglich ein ganz keltisches Land, bis etwa 300 Jahre v. Ch. eine teutsche oder gothische Einwanderung erfolgte. Natürlich können hierbei — wie mir scheinen will und auch Jac. Grimm annehmen dürfte — nicht alle keltische Urbewohner mit ihrer keltischen Sprache vernichtet seyn, sondern es muß wohl eine Vermischung der Völker und der Sprachen, überhaupt des keltischen und gothischen oder teutschen Wesens stattgefunden haben, daher ein Mischvolk mit einer Mischsprache entstand. Wenn nun die Mischung dieser Völker anerkannt wird, aus welcher von selbst die keltischen und gothischen Elemente in der Sprache folgen, so erscheint es im Allgemeinen ziemlich gleichgültig, ob diese Mischung 300 Jahre vor oder nach Christi statt fand, aber gewiß ist die gothische Einwanderung nach Germanien 300 Jahre vor Christi eine ganz hypothetische, ohne sichere, geschichtliche Stütze, dagegen die, in den ersten Jahrhunderten nach Christi eine geschichtlich feststehende ist, die Niemand in Zweifel ziehen kann. Das Werk von Jac. Grimm — Geschichte der teutschen Sprache, v. J. 1848 — enthält außer dem grammatischen Theile — der außer meiner Sphäre liegt und vortrefflich seyn mag — auch einen ausführlichen geschichtlichen Theil, der — meiner Ansicht nach — sehr viel Hypothetisches und Irrthümliches sagt; über diesen habe ich eine kritische Betrachtung ausgearbeitet, unter dem Titel:

Beurtheilender Excurs über J. Grimm's Geschichte der teutschen Sprache,

die aber noch nicht gedruckt ist, es vielleicht auch nicht wird, aber in meinem Nachlasse sich finden muß.

Wie ich die teutsche Sprache in ihre keltischen und gothischen Elemente zu zerlegen suchte, so habe ich es auch mit der verwandten englischen Sprache gethan, die wohl mehr als $^{9}/_{10}$ rein kelti-

sche Worte enthält, die hier auch den Verhältnissen nach zu erwarten stehen. Dieser Arbeit habe ich den Titel gegeben:

Nachweis von englischen Worten, die mit keltischen und angelsächsischen in Relation stehen,

sie ist zur Zeit auch noch nicht dem Drucke übergeben, wird sich aber in meinem Nachlasse finden, und mit meinen übrigen Manuscripten den Francke'schen Stiftungen übergeben werden.

Ueber die französische Sprache schien es nicht nothwendig ähnliche Studien zu machen, da sie anerkanntermaßen im Keltischen wurzelt, mehr als $^{9}/_{10}$ ihrer Worte keltischen Ursprunges sind; die, gewiß sehr gemischte spanische Sprache und Nationalität, habe ich zur Zeit nicht berücksichtiget, aber an keltischen Anklängen wird es hier gewiß nicht fehlen.

Ich wendete mich nun zu der lateinischen Sprache, wieder nur in lexicalischer Hinsicht, um die lateinischen Worte mit den keltischen, den wälischen, gälischen und bretonischen zu vergleichen. Das Resultat dieser Arbeit giebt:

das Verzeichniß (No. III.) von lateinischen Wörtern, welche aus der keltischen Sprache stammen mögen, unter Beifügung von entsprechenden griechischen Worten

in Theil II. meiner Alterthümer Pg. 105—172. Hier findet man etwa 3000 lateinische Worte, mit den entsprechenden, gleichklingenden keltischen zusammengestellt, oft — wie ich gern zugebe — nicht nach strenger Kritik; gar manche mögen irrthümlich auf einander bezogen seyn, aber eben so leicht wird man auch andere, von mir übersehene substituiren können und ich selbst habe schon eine große Nachlese gesammelt. Auf jeden Fall erscheint das Hauptelement der lateinischen Sprache als ein keltisches und man wird die allergrößte Zahl der lateinischen Worte, besonders die, welche nicht direct griechischen Ursprunges sind, aus der noch lebenden keltischen Sprache herleiten können, was ein, bisher wohl gar nicht anerkannter und wohl noch nicht so bestimmt ausgesprochener, auch für die Philologie gewiß sehr wichtiger Satz seyn dürfte, von nicht unerheblichem wissenschaftlichen Werthe. Sind die keltischen Elemente im lateinischen Wortschatze wirklich so groß, als hier dargelegt ist, so wird der Philolog, der den lexicalischen Theil und selbst den grammatischen Bau dieser Sprache ergründen oder erörtern will, doch vorzugsweise das Keltische und dessen Einfluß zu berücksichtigen ha-

ben, wenn er über die lateinische Sprache und deren Ursprung zu einer klaren Ansicht kommen will.

Das keltische Element in der lateinischen Sprache kann nur zusammenhängen und herstammen von einem analogen im römischen Volke, das auch keltischen Ursprunges seyn wird, daher dürften die Römer ursprünglich dem keltischen Stamme angehören, aus dem durch Hinzutritt eines fremden Elementes das Römerthum entsprossen ist.

Das Latein, wie es uns jetzo vorliegt, diese bloße Litteratur- und Religionssprache, die von keinem Volke mehr gesprochen wird, war überhaupt wohl stets mehr Regierungs- und Litteratursprache, als eine eigentliche Volkssprache; die Volkssprache in Italien, wohl auch in Latium, zum Theil selbst in Rom, war nicht das Latein, sondern ein ganz anderes Idiom, die lingua rustica, die gewiß kein verdorbenes Latein seyn kann, welches vielmehr als die ausgebildete, abgeglättete, modificirte Volkssprache zu betrachten ist, die als ältere, gegebene erscheint. Dieses Latein kann man ohnmöglich, wie auch Geschichte und Litteratur lehrt, für eine Ursprache halten, sondern es hat sich, ziemlich gleichzeitig mit der Geschichte Roms, aus der alten Landessprache entwickelt, besonders seit etwa 452 v. Ch., also in verhältnißmäßig neuer Zeit, und ist offenbar, wie die ganze römische Cultur, sehr gräcisirt. Das Element, welches eben gräcisirt wurde, erscheint als das keltische, war offenbar die alte italische Landessprache, besonders in Latium. Diese vorlateinische Sprache ist als die oskische bekannt, die auch weithin durch Unteritalien, bis an die Küste Illyrien gegenüber, herrschte; diese würde hiernach in den Kreis der keltischen Sprachen gehören, als ein Dialect des Keltischen betrachtet werden können. Da wir noch Ueberreste der oskischen Sprache haben werden, so dürfte es von Interesse seyn, deren Beziehung zur keltischen Sprache zu untersuchen, was ich gelehrten Sprachforschern überlassen muß. Die vorrömischen Schriftzeichen sind allerdings den keltischen Buchstaben ähnlich und die Entstehung der lateinischen Buchstaben aus den keltischen wird sich leicht ermitteln lassen.

Gehörten die Einwohner Latiums in vorrömischer Zeit und überhaupt die Osker der keltischen Nationalität an, welche durch Gräcisirung zu Römern wurden, so müssen die, aus vorrömischer Zeit herstammenden Alterthümer, keltische seyn oder den keltischen Character tragen. Nun wurde in Theil I. Pg. 211—221, bei der

archäologischen Betrachtung von Italien klar dargelegt: wie die vorrömischen Alterthümer in den oskischen Gegenden, vorzugsweise in Latium, ganz den keltischen Character tragen, und aus rein archäologischen Gründen wurde deßhalb die vorrömische Einwohnerschaft für eine keltische angesprochen, welche Behauptung nun durch die sprachliche Untersuchung eine viel größere Evidenz erhält.

Die jetzige italienische Litteratur und Landessprache hat zu ihrer Basis einestheils und vorzüglich wohl die altitalische Volkssprache, anderntheils die lateinische Sprache, welche die gräcisirte alte Volkssprache seyn wird, stehet daher vorzugsweise auch auf keltischem Boden.

Wurzelt die lateinische und auch die teutsche Sprache im Keltischen, so müssen sich zwischen diesen beyden Sprachen große Relationen finden, und wie weit diese wirklich vorhanden sind zeigt:

das Verzeichniß (No. XII.) von lateinischen Worten, die mit Worten der teutschen Volkssprache zusammenklingen

im Theil II. Pg. 729—741 meiner Alterthümer, wo 5—600 solche Wörter zusammengestellt sind, die in beiden Sprachen bei gleicher Bedeutung gleich klingen. Bei Durchsicht derselben wird man anerkennen müssen, wie sie der eigentlichsten Volkssprache angehören (gar nicht der Gelehrten- und Religionssprache), und die allergewöhnlichsten Gegenstände des Lebens bezeichnen, für die keine andern teutschen Worte vorhanden sind. Da nun die Römer auf Germanien im Allgemeinen so gut als gar keinen Einfluß ausübten, nur erst spät einen sehr kleinen Grenzstrich besetzten, so können die Germanen doch ohnmöglich diese Worte aus dem Latein entlehnt und zugleich ihre deßfallsigen alten Volksausdrücke vergessen haben; aber eben so wenig werden die Römer diese Worte von den Teutschen entlehnt haben. Diese Worte finden sich aber fast alle in der keltischen Sprache, wie auch aus den bereits erwähnten Verzeichnissen erhellt, daher wird diese die Muttersprache seyn, aus welcher sie sowohl in das Lateinische als Teutsche übergegangen sind. Waren die Germanen Kelten, die durch ein hinzugetretenes gothisches Element zu Teutschen wurden, und waren die Latiner auch Kelten, die durch ein hinzugetretenes griechisches Element zu Römern wurden, so müssen sich in der teutschen und lateinischen Sprache solche Anklänge finden, wie sie hier vorliegen, die eine keltische Basis haben, und da dieses nun wirklich der Fall ist, so können wir dadurch ei-

nestheils auf die keltischen Elemente jener Völker zurückschließen und anderntheils wird dadurch das Zusammenklingen vieler teutschen und lateinischen Worte leicht erklärt, was sonst schwer begreiflich ist.

Ich ging nun zu dem Griechenthum über, begann den Zusammenhang der griechischen mit der keltischen Sprache, wenigstens auf lexikalischem Wege zu untersuchen. Diese Arbeit konnte nur eine sehr unvollkommene werden, da ich das Griechische seit der Schulzeit wenig getrieben, meist verschwitzt hatte, auch — wie mehrfach erwähnt — nicht die keltische Sprache verstehe. Ich dachte aber: es ist besser einen Anfang zu versuchen, etwas sehr Mangelhaftes zu liefern, das schon seinen Verbesserer einmal finden wird, als gar nichts, und ging mit Emsigkeit ans Werk. So entstand nun:

das Verzeichniß (No. VI.) von griechischen Worten, die mit keltischen — mit wälischen und gälischen — zusammenklingen und zusammenhängen mögen

in Theil II. Pg. 535—587 meiner Alterthümer. Es sind hier gegen 2000 griechische Worte mit keltischen zusammengestellt, die bei gleicher Bedeutung einen ähnlichen Klang haben, daher wohl mit einander zusammenhängen mögen. Es ist dieß wohl eine neue und gewiß merkwürdige Thatsache, die Beachtung verdient, auch für den Philologen nicht ohne Interesse seyn dürfte. Ohne allen Zweifel ist dieß keine kritische Zusammenstellung, und gar manche Worte sind irrthümlich angezogen, aber das Wegstreichen derselben ist leicht, es werden immer noch viel übrig bleiben. Andererseits wird man aber auch ohne Zweifel, bei etwas mehr Sprachkenntniß, die Zahl der gestrichenen Worte ersetzen, ja eine noch viel größere Anzahl griechischer Worte aus dem Keltischen herleiten können, besonders wenn der dorische Dialect mit angegeben wird, der das meiste Alterthümliche und Ursprüngliche enthalten dürfte.

Offenbar hat also die griechische Sprache ein großes keltisches Element, das nicht ein späteres, von außen her zugetretenes seyn kann, sondern das in dem Grundwesen der Sprache selbst liegen wird; wenn dieß aber der Fall ist, so muß auch im griechischen Volke ein solches keltisches Element vorhanden seyn, aus welchem, in Verbindung mit einem andern, eben das Hellenen- oder Griechenthum entstanden ist. Die Griechen für ein Urvolk anzuspre-

chen, wird um so unhaltbarer seyn, da sie sich selbst gar nicht dafür ausgeben.

Das zweite Element in der griechischen Sprache, neben dem keltischen, kann nur ein semitisches, vorzugsweise ein phönizisches seyn, das lehrt die Geschichte, wie die Kunst, die Religion und Wissenschaft der Griechen. Dieses semitische Element sprachlich zu verfolgen, stand nicht in meinen Kräften, nur über die Mineralnamen habe ich einige Studien gemacht und (cit. loc. Pg. 590—595) gezeigt: wie diese aus dem Semitischen stammen, insofern sie nicht keltischen oder indischen Ursprunges sind. Neuerlich hat aber Ch. Leidenroth in seiner Abhandlung: Probe aus einer neuen Erklärung und Begründung der homerischen Sprache (in den neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik oder kritische Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen von Jahn und Kloß, zwölfter Supplementband v. J. 1846 Pg. 268—551) gezeigt: welche Menge griechische Worte mit semitischen (hebräischen) im Zusammenhange stehen. Gehet man auf den von mir und Leidenroth eingeschlagenen Wegen fort, so wird man wohl so ziemlich alle griechischen Worte auf keltische und semitische zurückführen können. Siehet man sich gezwungen die griechische Sprache für eine Mischsprache und zusammengesetzt aus keltischen und semitischen Elementen anzusprechen, so wird auch das griechische Volk dieselben Grundelemente haben. Das nicht semitische Element in Sprache und Volk des Griechenthumes, das hier in sprachlicher Hinsicht als das keltische bezeichnet wurde, kann ethnographisch wohl nur das altthrakische seyn, denn die Thrakier bewohnten ursprünglich die Länder, die sich später hellenisirten und dieses thrakische Volk dürfte schon deßhalb der keltischen Nationalität zuzusprechen seyn.

Wurzelt die griechische Sprache und Nationalität im Keltischen, wie es bei der teutschen der Fall ist, so müssen sich auch große Relationen zwischen der griechischen, teutschen und keltischen Sprache finden; diese sind auch wirklich vorhanden, wie hervorgehet aus:

dem Verzeichniß (No. VII.) von griechischen Worten, die mit teutschen zusammenklingen unter Beyfügung der entsprechenden keltischen Wörter

in Theil II. Pg. 599—624 der Alterthümer. Hier sind über 800 griechische und teutsche Wörter zusammengestellt, die bei gleicher Bedeutung ganz gleich klingen, Gegenstände des gewöhnlichen Lebens bezeichnen und die im Keltischen größtentheils eben so lauten.

Die Teutschen können diese ohnmöglich von den Griechen und diese sie eben so wenig von jenen entlehnt haben; wenn aber beide Völker ursprünglich keltische waren, so erklärt sich diese auffallende Thatsache ganz von selbst.

Für das Keltenthum der vorgriechischen und thrakischen Völker sprechen laut die vorgriechischen und thrakischen Alterthümer, die cyclopischen Mauern, aufgerichteten Steine, die Gräber mit ihren Hügeln und Urnen, und die Kunstsachen, besonders aus edler Bronce (näher erwähnt in Thl. I. Pg. 221), die alle ganz den keltischen Character tragen; aber selbst alle vor- und altgriechische Institutionen, die sich am reinsten und längsten in Sparta, überhaupt in der dorischen Verfassung erhalten haben, congruiren (wie die vorrömischen und altitalischen) ganz mit den keltischen. Neben einer nationalen, höchst einflußreichen Priesterschaft stehet eine mächtige Aristokratie aus alten Geschlechtern mit großen Familiengütern und ein sehr beschränktes Königthum, während das übrige Volk kaum politische Rechte genießt. Es herrschte eine pantheistische Naturreligion ohne besondere Götter, Götterbilder und Tempel. Die großen Familiengüter waren gewöhnlich ziemlich gleichgesetzt und wechselten zeitweise im Besitz, damit die großen Gutsherren nicht zu Dynasten werden sollten. Die Künste und Gewerbe gehörten großentheils zu den Attributen der Priesterschaft, waren daher sehr stationair, weshalb die Kunstsachen aller keltischen Länder ziemlich gleich sind.

Aus diesem kelto-thrakischen Urvolke muß wohl das Griechenthum durch semitischen Einfluß allmählig hervorgegangen seyn, und allerdings läßt sich dieser von Stufe zu Stufe verfolgen, worüber auch Thl. II. Pg. 427 deutliche Andeutungen gegeben sind.

Phönizische Kaufleute hatten schon in der allerältesten Zeit in den thrakischen und vorgriechischen Ländern Handelsplätze gegründet, aber das in dieser Hinsicht einflußreichste Ereigniß ist erst neuerlich ins rechte Licht gestellt durch Movers (die Phönizier, Bd. II. 1849) und Edw. Röth (Geschichte der abendländischen Philosophie 1846). Phönizische kriegerische Stämme der Cananiter und Philistäer eroberten unter dem Namen der Hyksos oder Hirten um 2000 v. Ch. das benachbarte Unter-Aegypten, stifteten ein mächtiges Reich mit der Hauptstadt Memphis, welches zeitweise über ganz Aegypten herrschte. Dieser phönizische Militairstaat bestand fast 500 Jahre, da ermannte sich Ober-Aegypten unter seiner alten Dy-

nastie und vertrieb diese Phönizier, die um 1600 v. Ch. sich mit ihren Soldaten, Schiffen und Schätzen nun neue Wohnplätze suchten an den verschiedenen Plätzen des Mittelmeeres, vorzüglich in den kelto-thrakischen Ländern sich festsetzten, offenbar durch Compromiß oder Eroberung, wohl auf ganz ähnliche Art, wie 1600 Jahre später die Gothen in Nord-Europa auftraten.

So kam ein mächtiges und ein industrielles phönizisches Element in das kelto-thrakische Land, vorzugsweise in die Küstengegenden, welches mit seiner hohen phönizisch-ägyptischen Bildung, seiner Macht, Industrie und Reichthum auf die einfache kelto-thrakische Einwohnerschaft um so mehr Einfluß ausüben mußte, da diese, ihrer Verfassung nach, keine große politische Macht entwickeln konnten; der große, nicht aristokratische Theil der keltischen Nationalität, das in gedrückten Verhältnisse lebende gemeine Volk, mochte wohl demokratischen Ideen hold seyn und fand an den Phöniziern eine mächtige Stütze. Aus diesem Ereignisse, durch welches phönizische Einwanderer sich Wohnsitze im thrakischen Lande nahmen, folgte wohl theils eine allmählige Vermischung der beiden Völker, Sprachen und Institutionen, theils das Erblühen der Demokratie. Wie sich das Keltenthum mehr und mehr semitisirte, wurde auch das phönizische Wesen assimilirt, es bildete sich mit der Zeit ein Mischvolk, eine neue, die Hellenische Nationalität. Statt der altkeltischen Aristokratie erhebt die Demokratie ihr Haupt, man entledigt sich der allgewaltigen Priesterschaft, wie der alten keltischen Volks-Religion; da aber ein Staat ohne Religion nicht bestehen kann, so entlehnte man von den Phöniziern eine neue Religion, eine dem hellenischen Volke ganz unverständliche Götterwelt, mit einer einflußlosen, vom Staate abhängigen Priesterschaft und Tempelgebäuden nach phönizischem Muster, aber neben dieser unverständlichen Staatsreligion erhält sich die alte kelto-thrakische Volks-Religion doch in Achtung in den alten Orakeln, Mysterien und Laren. Man schaffte das Königthum und den Adel ab, nivellirte Alles in das Staatsbürgerthum; die alten Familiengüter gehen unter; alles Eigenthum wird mobilisirt und Republiken werden gestiftet; das Bürgerthum, freilich auch das Proletariat kommen zur Herrschaft; die Industrie wie die Kunst erblühen in sehr hohem Grade; die Schrift, sonst Eigenthum der Priesterschaft tritt ins Volk, bekommt allgemeinen Einfluß durch eine sich immer mehr entwickelnde Litteratur; geschriebene Gesetze, die sich rasch vermehren, vertreten das alte, einfache Ge-

wohnheitsrecht, das nur ein traditionelles war. Man schaffte auch die alte Zeitrechnung ab, setzte eine neue ein, die — charakteristisch genug — mit den olympischen Spielen beginnt, an diese sich anschließt. So entwickelte sich, im Laufe der Zeit, aus keltischen und semitischen Elementen allmählig eine neue Nationalität, die hellenische oder griechische mit ihren neuen Institutionen, die, einmal constituirt, ihren eigenthümlichen Typus, ihre eigenthümliche Kunst und Wissenschaft annimmt, ihren Ursprung bald vergißt, und die in einer Reihe von Republiken auftritt, von denen Sparta am meisten das alte keltische aristokratische Wesen bewahrt, während in Athen am meisten die neuen demokratischen Institutionen erblühen.

Dieses Griechenthum mit seiner abgeschliffenen semitisirten Sprache, die weithin Eingang fand, mit seiner vollendeten Kunst und Industrie und seinen demokratischen Schwärmereien, entwickelte sich fast nur in den Küstengegenden, wo die bürgerliche Industrie und die Demokratie fetten Boden fand, sie drang wenig ein in das Innere des Landes, in die Gebirge der thrakischen Reiche, wo das alte kelto-thrakische Wesen wenig erschüttert wurde, sich ziemlich bis zur Völkerwanderung und Einführung des Christenthumes erhielt.

Die griechischen Republiken, stets in sich durch Parteiungen zerrissen, stets in Zwietracht mit einander, genossen eine verhältnißmäßig kurze Blüthe, dann ging die Freiheit auf ewig verloren, sie verfielen der größten Despotie und Knechtschaft, die stets im Gefolge der Demokratie erscheint. Das auf Freiheit und Gleichheit basirte Griechenthum erscheint in der Weltgeschichte als eine Seifenblase, die nur kurze Zeit in hellen Farben schillert.

Schon die alten Griechen erkannten in ihrem Wesen das semitische Element, das man auch in jüngster Zeit stark hervorhebt, aber über das zweite Grundelement, welches eben semitisirt wurde, erklären sich die altgriechischen Autoren sehr ungenügend, in uns nicht wohl verständlicher Weise, und unsere jüngste Litteratur hegt darüber sehr verschiedenartige Ansichten. Movers berücksichtiget dieses fast gar nicht, scheint die Hellenen für ein Urvolk zu halten; Prof. Röth spricht dieses Urvolk für ein persisches an, hält die Griechen für semitisirte Perser, aber die desfalls aufgestellten Gründe scheinen mir ganz ohne sicheren Boden. Meiner unvorgreiflichen Ansicht nach ist dieses semitisirte Urvolk das thrakische, welches ursprünglich die griechischen Länder bewohnte und der keltischen Nationalität angehört, denn dafür sprechen die vorgriechischen Alterthü-

mer, die gar nicht mit den persischen, wohl aber mit den keltischen in Relation stehen, ferner die vor- und altgriechischen Institutionen, die alle den keltischen Character tragen, die keltischen Elemente in der griechischen Sprache und mehrere Gründe.

Ueber die Genesis des Griechenthumes aus keltischen und semitischen Elementen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, sowie über die Relation der vor- und altgriechischen Institutionen mit den keltischen habe ich eine ausführliche Arbeit verfaßt mit dem Titel:

Ueber das keltische Element im Griechenthume und die Verwandtschaft der thrakischen Stämme mit den keltischen, nebst einer Anlage, enthaltend die altdorische Verfassung

die noch nicht gedruckt ist, sich in meinem Nachlasse finden wird und einen bisher ganz übersehenen, aber höchst interessanten Gegenstand behandelt, der gewiß große Berücksichtigung verdient.

Es blieben nun noch zwei europäische Sprachen und Völker, die für diese ethnographischen und sprachlichen Untersuchungen von höchster Wichtigkeit erschienen, welche näher ins Auge gefaßt werden müßten, sollen diese Studien die gehörige Abrundung erhalten, nehmlich die wallachische oder rumanische und die albanische Sprache und Nationalität, denn die Rumanen und Albanier bewohnen ja den classischen Boden der altthrakischen Länder, erstere das eigentliche Thrakien, Macedonien und Dacien, letztere das benachbarte alte Illyrien, aber Thrakier und Illyrier gehörten allen Nachrichten der Classiker nach zu demselben Volksstamme, zu einer gleichen Nationalität. Wenn die noch jetzo sehr zahlreichen Rumanen und Albanesen meist als Hirten und Bauern das Land der altthrakischen Völker bewohnen, das im Allgemeinen ein sehr gebirgiges ist, daher für fremde Eroberer wenig einladend, so werden sie auch wohl ethnographisch die alten Thrakier, selbst aus vorgriechischer Zeit direct fortsetzen, die ohnmöglich ganz spurlos verschwunden seyn können, und bei den Albanesen wenigstens steht dieß wohl ohne Zweifel fest, da sie zu allen Zeiten ihre alten Wohnsitze, ihre Nationalität, auch ihre Freiheit behaupteten, die selbst jetzo, unter türkischer Hoheit, nicht vernichtet ist. Hiernach schon erscheint die albanische Sprache als die, mehr oder wenig veränderte altillyrische, die wir freilich nicht kennen, und die jetzige rumanische als die, mehr oder weniger veränderte altthrakische Sprache, die uns ebenfalls un-

bekannt ist; hiernach hätten wir noch bedeutende Repräsentanten des altthrakischen und illyrischen Volkes, was seiner Zeit mit den Griechen und Römern in wesentlichen Beziehungen gestanden haben muß.

Der Name Wlachen oder Walachen ist ein neuer und bekanntlich nur die slavische Bezeichnung für Kelten; das Volk selbst nennt sich auch gar nicht so, sondern Rumanen, d. i. Römer, ihr Name weist daher einerseits auf Kelten, andererseits auf Römer, die, wie oben ausgeführt wurde, für gräcisirte Kelten anzusprechen sind; man wird daher von diesen Seiten immer an Kelten erinnert. Auch der Name Albanien ist ein keltischer, beschränkt das alte Illyrien auf das hohe Gebirge. Beide Völker sind noch jetzt von hoher Bedeutung, denn das Rumanische wird von 8—10 Millionen Menschen gesprochen, und das Albanische, oder Schkypi in eigener Volkssprache, von mehr als 2 Millionen, abgesehen der 75000 Albanesen, die im Neapolitanischen wohnen und hier ihr altes Wesen noch ziemlich festgehalten haben.

Die rumanische Sprache, wie die albanische, sind zur Zeit noch sehr wenig bearbeitet, wir besitzen keine umfaßenden Wörterbücher, weshalb die Hülfsmittel sehr beschränkt waren, die ich mir verschaffen konnte. Daher auch meine Arbeiten über diese um so mehr den Stempel der Unvollkommenheit tragen müssen.

Das Rumanische, oder Walachische betrachtet man allgemein als eine sehr neue, seit dem 2. und 3. Jahrhundert v. Ch. entstandene Sprache, sieht es als eine sehr ausgeartete Tochter des Lateinischen an, die sich gebildet habe seit die Römer Dacien eroberten; was man aus der albanischen Sprache machen soll, weiß man nicht recht; Adelung hielt sie für das Ueberbleibsel eines tartarischen Dialectes, Xylander spricht sie neuerlichst für eine indogermanische Sprache an, ohne sich aber bestimmter zu erklären.

Wenn das Rumanische ein verdorbenes Latein, das Albanische eine Ursprache, oder eine ganz außereuropäische wäre, so könnten beide Sprachen wohl keine Relation zu einander zeigen, es kommt darauf wohl an: ob Rumanisch und Albanisch verwandte Sprachen sind, auch wie sie sich zu dem Griechischen, dem Lateinischen und dem Keltischen verhalten, wenigstens in lexicalischer Hinsicht.

Das Verzeichniß (No. VIII.) von griechischen Wörtern, die mit walachischen und albanischen in Relation stehen werden,

in Theil II. Pg. 628—648 der Alterthümer, erörtert den ersten und zweiten jener Punkte. Es sind hier etwa 600 griechische Worte mit zusammenklingenden rumanischen und albanischen zusammengestellt, woraus allerdings ein Zusammenhang des Rumanischen und Albanischen zu einander und zu der griechischen Sprache hervorleuchten möchte; auch wird diese in Zusammenhang zu dem Altthrakischen kommen, wenn dieses durch jene Sprachen fortgesetzt wird.

Ausführlicher ist und wichtiger dürfe sein:

das Verzeichniß (No. IX.) von Wörtern des Walachischen, welches das Alttraktische fortsetzt und das Albanische, welches das Altillyrische fortsetzt, die mit lateinischen correspondiren, unter Beifügung der etwa entsprechenden keltischen Wörter

in Theil II. Pg. 646—693 meiner Alterthümer. Bei den spärlichen Hülfsmitteln kann diese Nachweisung nur eine sehr beschränkte sein, umfaßt kaum 1300 Wörter, giebt aber doch auf jeden Fall einen wichtigen Anhalt.

Zuvörderst erscheint hier deutlicher der Zusammenhang des Rumanischen mit dem Albanischen, wenn daher letzteres eine Ursprache ist, das Altillyrische fortsetzt, so kann das Rumanische nicht wohl eine neue Sprache sein, ein verdorbenes Latein. Die anerkannte große Verwandtschaft mit dem Latein wird hier ausführlich bestätigt und die Verwandtschaft mit dem Keltischen dargelegt. Gewiß ist es nicht ohne bedeutendes Interesse dieses latino-walachisch-albanische Wörterbuch mit dem latino-keltischen (No. III.) zu vergleichen, wodurch offenbar die große Verwandtschaft der lateinischen, rumanischen, albanischen Sprachen dargelegt wird, die fast nur als — wenn auch sehr verschieden — Dialecte einer Ursprache auftreten, welche wohl nur die keltische sein kann.

Das Albanische und wohl noch mehr das Rumanische enthalten eine Menge offenbar fremder eingemengter Wörter, slavische, türkische, finnische, wie es nicht anders sein kann bei dem Einflusse, den diese fremden Völker auf die Landeseinwohner geübt haben, die sie noch jetzo influiren. Dieß sind Fremdlinge, die nicht in das eigentliche Wesen der Sprache übergegangen sein werden, die man ausmerzen kann, um die Ursprache rein zu erhalten. Entfernt man diese, so stehet, wenigstens in lexicalischer Hinsicht, das Rumanische

dem Latein sehr nahe, es verhält sich zu letzterem etwa wie eine rohe Volkssprache zu der entsprechenden feinen, abgeschliffenen Büchersprache, was auch sehr allgemein anerkannt wird und bei der Entfernung der Völker als eine höchst sonderbare überraschende Thatsache dastehet, um so mehr, da die alten Thraker und Römer geschichtlich in sehr wenigen Relationen standen. Um das Problem zu erklären, bleibt fast nichts übrig, als die Alternative: entweder ist das Rumanische ein verdorbenes Latein oder das Latein ist ein ausgebildetes Rumanisch d. h. alt Thrakisch. Mag man sich aber nach dieser oder jener Seite neigen, immer wird man davon ausgehen müssen, die Rumanen als directe Nachkommen der alten Thraker zu betrachten.

Die erste, jetzo allgemein herrschende Conjectur, nach welcher das Rumanische eine secundaire Sprache, nichts als ein verdorbenes Latein ist, hat manches Ansprechende. Die Römer kamen zwar erst sehr spät mit Thrakien in nähere Berührung, aber im Jahre 105 v. Ch. eroberten sie Dacien, welches ein kleines Stückchen der thracischen Länder bildete, sendeten auch Colonisten hin; sie kamen aber nie in ruhigen Besitz des Landes, mußten es nach kaum 100 Jahren gänzlich verlassen. Bekanntlich und geschichtlich ist jede militärische Occupation durch das Heer eines Mutterlandes stets ohne wesentlichen Einfluß auf die Landessprache, überdies sprachen weder die römischen Legionen noch die Colonisten lateinisch, sondern ihre Volkssprachen, etwa mit Ausnahme der obern Beamten. Wie ist es bei diesen Umständen nur denkbar, daß alle thrakische Völker, von Mähren bis nach Morea (wie weit die rumanische Sprache, besonders unter den Ackerbauern und Hirten zum Theil in hohen ungangbaren Gebirgen verbreitet ist), von denen wenigstens $^9/_{10}$ mit den Römern in gar keine Beziehung kamen, ihre uralte Muttersprache gänzlich, bis zum letzten Reste vergessen und sich dafür ein verdorbenes Latein angeeignet haben sollten? solch eine Annahme dürfte kaum eine Hypothese, eher etwas Widersinniges involviren. Ueberdem ist zwar wohl jede Literatursprache aus Verfeinerung einer Volkssprache entstanden, ob aber schon irgend wo sich eine Volkssprache durch Verderbung einer ganz fremden Literatursprache gebildet haben sollte, bleibt wohl sehr zweifelhaft.

Aber, fragt man: ist denn die zweite Alternative möglich, kann das Latein für ein ausgebildetes Rumanisch angesprochen

werden? hierauf möchte ich erwiedern: Dies sei allerdings möglich, selbst sehr wahrscheinlich, unter der Voraussetzung nehmlich, wenn das Rumanische die Sprache der altthrakischen Völker fortsetzt, und diese sowohl über Unter- und Mittelitalien sich in der vorrömischen Zeit verbreitet haben.

Allen Nachrichten und allen Verhältnissen nach wurde Unter- und Mittelitalien vorzugsweise von dem gegenübergelegenen Festlande aus bevölkert, woher auch noch in spätern Zeiten neue Colonien kamen, also von Illyriern und Thrakern, die sehr nahe verwandte Völker waren, zu ein und demselben, wahrscheinlich zum keltischen Volksstamme gehörten. Die eigentlichen alten Italier und Unteritalier können wohl nur diesem Stamme beizuzählen sein; ein Theil dieser Alt-Italiener waren die Osken, die nicht allein im untern Italien, sondern auch durch Latium wohnten. Hiernach dürften die ältesten Einwohner von Latium wirklich der thrakischen Nationalität angehört und die thrakische Sprache (oder einen ganz verwandten Dialect) geredet haben, die sich jetzo im Rumanischen fortsetzt, und so könnte dieses allerdings die Muttersprache des Latein sein, das sich offenbar aus der lingua rustica entwickelt hat. Dieß bestätiget auch die Archäologie, denn wir finden in Mittelitalien, besonders in Latium, dieselben vorrömischen Bauwerke, Gräber und Kunstsachen, wie in den thrakischen Ländern, die wieder den vorgriechischen Alterthümern entsprechen, und die vorrömischen sind offenbar ganz dieselben, als die vorgriechischen, altthrakischen und keltischen. Indem die thrakischen Osker sich gräcisirten, democratisirten und republicanisirten, entstand das Römerthum. Allen diesen Verhältnissen nach, wird während der vorrömischen Zeit die Sprache im alten Latium der thrakischen und dadurch der jetzigen rumanischen sehr verwandt gewesen sein, die sich zu der spätern lateinischen allerdings verhielt, wie eine rohe Volkssprache zu einer ausgebildeten, abgeschliffenen Literatursprache. Die alte italische Volkssprache, die sich in der lingua rustica fortsetzte, diese dürfte der altthrakischen sehr nahe gestanden haben und aus dieser ging die römische Literatursprache hervor, die nicht sehr tief ins eigentliche Volk drang.

Wenn man einestheils die directen Beziehungen des Rumanischen zu dem Keltischen, dem Lateinischen und Albanischen, anderntheils die Beziehungen dieses zu dem Lateinischen erwägt, so

zeigt sich überall große Verwandtschaft und immer treten das Rumanische und Albanische als Zweige der keltischen Sprache hervor, wodurch die altthrakischen und alt illyrischen Völker in den Kreis der keltischen Nationalität eingehen, wofür auch die archäologischen, enthnographischen und geschichtlichen Verhältnisse sprechen.

Wurzelt Rumanisch, Albanisch und Teutsch im Keltischen, so müssen auch Beziehungen dieser drei Sprachen zu einander vorhanden seyn, und daß dies wirklich in bedeutendem Grade der Fall ist, lehrt:

das Verzeichniß (No. X) von rumanischen und albanischen Worten, die mit deutschen ähnlich klingen und gleiche Bedeutung haben,

in Thl. II. Pg. 695—714 meiner Alterthümer. Man wird wohl kaum die Gleichheit dieser 550 teutschen Worte mit den rumanischen und albanischen bestreiten können, was gewiß eine recht auffallende Thatsache ist, denn bei dem Mangel der Völker-Beziehungen werden weder die Teutschen von den Rumanen und Albanesen diese Worte entnommen haben, noch diese von jenen, sie können daher wohl nur aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft haben und diese Ursprache zeigt sich als die keltische.

Nach allen diesen sprachlichen, wenigstens lexikalischen Untersuchungen dürften sich folgende Resultate ergeben, die mit den früher erwähnten archäologischen zusammentreffen: die rumanische und albanische Sprache sind sehr verwandt, beide werden in den Kreis der keltischen Dialecte gehören. Das Rumanische setzt unmittelbar das Altthrakische fort, hat nur viele fremde Einmengungen; das Albanesische setzt das verwandte Altillyrische fort, ist diesem sehr verwandt. Die alten Thraker mit den ihnen sehr verwandten Illyriern, die sich über die thrakischen, über die altgriechischen wie über die italischen Länder verbreiteten, redeten eine, dem jetzigen Keltischen nahe stehende oder verwandte Sprache, also Dialecte des Keltischen, daher gehörten auch die thrakischen und illyrischen, wie die vorgriechischen und vorrömischen oder altitalischen Völker zur Keltischen Nationalität, die daher über das ganze südliche Europa und die Donau-Gegenden, aber auch — wie früher gezeigt — über ganz Germanien verbreitet war, das sich von der Ostsee bis zur Donau-Mündung erstreckte. Der keltische Volksstamm war daher ursprünglich über ganz Europa verbreitet, vom schwarzen Meere bis zur Ost-

und Nordsee, aber gewiß in verschiedenen Zweigen mit verschiedenen Dialecten, über welche noch nähere Untersuchungen anzustellen sind.

Indem ein Theil dieser kelto-thrakischen Bevölkerung längs der Küste von Morea, Kleinasien und auf den benachbarten Inseln, seit etwa 1600 v. Chr. sich mit phönizischen Ansiedlern amalgamirte und sich semitisirte, so entstand dadurch im Laufe der Zeit ein Mischvolk, die Hellenen oder Griechen, aus keltischen und semitischen Elementen, die sich mehr oder weniger democratisirten, dabei das Altkeltische in den Institutionen und der Religion möglichst abstreiften, deren neue, abgeschliffene, gefällige Mischsprache — die griechische — sich besonders als Litteratur- und Conversationssprache sehr weit verbreitete, aber nur in beschränktem Kreise eigentliche Volkssprache war.

Später, etwa 360 v. Chr. entwickelte sich in dem keltisch-thrakischen Latium des mittlern Italiens eine demokratische Revolution, die alle Phasen der frühern griechischen durchlief. Das keltische Königthum, die keltische einflußreiche Priesterschaft und Religion, die keltische Aristokratie mit ihren großen Familien-Gütern, die hergebrachte Zeitrechnung, kurz alles Alte wurde im römischen Staate abgeschafft und nach griechischem Muster neu chablonirt; die griechische Götterlehre, Freiheit und Gleichheit war die Losung, Nationalversammlungen wurden eingesetzt, geschriebene Gesetze abolirten das Gewohnheitsrecht, eine Volksliteratur erblühete in einer sehr gräcisirten Sprache, das Bürgerthum, bald auch das Proletariat kam zur Macht, die römische Republik wurde proklamirt, die ihre siegreichen Adler weithin sandte, aber freilich bestand sie nicht lange, mußte bald einer furchtbaren Despotie Platz machen. Indem die kelto-thrakische Volkssprache, die lingua rustica sich gräcisirte, dadurch ihre Härte verlor, mehr abgeschliffen wurde, entwickelte sich allmälig die lateinische Sprache als Literatur-, Regierungs-, Religions- und Conversationssprache, drang aber nicht tief ins eigentliche Volk ein, das meist, außerhalb Roms Umgebung, seine alte Landessprache, die lingua rustica behielt. Weil aber das Latein nicht eigentliche Volkssprache war, hat es sich auch als solche gar nicht erhalten, erlosch mit der Macht von Rom, was gewiß nicht stattgefunden haben würde, wäre das Latein eine alte und eine Volkssprache gewesen. Wenn alle dem so ist, so muß freilich

die lateinische Sprache einerseits mit der keltischen verwandt seyn, anderntheils mit der rumanischen, insofern diese die altthrakische fortsetzt.

Seit den ersten Jahrhunderten nach Christo werden die Verhältnisse von Europa durch fremde eindringende Völker, die hier Wohnsitze nehmen, allmählig sehr verändert. Vorzüglich ist es ein fremder Volksstamm unbekannten Ursprunges, vielleicht als Alani im Alterthume bekannt, der sich zuerst in den skytischen Ländern um das schwarze Meer festsetzt, aber bald gedrängt von nachrückenden finnischen, türkischen, selbst tartarischen Völkern vorwärts gehet, um sich neue Wohnsitze zu suchen, so vorzüglich auf mehreren Wegen in das keltische Germanien kam, dieses allmählig in Besitz nahm, dann sich über Brittannien, Gallien, Italien und Spanien verbreitete. Diese Völker waren keine industriellen (wie die 1600 Jahre früher nach Europa gekommenen Phönizier), sondern mehr eine streng militairisch organisirte aristokratisch-kriegerische Kaste; wo nun diese durch Gewalt oder durch Compromiß sich festsetzten, übernahmen sie die militairische Regierung des Landes, legten sich häufig den Namen des Volkes bei, das sie beherrschten, dessen innere Angelegenheiten sie übrigens wenig tangirten, gern ein dynastisches Regiment einführten. Sie bewirkten große Umwälzungen, aber gar nicht in demokratischem Sinne, sondern aus dem Gesichtspunkte einer militairisch organisirten dynastischen Aristokratie, die sich später in die Feudal-Institution ausbildete, die dem alten Keltenthume fremd gewesen sein dürfte. Wie diese Völker durch Annahme fester Wohnsitze ihre Wanderungen aufgaben, schwand allmählig ihre eigenthümliche Nationalität, sie mischten sich mit den seßhaften Einwohnern, es entstanden Mischvölker und Mischsprachen und die Staats-Institutionen erhielten theils keltische, theils gothische Elemente.

Getische Völker, welche zu den edelsten Gliedern der alten Thraker gehörten, werden von Dacien bis zum schwarzen Meere gewohnt haben, mit denen jene fremden Völker wohl zuerst in Conflict traten, nach deren Besiegung und Eroberung ihres Landes mögen jene Fremden sich selbst Geten oder in ihrer Sprache Gothen genannt haben; wie dem nun auch sei, so werden sie im Allgemeinen als Gothen bezeichnet, die aber sprachlich und nationell von den thrakischen Geten ganz verschieden sind.

Diese gothischen Völker mit ihrer gothischen Sprache und ihren eigenthümlichen Institutionen dringen nun auf zwei Wegen vorwärts; theils werden sie sich nordwestlich gewandt haben, gehen siegreich durch die slavischen (russischen) Länder auf der uralten Handelsstraße, kommen zur Nordsee, endlich zur Ostsee, von wo sie gewiß nach schweren Kriegen mit den keltischen Germanen im Laufe des 1. und 2. Jahrhunderts, endlich bis zum untern Rhein als Sieger vordringen, das Land unter den Namen der Franken, Angeln, Sachsen, Gothen ꝛc. beherrschen, später ganz Gallien erobern, das mächtige Frankenreich bilden, auch nach England übersetzen, unter dem Namen der Angelsachsen, hier ein kleines kelto-brittannisches Reich nach dem andern erobern, endlich die Herrschaft über ganz Brittannien erhalten. Andererseits wenden sie sich westlich, besiegen die thrakischen Länder, gehen dann allmählig der Donau entlang, vernichten die römische Herrschaft, ergießen sich über Italien, Gallien, Spanien und Germanien. Nicht allzuzahlreiche, aber thatkräftige Haufen setzen sich durch Gewalt oder Compromiß in allen diesen Ländern fest, nehmen Landeigenthum, das sie dynastisch besitzen, bilden den kriegerischen Adel und beherrschen das Land. Im Verlaufe vom 2. bis zum 8. Jahrhundert mischen sich nun allmählig diese gothischen Völker mit den seßhaft gebliebenen Einwohnern zwischen denen sie wohnen auch in Hinsicht der Sprache wie der Institutionen und die verschiedenen Religionen verwischen sich in dem allgemein werdenden Christenthume. Indem die Schreibkunst aus der Hand der keltischen Priesterschaft ins Volk kommt entwickelt sich eine Litteratur in der neuen gemischten Volkssprache seit den 8. und 9. Jahrhundert und wie dieses der Fall ist, giebt es keine Gothen mit gothischer Sprache, keine Kelten mit keltischer Sprache mehr, welche letztere nur auf einige isolirte, meist gebirgige Punkte zurückgedrängt sind, dagegen erscheinen die, durch die Mischung erzeugten, neuen Nationalitäten und Sprachen, die teutsche, englische, französische, italienische, spanische ꝛc., bei denen bald das Keltische, bald das Gothische mehr vorwaltet.

Die Siege der vordringenden Gothen benutzen andere Völker, um in deren Rücken vorzudringen und dauernde Eroberungen zu machen. Die slavischen Völker drangen von der Weichsel bis über die Elbe und Saale, selbst bis Franken vor, slavisirten Alles, wurden erst nach langen und blutigen Kriegen überwältigt zurückgedrängt;

noch viel größere Eroberungen machten sie im südlichen Europa, in den thrakischen und illyrischen Ländern, die sie zum Theil slavisirten, wo sie in großen Strichen noch jetzo sitzen. Finnische Völker nahmen dauernde Wohnsitze in der Donau-Gegend, herrschen noch als Magyaren in Ungarn; andere finnische Völker kamen dort unter dem Namen der Bulgaren zu großer Macht, wurden allmählig slavisirt.

Die gothische Invasion längs der Donau vermögen wir so ziemlich geschichtlich zu verfolgen, da diese mehr oder weniger das Römerthum tangirte und die römische Litteratur doch nicht ganz erlosch; aber von der gothischen Invasion, welche durch die slavischen Länder in dem nördlichen Theil von Germanien erfolgte, in den Ostseegegenden, nach Skandinavien, nach Westphalen und bis zum Rheine hin, haben wir fast gar keine Nachrichten, da hiervon die römischen Schriftsteller nichts wissen. Von solchen Zügen im 4. Jahrhundert spricht die Literatur, aber sie müssen auch schon viel früher stattgefunden haben, denn nur durch solche frühere Züge können die gothischen Franken, die Sachsen, Angeln und ähnliche Völker nach Westphalen und an den Rhein gekommen sein, wo sie seit etwa dem 2. Jahrhundert erscheinen, indem zugleich die Namen der alten germanischen Völker verschwinden, alle Verhältnisse verändert erscheinen.

Solche Heerzüge der Gothen theils auf dem nördlichen Wege durch die slavischen Länder, theils auf dem westlichen Wege längs der Donau, brachten im Laufe der ersten Jahrhunderte nach Chr. ganz Germanien unter die Herrschaft der Gothen. Indem diese sich seßhaft machten, feste Wohnsitze mit Grundbesitz zwischen den keltischen Einwohnern nahmen, das Heer und den Adel Germaniens neu bildeten, so mischten sich diese verschiedenen Völker inniger von Generation zu Generation, die Germanen gothisirten sich in Sprache und Institutionen, das Christenthum, das die alten verschiedenen Religionen verdrängte, einigte beide inniger und das so allmählig gebildete Mischvolk ist eben das teutsche Volk, das bei seiner Bildung christlich ward, eben so wohl keltische wie gothische Elemente zeigt in der Sprache, in den Institutionen und allen Verhältnissen; daher sind die vorchristlichen Alterthümer keltische, die mit dem Christenthume aufhören, daher giebt es keine teutschen Alterthümer aus vorchristlicher Zeit.

In jedem Districte mag sich die Mischung der keltogermanischen und gothischen Sprache je nach den vorhandenen Grundelementen anders gestaltet haben, besonders da es im Keltischen, wohl auch im Gothischen verschiedene Dialecte gab. Vielleicht entstand an jedem Orte ein eigenthümlicher Gargon der neuen Mischsprache wovon sich auch noch jetzo Spuren zeigen möchten. Die verwandten Gargons, mit ähnlichen Grundelementen gestalteten sich zu einem weithin herrschenden Dialecte, wie das Platt- und Hochteutsche, das Holländische, Dänische 2c. Manche dieser Dialecte wurden, besonders durch Einfluß der Höfe und Sänger zur Dichter-, Conversations-, Regierungs- und Litteratursprache erhoben, als solche mehr und mehr ausgebildet, auch verbreitet; von allen diesen Litteratursprachen ist unser jetziges Hochteutsch die vorherrschende geworden, bildet die teutsche Sprache im engsten Sinne. Ohngefähr diesen Gang scheint mir die Bildung unserer heimischen Sprache genommen zu haben.

Neuerlichst hat Jac. Grimm in seiner Geschichte der teutschen Sprache v. Jahre 1848 eine andere Ansicht geltend zu machen gesucht, die wohl viel Eingang finden wird, weil es Mode ist, Alles zu bewundern, was der gelehrte Herr Verfasser sagt. Mag es vergönnt seyn einige Worte hierüber beizubringen, wobei ich nur vorläufig bemerken will, wie hier von Grimm die Worte: Germanisch, Gothisch und Teutsch als fast synonym betrachtet werden, was ich für irrthümlich halte, wodurch viel Unklarheit in die Darstellung kommt.

J. Grimm nimmt selbst eine keltische Urbevölkerung Germaniens an (Pg. 164), räumt den Kelten noch zu des Tacitus Zeiten — also in einer verhältnißmäßig späten Periode — einen großen Theil von Germanien ein, erkennt die Helvetii, Boji, Guttones, Aestii für Kelten zur Römerzeit, will aber dessen ungeachtet von keltischen Elementen in der teutschen Nationalität und Sprache nichts wissen. Dem südlichen Theil des alten Germaniens an der untern Donau, dem giebt er eine ursprüngliche teutsche Bevölkerung.

Er geht von dem Satze aus (Pg. 800): die Getae (im alten Getenlande) und Gaudae oder Gothi, so wie die Daci (im alten Dacia) und die Dani sind den Worten nach gleich, folglich müssen es auch die Völker gewesen seyn. Die alten Getae und Daci der griechischen Schriftsteller sind daher die Gothi und Dani des Mittelalters, diese waren Teutsche, folglich waren es jene auch.

Das Land der alten Geten und Daken war daher ursprünglich von Teutschen bewohnt, die sich von hier aus schon in sehr früher Zeit über das keltische Germanien verbreiteten, welches zur Römerzeit fast ganz teutsch war, die eigentliche Völkerwänderung setzt der Herr Verfasser lange vor Christi Geburt, denn nach Pg. 809 sollen die gothischen oder teutschen Völker schon um die Zeit Alexanders des Großen (um 330 v. Chr.) vom schwarzen Meere her nach Germanien bis zur Ostsee und zum Rheine gekommen seyn, wodurch das keltische Germanien teutsch wurde. Durch die Geschichte dürfte diese Annahme eben nicht unterstützt werden, auch sprechen die griechischen und römischen Schriftsteller bis nach dem Schlusse des ersten Jahrhunderts n. Chr. wohl von keltischen, aber nie von gothischen oder teutschen Völkern in Germanien. Dieser Aufstellung von J. Grimm ist neuerlichst auch Prof. Leo gefolgt, in seinem Lehrbuche der Universalgeschichte, Bd. II. Geschichte des Mittelalters, dritte Auflage, Halle 1851.

Für ethnographische Untersuchungen dürfte die Aehnlichkeit oder Gleichheit der Namen an sich allein wohl ein unsicheres Fundament seyn, da im Laufe der Zeit die Namen oft eine ganz andere Bedeutung erhalten, wie die Erfahrung vielfach lehrt. Nehmen wir nun unsern eigenen Volksnamen — Preußen — der ohne Zweifel herkommt und zusammenhängt mit den alten Prußen, einer neuerlichst ganz erloschenen slavischen Völkerschaft; wie irrig würde es seyn, wenn man einstens schließen wollte: weil die Prußen Slaven waren, müssen auch alle Preußen dieser Nationalität angehört und slavisch gesprochen haben.

Ob Getae und Gothi gleiche Worte sind, oder von einander abstammin, dürfte ziemlich unerheblich seyn, alles kommt wohl darauf an: ob sie ethnographisch und geschichtlich ein und dasselbe Volk waren, dieselbe Sprache, dieselben Institutionen, dieselbe Religion hatten. Dies aber war gewiß nicht der Fall. Der Litteratur zufolge gehörten die alten Getae und Daci dem thrakischen Volksstamme an, sprachen daher thrakisch, hatten thrakische Institutionen, die thrakische Religion, können daher nicht wohl Teutsche oder Gothen gewesen seyn, die in allen von den Thrakern verschieden waren. Die unmittelbaren Nachkommen der immer seßhaft gebliebenen Getae, Daci, Thraci, werden die jetzigen Rumanen seyn, die rumanisch sprechen, nichts weniger als Teutsche sind. In das alte thrako-ge-

tische Land drangen in den ersten Jahrhunderten nach Christo gothische Völker ein, beherrschten es eine Zeit lang, setzten den Staat der Geten fort, mögen sich selbst Geten, in ihrer Sprache Gothen genannt haben, zögen sich dann aber weiter westlich.

Unklarer und verworrener als über die älteste Geschichte des teutschen Volkes scheint mir J. Grimm über die alte Geschichte der teutschen Sprache zu reden. Er nimmt eine teutsche Ursprache an, aber nicht die gothische des Ulfilas, sondern eine andere, zwar verwandte, aber ganz unbekannte, welche die alten Geten und Gothen sprachen. Diese unbekannte, untergegangene Sprache hat sich, nach Pg. 835 und 837, in verschiedenen Zeiträumen und bei verschiedenen Völkern verschoben, was mit dem Muthe und dem Stolze derselben in Verbindung stehen wird. Manche teutsche Völker blieben auf der ersten, andere auf der zweiten, noch andere auf der dritten Stufe der Lautverschiebung stehen, wodurch unsere jetzigen teutschen Sprachen bedingt sind. Mir will es nicht gelingen, hier einen klaren Sinn finden zu können, mag es Anderen, Begabteren möglich seyn.

J. Grimm giebt Pg. 163 als Grundlage seines Werkes eine ethnographische Tabelle der Urvölker von Europa, deren Glieder Einwanderungen, auch wohl Stämme genannt werden, welche folgendermaßen geordnet sind:

1) der griechische Stamm,
2) der römische Stamm,
3) der keltische Stamm, das dritte Volk europäischer Geschichte (also jünger als Griechen und Römer),
4) der teutsche Stamm, das vierte in Europa vorrückende Volk,
5) die Litthauen, das fünfte europäische Volk,
6) der slavische Stamm,
7) der finnische Stamm,
8) der iberische (baskische) Stamm (also wohl jünger als alle vorher genannten)
9) der thrakische Stamm,
10) der skythische Stamm.

Mag ich diese Tabelle, aus welchem Gesichtspunkte es auch sey, betrachten, immer bleibt sie mir gleich unklar und verworren.

Weder die Griechen noch die Römer haben sich, so viel ich weiß, für Urvölker gehalten, im Gegentheil fällt die Bildung des

römischen Wesens mit der lateinischen Sprache etwa ins 4. Jahrh. v. Chr., selbst die Gründung von Rom wird erst ins 7. Jahrhundert gesetzt, wenn auch Italien mit seinen italischen Völkern, eine viel ältere Geschichte hat, für welche auch die vorrömischen Alterthümer sprechen. Wollte man mit dem Herrn Verfasser den Anfang des Griechenthumes selbst um etwa 1800 v. Chr. setzen, so fällt doch in diese Zeit erst die Einwanderung der phönizischen Völker in die später griechischen Länder, die damals von einer andern Nationalität bewohnt wurden, aus der das Griechenthum eben hervorging, wie schon Herodot erwähnt, und diese Nationalität ist daher gewiß älter als die griechische.

Warum die Kelten erst das dritte Volk europäischer Geschichte sein sollen, daher wohl jünger als die Römer, begreift man nicht wohl, da sie von Herodot erwähnt werden, und in der ältesten Geschichte schon eine wichtige Rolle spielen.

Der teutsche Stamm soll das vierte in Europa vorrückende Volk seyn. Hiermit können wohl nicht die Teutschen oder Gothen gemeint sein, die in der Zeit nach Christo in Europa vorrückten, auch wohl nicht die, welche nach des Verfassers Hypothese 300 Jahr v. Chr. nach Teutschland kamen, sondern es sind wohl die gemeint, die nach des Verfassers Meinung von jeher in dem Lande der Geten und Daken wohnten, von hier in verschiedenen Zeiträumen nach Germanien kamen; dann aber erscheinen sie hier als ein Urvolk, nicht als jünger wie Römer und Griechen. Strabo sucht ausführlich darzulegen, wie — zur Römerzeit — Germanen und Gallier zur gleichen Nationalität gehört hätten; wer nun die damaligen Germanen, die Geten und Daken für Teutsche hielt, der wird auch die Gallier dahin zählen können, was doch wohl nicht thunlich seyn möchte.

Warum die Litthauer als das fünfte Volk für älter oder mächtiger als die Slaven und Finnen angesprochen werden, scheint mit nichts unterstützt. Die Basken, die so ganz eigenthümlich dastehen, tragen mehr den Character eines alten, als eines neuen Volkes. Die Thraker erhalten erst die neunte Stelle, obwohl sie von den Griechen selbst für das älteste und größte Volk angesehn werden. Der sogenannte skythische Stamm hat wohl gar keine ethnographische Bedeutung, stehet deßhalb vielleicht zuletzt, obwohl der Name ein uralter ist.

Meinen unvorgreiflichen Ansichten nach, gestützt auf einige sprachliche, ethnographische und geschichtliche Forschungen, stellt sich die Tafel der Nationalitäten und diesen entsprechender Sprachen für Europa, wesentlich anders, etwa folgendermaßen:

A. Primitive Völker oder Urstämme, deren relatives Alter außer aller Geschichte liegt.

1. Finnen, mit ihrer eigenthümlichen Sprache, in Asien sehr verbreitet, in Europa nur im äußersten Norden heimisch, hier in früherer Zeit vielleicht weiter südlich verbreitet als jetzt. Zu dieser finnischen Nationalität mögen auch die Magyaren in Ungarn gehören, die aber erst im Mittelalter aus Asien in die alt thrakischen Länder einwanderten, wenigstens hat deren Sprache mit der finnischen noch die meiste Analogie; ihnen nationell verwandt dürften die ziemlich gleichzeitig eingewanderten Bulgaren seyn, jetzo meistens slavisirt.

2. Die Slaven mit den verwandten Litthauern, und ihrer eigenthümlichen Ursprache, in Osten von Europa sehr verbreitet, seit dem Mittelalter auch in großen Strichen des südlichen, selbst im mittleren Europa verbreitet.

3. Die Basken mit ihrer absonderlichen Sprache ohne irgend eine Verwandtschaft, ein kleines, ganz eigenthümliches, sehr isolirt dastehendes Urvolk der Pyrenäen, früher vielleicht weiter verbreitet.

4. Die Kelten, das eigentliche große europäische Urvolk, das aus Indien stammen mag, sich in einer Urzeit, in einer vorgeschichtlichen Epoche, allmählig fast über ganz Europa verbreitete. Zu ihnen gehörten die thrakischen und illyrischen Stämme, welche die Donaugegend und das südliche Europa mit Kleinasien inne hatten, ferner die alt italischen Völker im südlichen und mittlern Italien, die alt gallischen Völker in Gallien und Oberitalien, die ganz verwandten germanischen Völker und die celtiberischen in Hispanien. Ihre im Alterthume so weit verbreitete eigenthümliche Sprache, hatte wahrscheinlich mehrere Dialecte, als die noch lebende. Im Laufe der Zeit wurde das alte Keltenthum mehr und mehr beschränkt durch die Mischung mit eingedrungenen fremden Völkern, wodurch sich neue Nationalitäten und Sprachen bildeten.

Einheimisch ist, wohl in ziemlicher Reinheit, die keltische Sprache noch gegenwärtig:

a) in dem englischen Fürstenthume Wales, wo der wälsche oder kimrische Dialect noch von fast einer Million Menschen gesprochen wird, sich seit dem Alterthume nicht wesentlich geändert zu haben scheint, früher über ganz England, wohl über das nördliche Germanien, vielleicht noch in andern Gegenden verbreitet gewesen seyn mag;

b) in der französischen Bretagne, dem alten Armorica, mit dem bretonischen Dialect oder dem Breizuneck, dem wälischen sehr verwandt, früher offenbar viel weiter verbreitet als jetzo;

c) in Irland und Hochschottland mit dem gälischen Dialecte, in zwei Verschiedenheiten, dem eigentlichen Gälischen oder Caledonischen in Hochschottland und auf den Hebriden, gesprochen von mehr als 200,000 Menschen, und dem Irischen oder Ersischen in Irland und den benachbarten Inseln, gesprochen von weit mehr als einer Million Menschen.

Zu den, wenn auch sehr verunreinigten und vermengten Sprachen, welche das Altkeltische direct fortsetzen und zu den, diesen entsprechenden Nationalitäten dürften gehören:

a) das Albanische oder Schkypi, gesprochen von 2 Millionen Albanesen, in dem rauhen, gebirgigen Albanien, dem alten Illiris, welche in Volk und Sprache, wie auch in manchen Institutionen die alten Illyrier fortsetzen, die früher weiter an den Küsten des adriatischen Meeres verbreitet waren, als jetzo.

b) das Rumanische oder Walachische, gesprochen von der walachischen Nationalität an der untern Donau und von Mähren bis Morea, in dem Lande der alten Geten und Thraker, welches das Altthrakische fortsetzen wird, freilich gemengt mit viel Fremdem, geredet von 8—10 Millionen Rumanen.

c) das Curwälsche oder Romanisch, wie es in einem Theile der Schweizer Hochalpen, in Graubündten, Engadin ꝛc. gesprochen wird, hat vielleicht einen alt gallischen oder thrakischen Dialect zur Grundlage, gemengt mit vielen deutschen Worten, doch ist mir diese Sprache nicht bekannt.

B. Später in Europa eingewanderte Völker (abgesehen von den schon erwähnten Magyaren und Bulgaren) die feste Wohnsitze nahmen, sich mit

der vorhandenen keltischen Einwohnerschaft zu neuen Nationalitäten amalgamirten.

1. Die semitischen Phönizier, in Asien früher sehr verbreitet, hatten auch Unterägypten erobert und 500 Jahre beherrscht unter dem Namen der Hyksos; diese wurden um 1600 v. Chr. von hier vertrieben, nahmen neue Wohnsitze an den Küsten des Mittelmeeres, vorzugsweise in den thrakischen Landen; hier amalgamirten sie sich mit der kelto-thrakischen Einwohnerschaft und dieses Mischvolk bildet die Hellenen oder Griechen. Dieses Griechenthum verschmolz in sich die keltischen und semitischen Elemente aus denen es besteht.

2. Die Gothen, ein Stamm unbekannten Ursprunges, vielleicht den Persern verwandt, welcher, wie sein Name und seine Nationalität in der Geschichte auftaucht, in Skythien, in der Umgebung des schwarzen Meeres wohnte, bildet die zweite geschichtlich bekannte Einwanderung in Europa. Seit der Zeit um Christi Geburt und in den ersten Jahrhunderten setzt er sich, gedrängt von östlichen Völkern, in Bewegung, ziehet theils nordwestlich an die Ost- und Nordsee bis zum Rhein (als Franken, Angeln, Sachsen, Gothen ꝛc.), theils westlich durch die Donaugegenden, ergießt sich in einzelnen Abtheilungen allmählig fast über alle Länder von Europa. Ueberall, besonders in den nördlichen Gegenden, in Germanien, Skandinavien und Brittannien nehmen dann die einzelnen Heerhaufen feste Wohnsitze und Landbesitze und amalgamiren sich allmählig gänzlich mit der seßhaften keltischen Bevölkerung, wodurch Mischvölker entstehen, die theils mehr den gothischen, theils mehr den keltischen Character tragen, in ihrem Wesen, wie in ihrer Sprache, und das Christenthum verwischte die Verschiedenheit der Religionen. In der langen Zeit vom 2. bis 9. Jahrhundert ist diese Amalgamation bewirkt. Das Heidenthum und das Gothenthum ist ganz verschwunden, das alte, reine Keltenthum auf einige isolirte Gegenden zurückgedrängt, es haben sich neue, secundaire Völker und Sprachen aus dieser Mischung gebildet, eine früher nicht vorhandene Volksliteratur beginnt zu erscheinen und wie das geschiehet, sind die alten Zustände verwischt, es giebt keine Gothen mehr und (christliche) Kelten nur in den wenigen erwähnten Districten.

C. Secundaire neuere Völker und Sprachen, hervorgegangen aus den einheimischen keltischen Elementen durch Vermischung mit fremden.

1. Die Griechen mit ihrer griechischen Sprache. Indem seit etwa 1600 v. Chr. phönizische Heerhaufen bei ihrer Vertreibung aus Aegypten, feste Wohnsitze an den kelto-thrakischen Küsten nahmen, und sich allmählig diese Einwanderer mit der seßhaften Bevölkerung mischen, auch beide eine gemeinsame Religion annahmen, neue Staaten bildeten, so entwickelte sich eine neue Nationalität und Sprache aus diesen keltischen und phönizischen Elementen, die griechische, die bald einen eigenthümlichen Typus annahm. Als dieser sich im Laufe der Zeit vollkommen ausgebildet hatte, als eine griechische Volksliteratur begann, da waren die Erinnerungen an die Grundelemente verdunkelt, selbst vergessen. Das Griechenthum wird daher als ein semitisirtes Keltenthum zu betrachten sein, welches dadurch einen ganz eigenthümlichen Charakter angenommen hat.

2. Die Römer mit ihrer lateinischen Sprache. Das altitalische, besonders das oskische Volk in Latium, wird der kelto-thrakischen Nationalität angehört haben. Indem diese Latiner revolutionirten, sich democratisirten, dabei die Institutionen, die Republik und die Religion der Griechen annahmen, gräcisirten sie sich in ihrem ganzen Wesen und ihrer Sprache. So bildete sich allmälig die lateinische Sprache, etwa um 400 v. Chr., welche als eine gräcisirte keltische zu betrachten sein wird, die weniger Volkssprache, als Regierungs-, Literatur- und Conversationssprache gewesen sein dürfte, als solche aber durch die ausgedehnten Eroberungen Roms eine ungeheure Verbreitung, wenn auch nicht in den Völkern selbst erhielt. Als die ausgebildete lateinische Literatur begann, da waren die alten Verhältnisse verwischt, ziemlich vergessen. Im eigentlichen Volke Italiens, wenigstens außerhalb von Rom und seiner Umgebung, herrschte bis in die späteren Zeiten die alte Volkssprache, die lingua rustica, die nichts weniger als ein verdorbenes Latein ist. Eben weil das Latein nicht tief ins eigentliche Volk Italiens eindrang, sondern vorzüglich Regierungssprache war, erlosch dieses Latein auch im Volke gänzlich beim Falle der Regierung selbst in Rom, blieb bloß Religions- und Gelehrtensprache.

3. Die jetzige italienische Nationalität und

Sprache, bildete sich während des Mittelalters nicht aus den Römern, sondern aus den italischen Völkern und Sprachen, zu denen viel Fremdes zutrat. Die italienische Literatursprache wird entstanden sein durch Latinisirung der alten Volkssprache, besonders der alten etrurischen, bildete sich mit der Literatur besonders vom 10. — 12. Jahrh. aus.

4. Die französische jetzige Nationalität umfaßt zwei Völker und Volkssprachen, die provencalische im Süden und die französische im Norden, welche letztere zugleich allgemeine Literatur-, Regierungs- und Conversationssprache der höhern Zirkel ist und Frankreich zusammenhält. Diese beiden französischen Völker setzen die alten keltogallischen fort und ihre Sprachen basiren offenbar auf den alt heimischen Dialecten, zu denen viel Fremdes trat, die sich wohl mehr oder weniger latinisirten. Das alte Keltenthum mit seiner Sprache und Religion mag etwa im 6. Jahrh. ganz erloschen sein (abgesehen von der Bretagne). Erst bildete sich das Provencalische, besonders seit dem 10. Jahrh. aus, später das Französische. Das französische Volk setzt im Allgemeinen das Alt-Keltische fort, wurde von dem Gothenthume nicht so stark influirt wie Britannien und Germanien.

5. Die spanische, wie die sehr verwandte portugisische Nationalität nebst eigenthümlicher Sprache, setzt wohl im Allgemeinen die alten Iberer fort, deren Grundstock im Keltischen wurzeln wird, zu diesen traten wohl ursprünglich baskische, seit vielleicht 1800 v. Chr. phönizische, seit etwa 200 v. Chr. römische, dann im Mittelalter seit 412 gothische, seit 740 arabische Elemente. Die Grundlage der spanischen Sprache dürfte ein vielleicht etwas romanisirtes Keltisch sein mit vielen fremden Beimischungen. Die jetzige Literatursprache hat sich aus dem castilischen Dialecte, besonders seit dem 12. Jahrh. ausgebildet.

6. Die englische Nationalität mit ihrer englischen Sprache setzt offenbar die alt britische fort, wurzelt noch so recht im Keltischen, auch in ihren Staats-Institutionen, da ihre noch heute höchst mächtige Aristocratie, mit unermeßlichem Familienbesitz, auch jetzo der Hort des Landes, noch sehr auf keltischer Basis steht, auch eine groß alt-keltische Einwohnerschaft mit alt-keltischer Sprache die Engländer in Wales, Schottland und Irland umgiebt. Nirgends können wir wohl besser als hier die Geschichte dieser neuen Sprache und Nationalität verfolgen. Die militai-

rische Invasion der Römer vom 1.—4. Jahrh. wird ohne sonderliche volksthümliche Bedeutung gewesen sein, aber seit 450 v. Chr. drangen gothische Stämme, unter den Namen der Angeln und Sachsen, seit etwa 1013 gothische Dänen und Norweger (alle wohl schon in den germanischen Ländern mehr oder weniger germanisirt) und seit 1066 französisirte Gothen oder Normannen ein, die im keltischen Britannien Wohnsitze mit Landbesitz nahmen, dieses zwar erobern, beherrschen, sich aber mit der keltischen Einwohnerschaft vollkommen amalgamiren, besonders durch Hülfe des Christenthumes, durch welchen Prozeß die englische Nationalität mit breiter keltischer Basis gebildet wurde, auch die englische Sprache, die bei $^9/_{10}$ keltischen Wörtern, nur als ein gothisirtes Keltisch zu betrachten sein dürfte. Sie ist nur in einem Theile Englands Volkssprache, aber im ganzen Lande Literatur-, Regierungs- und Conversationssprache, hält als solche das Ganze zusammen.

7. Die teutsche Nationalität in ihren verschiedenen Stämmen und Sprachen setzt ohne Zweifel die germanische fort, die der Archäologie und Literatur nach eine keltische war, sehr verwandt der gallischen, mit rein keltischen Institutionen; daß sie es war, lehrt besonders auch die jetzige teutsche Sprache in allen ihren Idiomen, deren Wortschatz vorzugsweise im Keltischen wurzelt. Nur auf den unbedeutenden südlichsten Theil übten die Römer, und erst in späterer Zeit einigen Einfluß aus, übrigens gar keinen auf das große Germanien im Allgemeinen. Seit etwa dem ersten oder zweiten Jahrh. v. Chr. ergossen sich gothische Heerhaufen allmälig über ganz Germanien, von der Gegend des schwarzen Meeres aus; theils und zuerst auf dem nördlichen Wege durch Rußland, zogen längs der Ost- und Nordsee bis zum Rhein, unter dem Namen der Franken, Angel-Sachsen, Gothen 2c., theils auf dem westlichen Wege unter den Namen der Alamannen, Sueven 2c. Ueberall nahmen sie feste Wohnsitze und beim weitern Vorrücken auch nach Gallien und Britannien, wurden die verlassenen Gegenden von nachrückenden Schaaren eingenommen. So erscheinen diese Gothen nun als Herren des Landes und der Staaten, die sie politisch fortsetzen, bildeten das Heer und den Adel mit Grundbesitz; allmälig mischten sie sich und amalgamirten sie sich mit der seßhaft gebliebenen keltischen Bevölkerung, besonders durch Vermittelung der christlichen Religion (welche die keltische und gothische vernichtete), sowohl im Volke, als in der Sprache und in

9*

den Institutionen, wodurch eben das teutsche Wesen gebildet wurde mit seinen keltischen und gothischen Elementen. Wie im Laufe vom 2. bis 9. Jahrh. auf diese Art allmälig das Keltenthum, wie das Gotheuthum verschwunden war, und dafür die Mischung aus beiden, das teutsche Wesen in seiner Vollendung und in seinen verschiedenen Modalitäten dastand, sich auch eine teutsche Volks-Literatur zu bilden angefangen hatte, waren die ursprünglichen Elemente verwischt und vergessen. In der teutschen, wie in der verwandten englischen Sprache finden wir keine römischen Einflüsse, aber im Wortschatze ein breites keltisches Element, welches daher auch im Volke nicht fehlen kann, sich hier auch auf die mannichfaltigste Art kund giebt.

Fassen wir, nach alle diesem, den rein sprachlichen Gesichtspunkt ins Auge, so zeigt sich, wie alle europäischen Sprachen der ältern und neuern Zeit (mit Ausnahme des sehr localen Baskischen, Finnischen und Slavischen), ihr Hauptelement im Keltischen haben werden, sie sind entweder mehr oder weniger rein keltische Sprachen mit Einmengungen fremder Wörter, oder sie sind aus der Amalgamation des Keltischen mit andern Sprachen entstanden, zeigen stets eine keltische Basis. Wie die Archäologie, so weist daher auch die Sprache auf eine keltische Urbevölkerung von fast ganz Europa hin.

Die von mir aufgestellte Gruppirung der europäischen Sprachen, dürfte eine etwas originelle sein, da sie mit keiner vorhandenen auch nur annährend übereinstimmt, indem man stets das Griechische, Lateinische und Teutsche für Ursprachen hielt, an welche sich die meisten andern anschließen. Das jetzo vorherrschende Schema hierüber ist wohl das von Prof. Pott in Halle (dargelegt in der Abhandlung: über den indo-germanischen Sprachstamm, in der allgemeinen Encyclopädie von Ersch und Gruber v. J. 1840) nach welchem die europäischen Sprachen (abgesehen vom Baskischen, Finnischen und Slavischen) bestehen, aus:

I. der griechisch-italischen Familie, mit: 1) dem Griechischen, 2) dem Latein, zu dem die romanischen Töchtersprachen gehören, nämlich: das Italienische, das Walachische, Curwälsche, das Spanische, Portugisische, Provencalische und Französische.

II. Die keltische Familie mit: 1) dem Gälischen, 2) dem Wälischen, 3) dem Bretonischen.

III. Die germanische Familie mit dem Gothischen, Angelsächsischen und allen teutschen Mundarten.

Mir will es durchaus nicht einleuchten, wie man das Griechische, das Latein und das Teutsche als Ursprachen betrachten kann, wie man ferner die Wurzel der sogenannten romanischen Sprachen (des Italienischen, Spanischen, Portugisischen, Provencalischen, Französischen, Curwälischen und Walachischen) allein, oder vorzugsweise im Latein finden kann; wie man die so nahe lexicalische Verwandtschaft des Lateinischen und Keltischen bisher so ganz übersehen hat, wie man Germanen, Gothen und Teutsche ganz identificirt, wie man ohne Weiteres die Germanen zur Römerzeit allgemein für Teutsche ansprechen kann, da ihr Keltenthum doch wenigstens viel Wahrscheinlichkeit hat. Erst die Zukunft wird lehren, nach welcher Seite die Schale der Wahrheit steigt, und ob ich mit meinen Ideen so ganz auf Irrwegen war.

Hat es seine Richtigkeit — wie ausführlich nachzuweisen gesucht wurde — daß alle Sprachen von Europa (mit Ausnahme der baskischen, finnischen und slavischen) wirklich im Keltischen wurzeln, dann müssen auch alle Völker, welche diese Sprachen reden, ihre Wurzel in der keltischen Nationalität haben, aus welcher alle diese Völker mit ihren neueren, secundairen Sprachen, als Sprößlinge aufkeimten, durch Vermischung erzeugt wurden. Wenn dem so ist, wenn die keltische Nationalität wirklich im Allgemeinen die Ur-Einwohnerschaft von Europa bildet, aus welcher die Griechen, Römer und Teutschen, so wie alle sogenannten romanischen Völker hervorgingen, so werden auch alle Alterthümer, die vorgriechischen, vorrömischen, vorromanischen und vorteutschen oder die germanischen, sie alle werden den keltischen Character tragen müssen; daß aber dieses wirklich der Fall ist, hat die ganz unabhängig dastehende archäologische Untersuchung erwiesen, die der sprachlichen als eine Fundamental-Stütze dient. Archäologie und Sprachkunde führen daher zu gleichem Resultate.

Solche rein sprachliche und rein archäologische Untersuchungen sind wenig anziehend, halten sich in höchst beschränkten Kreisen, finden keinen allgemeinen Anklang, sie erhalten ihre eigentliche Bedeutung erst, wenn sie in die allgemeine Geschichte und Ethnographie eingerahmt werden. Einer solchen Arbeit konnte ich mich nicht entziehen, wollte ich meinen keltischen Studien eine gewisse Abrundung geben.

Die Geschichte der Völker, der Staaten und der Wissenschaft hatte mich stets sehr angezogen, der deßfallsigen Literatur war ich mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt, hatte mir eine reiche Sammlung von Notizen gemacht, die mir sehr zu Statten kam, wie ich mich nun specieller mit diesem Gegenstande zu beschäftigen begann, nun es unternahm, im engen Rahmen die Geschichte der Völker von Europa übersichtlich darzustellen, wobei natürlich an Asien überhaupt und dessen Ethnographie angeknüpft werden mußte. Es gewährte ein wahrhaft großes Vergnügen und viel Genugthuung hier zu ermitteln: wie auch Geschichte und Ethnographie auf eine keltische Ur-Einwohnerschaft von fast ganz Europa deuten, aus welcher durch Mischung und Amalgamation mit fremden Elementen die meisten der jetzigen europäischen Nationalitäten allmälig hervorgingen.

Meine deßfallsige Arbeit bildet die Abhandlung Nr. V. und den eigentlichen Text des 2. Bandes meiner Alterthümer, mit dem Titel:

Die Nationalitäten und Sprachen von Europa, Asien und Nord-Africa aus dem Gesichtspunkte des Keltenthumes Pag. 193—535.

Ganz kurz wird eine Uebersicht der Ur-Nationalitäten überhaupt nach folgendem Schema gegeben:

A. Mongolische Race mit der chinesischen, malaischen, japanischen, tungusischen und mongolischen oder tartarischen Gruppe.

B. Weiße Race, mit

I. der Hindu-Nationalität,

II. der Gruppe der östlichen, rohen, der Cultur wenig zugänglichen Völker, mit:

1) dem samojedischen Stamme,
2) dem finnischen,
3) dem kaukasisch-georgischen,
4) dem tartarischen;

III. der Gruppe der westlichern, gebildeten Völker, die als Träger der Cultur erscheinen, und zwar:

a. in der asiatisch-afrikanischen Abtheilung

1) der semitische Stamm mit der nubisch-abessinischen, der koptisch-ägyptischen, der numidischen oder punischen, der hebräischen, der phönizisch-syrischen, der chaldäischen oder babylonisch-assyrischen Nationalität,

2) der persisch-iranische Stamm,

3) der armenische Stamm;

b. in der europäischen Abtheilung:

4) der baskische Stamm,

5) der keltische,

6) der gothische,

7) der slavische.

Als die Hauptvölker von Europa erscheinen: Kelten, Gothen und Slaven, deren geschichtliche und ethnographische Verhältnisse specieller entwickelt werden. In den Vordergrund treten die Kelten, als die hervorragendste eigentliche europäische Ur-Nationalität, die im Laufe der Zeit erst mit phönizischen, dann mit gothischen, endlich mit slavischen, auch mit finnischen Völkern in mehr oder weniger innigen Conflict treten, wodurch wieder Mischvölker entstehen (als Griechen, Römer, Teutsche ꝛc. wie sie vorher aufgeführt wurden), die sich wieder mischen, wodurch immer neue Nationalitäten zu Tage treten.

Die Geschichte und Ethnographie dieses, über fast ganz Europa verbreiteten keltischen Stammes, und wie daraus die jetzigen Nationalitäten entstanden, wird nun nach den verschiedenen Ländern speciell geschichtlich entwickelt und zwar:

1. in Britannien mit den keltischen Britten, die Angelsachsen mit Gothen ꝛc. und den spätern Engländern, Pg. 269—290.

2. in Gallien mit den keltischen Galliern und den spätern Provencalen wie Franzosen, Pg. 290—311.

3. in Iberien mit den keltischen Iberiern, den eingedrungenen Phöniziern, Gothen, Arabern wie den spätern Spaniern und Portugiesen, Pg. 311—318.

4. in Italien mit den kelto-thrazischen Alt-Italiern, den spätern gräcisirten Römern und den jetzigen Italienern, Pg. 318—344.

5. in Germanien mit den keltischen Germanen, den eingedrungen Gothen und den spätern Teutschen, Pg. 344—382.

6. in Pannonien und heutigem Ungarn mit seiner ursprünglich keltischen, dann magyarischen, slavischen und rumanischen Bevölkerung, Pg. 382—385.

7. im alten Dacien (jetzo Beßarabien, Moldau, Walachei und Siebenbürgen) mit seiner ursprünglich kelto-thrakischen, jetzo rumanischen Bevölkerung, Pg. 385—396.

8. im alten Mösien (türkisch Serbien und Bulgarien) mit seiner kelto-thrakischen, jeßo meist slavischen Bevölkerung, Pg. 396—399.

9. im alten Thrakien (jeßo türkisch Rumelien) mit seiner kelto-thrakischen, jeßo rumanischen, slavischen und griechischen Bevölkerung, Pg. 399—404.

10. das alte Macedonien und Thessalien mit seiner kelto-thrakischen, jeßo rumanischen, griechischen und türkischen Einwohnerschaft, Pg. 404—407.

11. das alte Illyris und Epirus (jeßo Albanien) mit den frühern keltischen Illyriern und jeßigen Albanesen, Pg. 407—414.

12. das alte Hellas und Kleinasien mit seiner ursprünglich thrako-keltischen Einwohnerschaft, den phönizischen Eindringlingen und den spätern Griechen, Pg. 411—442.

13. das alte Cimerien und die bosporischen Reiche: Colches, Iberien, Albanien (jeßo zu Rußland gehörig) mit der kelto-cimbrischen, dann griechischen und scytisch-barbarischen Einwohnerschaft, Pg. 442—451.

14. die Massageten und Tschuden im heutigen Rußland, vom schwarzen Meere längs dem Ural und Altai, fast allein durch ihre, bis Indien hin verbreiteten Alterthümer bekannt, die sehr den keltischen Typus tragen.

Es ist hier die Skizze einer ethnographischen europäischen Völker- und Staatengeschichte dargelegt, ziemlich abweichend von allen bisherigen Darstellungen, wenn auch auf gleiche geschichtliche Thatsachen basirend, die den ungeheuren Einfluß des Keltenthumes nachzuweisen sucht, welches als Fundament der neueren Nationalitäten dastehet und eine Harmonie in die Geschichte von Europa bringt, wie man sie nirgends findet.

Kürzer ist behandelt:

1. die Geschichte des gothischen Stammes mit seinem Einflusse, besonders auf Germanien und Britannien, Pg. 451—502. und
2. die Geschichte des slavischen Stammes und seine große Verbreitung in Europa seit dem Mittelalter, Pg. 502—635.,

wo dargelegt wird, wie tief diese Stämme in die Geschichte von Europa und in das Keltenthum eingegriffen haben.

Ich trage das innere Bewußtsein, eifrigst und nur die Wahrheit gesucht und gewollt zu haben; gewiß ist im Einzelnen gar man-

cher Irrthum begangen, auf den es weniger ankommen wird, als auf die Wahrheit der großen, dem ganzen Baue zu Grunde liegenden Idee.

Die mächtigen Nationalitäten erscheinen in dieser Darstellung gleichsam als lebendige Individuen mit schwachen oder hoch begabten Geisteskräften, die unter Umständen sich zu starker physischer und geistiger Kraft entwickeln aber auch im Laufe der Zeit absterben können, gleich den einzelnen Menschen, wie es z. B. mit der ägyptischen Nationalität der Fall ist. Andererseits sehen wir die Nationalitäten und ihre Sprachen gleich den Individuen sich mischen und die Mischvölker sich wieder mischen, woraus neue und folgende Geschlechter entstehen, die in dem Verhältnisse aufblühen als die elterlichen vergehen, nie aber ihre Ursprungs-Elemente ganz ablegen.

Wie die einzelnen Menschen so sind offenbar auch die Nationalitäten nicht gleich organisirt, viele sind — als Nationalitäten nämlich — nicht fähig eine höhere Cultur anzunehmen und der Gedanke ist wohl thöricht: daß die ganze Menschheit einer gleich hohen Culturstufe zugeführt werden könne oder dazu bestimmt wäre. Wie nicht alle Menschen eines cultivirten Volkes zu gebildeten, feinen, gelehrten, klugen, patriotischen und moralischen Individuen heran zu bilden sind, so wird es sich ähnlich auch bei den Nationalitäten verhalten. Die Menschheit kann nun einmal gewisse Schranken auch der geistigen Cultur nicht überschreiten, sie kann als endliches Geschlecht nicht stets überall auf gleicher Höhe der Cultur stehen und gewisse schön klingende philantropische Speculationen stehen mit der nüchternen Geschichte in großem Widerspruche. Wie das Individuum altert und stirbt, so auch endlich die Nationalität. Immer war die Cultur speciellen Schwankungen unterworfen, stieg hier, fiel dort. Im großen Haushalte der Menschheit, wo Alles sich die Wage halten muß nach ewigen Gesetzen, wo Alles seine Zeit hat, wenn gleich nach Jahrtausenden gerechnet, muß es auch Zertrümmerer der Cultur geben, die dem Aufbau und Erhalten gegenüberstehen.

Mit traurigem Blicke verweilen wir bei den Trümmern in Persien, in Aegypten, Phönizien, in Kleinasien, Griechenland und Cimerien, wir stehen hier wie am Grabe großer Männer, beugen uns aber vor des Schicksales nothwendigem Walten! Die Menschheit bleibt — wie mir es scheint — im Allgemeinen stets dieselbe,

nur die nationalen Individuen, die einzelnen Völker, steigen und fallen, wie die menschlichen Individuen.

Es ist eine recht ansprechende, auch allgemein herrschende Ansicht, wie nicht allein die Germanen, Briten und Gallier, sondern alle Nationen ursprünglich wilde Völker gewesen wären, die sich allmälig seßhaft gemacht, zu immer höherer Culturstufe gelangt wären, so, daß sich erst Hirtenvölker, dann Ackerbauende, aus diesen industrielle und endlich höchst civilisirte gebildet hätten; dennoch scheint gerade diese Ansicht eine höchst irrthümliche, der alle Geschichte widerspricht; gewiß vergebens sucht man nach einem Beispiele, wo sich ganz wilde Völker in Ackerbauer, diese sich in industrielle und kunstreiche Nationen umgewandelt hätten. Sonderbarerweise erscheint die Cultur nicht als das Product einer stufenweisen Entwickelung aus den aller niedrigsten Anfängen, aus ganz rohen Zuständen, sondern die Geschichte der cultivirten Völker beginnt fast überall mit einer bedeutenden Cultur, die sich unter günstigen Umständen anders gestaltet, weiter entwickelt. Wie weit wir auch in der Geschichte zurückgehen, so hat es stets und immer Völker gegeben, die neben ganz rohen auf einer Culturstufe standen, die unserer jetzigen wenigstens gleicht. Ja die Cultur scheint früher selbst ausgedehnter gewesen zu sein, als in jetziger Zeit, denn sie hat nicht in Europa, nicht in Amerika gefehlt, verbreitete sich aber über die unermeßlichen Landstriche von Persien, Syrien, Abessinien, Aegypten, Phönizien, Nordafrica, Kleinasien, die Türkei, das südliche und westliche Rußland 2c., wo sie jetzo im Volke fast überall verschwunden ist.

Verfolgt man den ethnographischen Gesichtspunkt bis zu seinen äußersten Grenzen, so kommt man — glaube ich — auf zwei uranfängliche in sich differente Racen des Menschengeschlechtes, auf die africanischen Neger und auf die Nicht-Neger, die man als die weiße Race bezeichnen kann, wenn wohl hier eben so schwarzfarbige Menschen erscheinen als die eigentlichen Neger sind, denn nicht sowohl die Farbe, als der eigenthümliche Knochenbau unterscheidet diese Racen. Der eigentliche Neger ist wohl gebunden an sein heißes Klima, er vergehet in einem kalten, wie die weiße Race nicht gedeihet im Negerlande. Der einzelne Neger an sich, ist für die Cultur ganz wohl fähig, die Negervölker als solche, in ihrem Negerlande dürften es nicht sein, wenigstens blieben sie in den letzten Jahrtausenden unverändert. Ihr Wesen ist ein Pertinenz

des Klima's, das keine Cultur in unserem Sinne gestatten dürfte.

Wenn uns unsere paläontologischen Beobachtungen nicht trügen über die in unserer Erdrinde, aus einer ganzen Reihe von Erdperioden begrabene Thier- und Pflanzenwelt, so herrschte nicht stets dasselbe Klima auf Erden als es jetzo der Fall ist, sondern die ganze Erdrinde bis zum äußersten Norden scheint früher, bis zu der letzten Erdrevolution — der Sündfluth — ein ziemlich gleichmäßiges und sehr warmes, wenn auch nicht ganz tropisches Clima gehabt zu haben, wovon uns der Grund noch höchst dunkel ist. Würde es in jener Vorzeit, in der vorsündfluthlichen Epoche Menschen gegeben haben, wie es nicht unwahrscheinlich sein möchte, so könnten es wohl nur negerartige gewesen sein, die eben so wenig Bau- und Kunstwerke hinterließen als es die africanischen jetzo thun.

Die weiße Race, so genannt im Gegensatze jener Neger und abgesehen von der Farbe, geeignet Hitze und Kälte zu ertragen, deßhalb wohl ein Product der jetzigen Periode, ging schwerlich aus der Neger-Race hervor, ist vielleicht ein jüngeres Kind der Erde, das Resultat einer neuen Schöpfung. Wie dem auch sei, der Ursprung derselben dürfte immer in das centrale Asien, nach Indien und der Gegend umher fallen, hier scheint die Wiege zu liegen, aus welcher die weiße Menschheit hervorging, welche Asien, Europa, Nordafrica, Amerika und Australien bevölkerte, aber freilich mögen sehr lange Zeiträume verstrichen sein, bis die Wellen der Bevölkerung in die entferntesten Enden dieser Welttheile schlugen. Wenn man aber bedenkt, mit welcher außerordentlichen Schnelligkeit Nord-America vor unsern Augen nur durch einige europäische Länder seine, zum Theil schon sehr dichte Bevölkerung erhielt, dann kann man leicht analoge Verhältnisse des grauen Alterthumes begreifen. Ein solcher Abfluß nach Amerika scheint schon in sehr alter Zeit, aus dem übervölkerten Keltenlande statt gefunden zu haben, woher Amerika seine jetzigen Kunst-Alterthümer, seine untergegangene Cultur erhalten haben wird, woher vielleicht selbst die jetzige wilde, einheimische Bevölkerung stammt, wie Thl. II. Pg. 244. meiner Alterthümer näher angedeutet wurde. Es scheint als wenn in Amerika die Natur zu üppig wäre, um von einer civilisirten Menschheit dauernd überwältigt zu werden, was nur durch steten fremden Zufluß möglich sein mag. Ohne einen solchen bleibt

dort der Mensch nicht Herr der Natur, wird leicht von ihr erdrückt, erhielt allmälig den amerikanischen Typus, sinkt zum Wilden oder Schwächling herab. Die amerikanischen Wilden oder Urbewohner, die mehr und mehr ihren raschen Untergang finden, dürften nicht ursprüngliche wilde Völker sein, die auf der untersten Culturstufe stehen blieben, sondern vielleicht verwilderte Europäer und Asiaten. Wer weiß, ob nicht im Laufe langer Zeiträume, die Nachkommen der jetzigen europäischen Bevölkerung in Amerika, dereinst auch ihrerseits verwildern, wenn der stete Zufluß von Europa aufhört. Der bisherigen Erfahrung gemäß, verwildern jetzo dort viele einzelne Europäer, die aus innerer Lust mit den Wilden leben, aber die wilde Bevölkerung geht nicht in eine civilisirte über.

Von dem centralen Asien aus, dürften nach allen Seiten hin, nach China und die Mongolei, nach Persien und Aegypten, nach Rußland und Thrakien einst Colonien ausgegangen sein, die allmälig weiter und weiter vorrückten, die Cultur des Mutterlandes mitbrachten. Je nach Beschaffenheit des verlassenen Mutterlandes und besonders des neuen Vaterlandes mögen diese Colonien, allmälig einen eigenen Typus angenommen haben, einen andern in den asiatischen Steppen, als in dem warmen, fruchtbaren Thale des Nils oder in dem eisigen Lappland. Stets wird der Boden des Vaterlandes seinen mächtigen, wenn auch sehr allmäligen Einfluß ausüben, der wohl zurückgedrängt, kaum ganz verdrängt werden kann.

Die, den keltischen Typus tragenden Alterthümer, die Bauwerke, aufgerichteten Steine und Kunstsachen, die über fast ganz Europa verbreitet, besonders häufig auch in der Umgebung des schwarzen Meeres, die ziehen sich von hier längs dem Ural und Altai bis gen Indien, in welcher Erstreckung sie von einem, in der Geschichte ganz unbekannten, offenbar sehr alten, längst verschollenen Volke herrühren, welches wohl als Massageten oder Tschuden bezeichnet wird, ohne daß diese Namen geschichtliche Bedeutung haben. Diese Alterthümer geben einen gewiß sehr wichtigen Fingerzeig woher, und auf welchem Wege Europa seine erste Bevölkerung erhalten haben mag, nämlich diejenige, welche die ältesten Alterthümer, die mit keltischem Typus hinterließ.

Von Indien, oder von Central-Asien aus, werden daher im grauesten Alterthume mächtige Volksmassen, mehr und mehr westlich, wenn auch sehr allmälig, sich bewegt haben, die ganz cultivirt

und wohl streng in sich organisirt waren, mit einer sehr mächtigen Priester- und Adelskaste, mit denen alle europäischen Nationalitäten beginnen. Noch gegenwärtig ist die strenge, unantastbare Kasten-Eintheilung das Palladium der Hindu-Nationalität in Indien, welche trotz aller fremden Eroberungen Jahrtausende unverändert geblieben, an der sich alle Stürme der Zeiten gebrochen haben. Da wir nun als Grundlage der ältesten Verfassungen von fast ganz Europa eine ähnliche Kasten-Eintheilung finden, die wenigstens drei scharf gesonderte Stände zeigt, Adel, Priesterschaft und Volk, so können diese wohl indischen Ursprunges sein. Gegen diese Stände waren im Laufe der Zeit auch alle Revolutionen und zwar auf Nivellirung dieser kastenartigen Unterschiede gerichtet; war aber hierdurch die Volksfreiheit erreicht, so folgte auch bald die Vernichtung des Staates und absolute Despotie. Jene Wanderung aus Indien mit indischen Institutionen und indischer Kunst, muß in einer sehr frühen Zeit, lange vor aller Geschichte begonnen haben, war vielleicht ohngefähr gleichzeitig mit dem Vorgehen der semitischen Völker nach Phönizien, Aegypten, Arabien rc.

Diese sich westlich ausbreitenden Stämme erreichten so das schwarze Meer, in dessen Umgebungen die ersten Acte der europäischen Geschichte gespielt haben mögen, verbreiteten sich von hier, gewiß sehr allmälig, im Verlauf langer Zeiträume über ganz Europa als Thrakier, Germanen, Gallier, Briten rc. in deren Länder auch von andern Seiten andere Nationalitäten, wenn auch in wenig bedeutenden Stämmen kamen, wie Basken, Finnen und Slaven. Abgesehen von diesen geringen Elementen, wurde ganz Europa erfüllt mit einer einzigen Nationalität, welche den Namen der keltischen trägt, als die eigentlich europäische Nationalität betrachtet werden kann, die abgesehen von den dialectischen Unterschieden, gleiche Sprache, gleiche Sitten, gleiche Institutionen, gleiche Religion, Wissenschaft und Kunst hatte, überall eine höchst einflußreiche gebildete Priesterschaft, zu deren Attributen die Wissenschaft, Kunst und Schreibkunst gehörten, ferner einen mächtigen Adel mit fast allem Grundbesitz und Familien-Verbande. Dieser Verhältnisse und der gleichen Abstammung wegen, hinterließ diese keltische Nationalität, so lange sie ihre alte Religion hatte, gleiche Alterthümer, von Indien über Europa bis Amerika, deshalb beginnt die europäische Geschichte überall, in Thrakien, Griechenland, Italien, Gallien, Britannien und Germanien, mit einer einfluß-

reichen gebildeten Priesterschaft, mit einen mächtigen Adel aus alten Geschlechtern, während das Bürgerthum und die Industrie wenig begünstigt ist. Auf ähnliche Art, wie jetzo Nordamerika, mag vor vielleicht 6000 Jahren oder länger Europa allmälig von Volkshaufen bevölkert sein, die ursprünglich aus Indien stammten, indische Cultur hatten, dieses Land in vielleicht noch früherer Zeit verlassen hatten.

Je weiter sich diese keltische Nationalität nach Westen bewegte, hier immer fernere Lande besetzte, desto älter und vielleicht schwächer wurden wohl die östlichen Zweige, die allmälig als Beute zufielen den rohen, kriegerischen Nationen Asiens, die man im Alterthume unter dem gemeinschaftlichen Namen der skythischen begriff, unter deren Händen das civilisirte keltische Volk dortiger Gegend allmälig abstarb, so daß selbst jede Nachricht davon verschwunden ist. Wie die Geschichte zu dämmern anfängt, sind die keltischen Völker längs dem Altai und Ural ganz verschwunden, in der Gegend des schwarzen Meeres sind sie eben im Verscheiden, unaufhaltsam wird alles verwüstet, die Grenzen können kaum strichweise geschützt werden.

Nicht allein mit rohen, auch mit civilisirten Nationen kam das keltische Alterthum in Conflict, wurde dadurch mehr und mehr eingeengt. Große phönizische Volksmassen, theils Krieger, theils Industrielle, die lange Aegypten beherrscht hatten, nahmen bei ihrer Vertreibung, etwa 1600 v. Chr., Wohnsitze weit hin an den Küsten der keltothrakischen Völker, besonders in Kleinasien, Morea und den Inseln, sie vermischten und amalgamirten sich hier allmälig mit der seßhaften Einwohnerschaft, und nach einer Reihe von Jahrhunderten, unter vielfachen Revolutionen, war das alte Keltenthum mit seiner Aristokratie, mit seiner Sprache und Institutionen aber andererseits auch das phönizische Wesen mit seinen Eigenthümlichkeiten ganz verwischt und verschmolzen, es hatte sich eine neue democratische, republicanische, die griechische Nationalität entwickelt, in welcher alles Alte, Stabile in dem allgemeinen Staatsbürgerthume nivellirt war und unterging, sich dagegen im Bürgerthume eine große nationale Kunst und Industrie entwickelte. Ueppig wucherte dieses neue Gebilde, entzog dem Keltenthume bedeutende Landstriche, aber die Blüthe dauerte nicht lange Zeit, wurde vom eigenen Kinde, den Römern, abgepflückt.

Diese griechische democratische Revolution fand später ihren

Nachklang in Italien. Die kelto-thrakische Einwohnerschaft im alten Latium äffte sie auf eigene Hand und widerliche Art nach; sie warf ihr altes ehrwürdiges keltisches Wesen allmälig ganz bei Seite, schaffte die Priesterschaft ab mit der alten Volksreligion, auch den Adel mit den alten Familien, proklamirte die Republik mit dem gleichen, democratischen Staatsbürgerthume, gräcisirte Alles, auch die alte Volkssprache, die sich in die lateinische umbildete. Es fehlte hier aber das industrielle phönizische Element, was die Griechen so ausgezeichnet machte; Rom blieb ohne Industrie, ohne Kunst und Wissenschaft, vermochte nur sich an griechische Vorbilder zu halten; es trat dagegen als Militair-Staat auf, organisirte stehende Heere, die den keltischen Staaten fehlten, mit denen immer größere Eroberungen gemacht wurden, die aber zur Democratie nicht eigentlich passen, im Laufe der Zeit ihren Einfluß auch sehr geltend machten. Das römische Wesen bestehet wohl in einem gräcisirten und democratisirten Keltenthume, es drang an sich wenig in die unterworfenen Völker, die meist zähe an ihrem alten Wesen hingen, hielt sich mehr auf der Oberfläche. Die stets in sich zerrissene römische Republik hatte kein langes Leben, schlug bald in ein despotisches Kaiserthum über, welches die Militairmacht noch eine Zeit lang zusammen hielt, dann starb alles Römische, auch die lateinische Sprache schnell ab, die nur noch als Religions- und Gelehrtensprache außerhalb des Volkes ein kümmerliches Leben führte. Aber zur allmäligen Veränderung des Keltenthumes in Italien und Gallien, zur Herstellung ganz neuer Verhältnisse, trugen Römer und Griechen gewiß viel bei.

Seit etwa dem Beginne unserer Zeitrechnung kommt das Keltenthum in einen neuen eben so ernsten als erfolgreichen Conflict mit einer Nationalität unbekannten Ursprunges, die in Skythen, in der Umgebung des schwarzen Meeres Wohnsitze hatte, später unter dem Namen der gothischen bekannt wurde. Scharf organisirte tapfere gothische Kriegerschaaren, die kein Vaterland, oder dieses schon längst verloren hatten, suchten sich, von Osten her gedrängt, neue Wohnsitze, fochten zugleich mit den Römern, wie mit deren Feinden gegen sie, occupirten die thrakischen Länder, rückten dann, theils durch Sarmatien (Rußland), theils durch die Donau-Gegenden allmälig nach Germanien, Scandinavien und Britannien, in geringerer Zahl nach Italien, Gallien und Spanien vor, hatten wenigstens anfänglich gewiß schwere Kämpfe zu bestehen; sie über-

wanden die römische Macht und erhielten ihre neuen Wohnsitze theils durch Gewalt, theils durch Compromiß. Sie befreiten die Länder unter römischer Herrschaft von sehr drückenden Abgaben, wie von allem gezwungenen Militairdienste, führten überall Ordnung und Sicherheit ein. Gleich den Phöniziern der alten Zeit, wollten diese Gothen nicht für einen Mutterstaat Eroberungen machen, wie es bei den römischen Herren der Fall war, sondern für die eigene Rechnung eines jeden Einzelnen, der nun integrirender Theil des neuen Vaterlandes wurde, daher gegen das eroberte Land ganz anders stand, als der stets wechselnde römische Soldat. Wo sie zur Ruhe kommen, werden diese Gothen Herren des Landes, zugleich auch Insassen desselben mit festem Grundbesitz, bilden einen Militairstaat mit dynastischem Adel, machen allmälig ihre militairischen, feudalistischen, dynastischen Institutionen geltend, behindern übrigens die seßhaft gebliebene Einwohnerschaft nicht wesentlich in ihrem alt hergebrachten keltischen Wesen, setzen politisch die alten Staatsverhältnisse möglichst fort, bis diese sich allmälig auf eigenthümliche Art ordnen, größere Reiche entstehen. Wie einstens die Phönizier in den alt thrakischen Ländern, so amalgamirten sich, bei analogen Verhältnissen im Laufe von Jahrhunderten allmälig die Gothen mit den keltischen Germanen und Briten; auch mit den Galliern, Hispaniern und Italiern, zu neuen Nationalitäten, wobei ein großer, mächtiger Factor, das Christenthum, sehr wichtig gewesen sein dürfte, welches in dieser Zeit eine allgemeine Verbreitung erhielt; erst durch dieses wurde die keltische, die gothische und die griechisch-römische Religion verwischt, an ihre Stelle ein neuer Glaube gesetzt; die Priester aller jener Confessionen wurden meist wohl christliche, beförderten dadurch die Vereinigung der Nationalitäten und Sprachen.

So war auf den alten keltischen Stamm ein fremdes, ein gothisches Auge gepfropft und die aufschossenden jungen Zweige, die neuen Generationen, erscheinen nach Jahrhunderten als neue Nationalitäten, in Germanien und Britannien als die, in der Sprache mehr gothisirten Teutschen und Engländer, in Gallien, Hispanien und Italien als die mehr romanisirten Franzosen, Spanier und Italiener. Als die Volksliteratur dieser neuen Nationalitäten, besonders der teutschen beginnt, nach dem 8. und 9. Jahrhundert, da giebt es keine Heiden, keine Gothen mehr, selbst

die Erinnerung daran ist meistens verschwunden, wie auch die Griechen als solche nichts von ihrem Ursprunge mehr wußten.

Nachdem die kriegerischen Gothen die Kraft der keltischen Völker und Staaten gebrochen hatten, so erscheinen in ihrem Gefolge viele fremde Völkerschaften, die nun ihrerseits Eroberungen machen, sich neue Wohnsitze in den keltischen Ländern, im Rücken der Gothen suchen; besonders sind es finnische Völker (als Magyaren) und slavische, die in den östlichern Gegenden, durch Gewalt oder Compromiß große Landstrecken besetzen, wo sie sich aber mit der Einwohnerschaft nicht zu neuen Nationalitäten amalgamiren, ihr eigenthümliches Wesen nicht ablegen, es mehr auf die alte Einwohnerschaft übertragen. Merkwürdig ist die Zähigkeit, mit welcher die Magyaren, besonders aber die Slaven an ihrer Nationalität und Sprache hängen, die kaum überwunden werden kann; große Strecken des alten Keltenlandes sind im Laufe der Zeit ganz slavisirt.

Während in Germanien und Britannien das Gothenthum in der Sprache ein gewisses Uebergewicht über das Keltenthum erhielt, war dies weniger in Gallien, Hispanien und Italien der Fall, wo das Gothenthum mehr assimilirt zu sein scheint, während die lateinische Sprache einen größern Einfluß auf die Bildung der neuern Sprachen erhielt. Die neuen Nationalitäten, die hier aus der Verbindung fremder Elemente mit den alt keltischen Völkern hervorgingen, scheinen sich in der Sprache mehr romanisirt zu haben, die neue italienische, französische, provencalische, spanische und portugiesische Sprache, sind wohl nicht hervorgegangen aus der lateinischen Sprache, sondern wohl mehr aus den etwas lateinisirten, mit vielen fremden vermischten altkeltischen Landessprachen.

Durch alle erwähnten Ereignisse im Verlaufe von fast drei Jahrhunderten, besonders durch Vernichtung der alten keltischen Volksreligion, erscheint nun die Macht des alten Keltenthumes gänzlich gebrochen, überall waren aus der Wurzel zwar junge Zweige, aber anderer Art, als neue Nationalitäten aufgeschossen, das christlich gewordene Keltenthum war auf einige kleine Winkel von Europa zurückgedrängt, hatte hier seine Religion, selbst seine politische Herrschaft allmählig verloren, nur die Sprache gerettet, dürfte auch keine Lebenskraft mehr haben, die mit der alten Religion verloren sein wird; so stehet das Keltenthum nun ganz gealtert und zerknickt da, als schwacher Greis, der seiner gänzlichen Auflösung entgegen stehet, als uralte Ruine, deren letzter Stein schon

wanket. Tief aber ist dem Menschen, dem gebildeten wenigstens, die Ehrfurcht vor dem Alten und Ehrwürdigen eingeflößt, daher gebührt der Mutter fast aller jetzigen europäischen Nationalitäten und Sprachen wohl vor allen unsere Beachtung, Anerkennung und Verehrung. Geboren vielleicht in Indien vor etwa 6000 Jahren hat sie einen bedeutenden Theil der Zeitgeschichte unserer jetzigen Erdepoche erfüllt, hat Großes geleistet in den politischen und geistigen Verhältnissen, war ein vorzüglicher Träger der Geschichte, auch der Kunst und Wissenschaft.

Eine Zeit lang war es neuerlich Mode diese ehrwürdige Nationalität zu ignoriren, selbst zu verspotten, man wollte nichts wissen vom Keltenthume und lachte über die Keltomanen, doch wohl mit Unrecht, und nur um die eigene Unwissenheit zu bemänteln, nicht einzugestehen. Diese Zeit scheint glücklich überwunden, vielleicht findet das alte Keltenthum nun desto eifrigere Freunde, Anhänger und Bearbeiter, die den keltischen Studien ein stets regeres Leben einhauchen, die keltischen Alterthümer mehr beachten, als es jetzt geschiehet, die keltischen Elemente und Institutionen anerkennen.

Für die Geschichte von Teutschland, ja von Europa überhaupt erscheint gewiß das alte heidnische Germanien als ein sehr wichtiger Mittelpunkt, denn so lange wir dieses in ethnographischer und historischer Hinsicht nicht aus dem richtigen Gesichtspunkte ansehen, werden wir nie eine klare Einsicht erhalten über die Gestaltung der spätern teutschen und überhaupt der europäischen Verhältnisse. Ohnleugbar ist wohl unsere vorteutsche, die germanische Geschichte, zur Zeit in einem recht trostlosen Zustande gewesen, woran theils die Mangelhaftigkeit der Quellen, theils die gewiß höchst einseitige Behandlung Schuld hat, da man von dem Keltenthume gar nichts wissen will, alles in Germanien von Urzeiten her teutsch gewesen sein soll. Die so gelehrten Arbeiten von Grimm über altteutsches Wesen verlieren einen großen Theil ihres Werthes, weil Alles für ganz specifisch Teutsch angesprochen wird, auch wenn es offenbar Keltisch ist, wenn wir dasselbe in allen benachbarten keltischen Landen finden. Ueber die Umbildung der alten Germanen, die doch am Rheine wenigstens auch anerkanntermaßen Kelten waren, in Franken und Teutsche, wissen unsere meisten Historiker, w. z. B. der so gefeierte Luden, nichts mehr zu sagen, als daß an die Stelle der alten Staats-Conföderationen Germaniens neue, anderartige derselben Völker getreten wären; wie aber — fragt man — können

allein durch eine Veränderung solcher Conföderationen neue Völker, Nationalitäten, Sprachen, Sitten und Institutionen entstehen?

Ueber die alte Geschichte Germaniens und der germanischen Völker beabsichtigte ich ein ausführliches Werk herauszugeben zu dem Vieles vorgearbeitet wurde, doch ist allmählig die Lust dazu erkaltet und schwerlich wird die literarische Thätigkeit dazu wieder erweckt werden, allein dieses Vorhaben führte mich dazu, vorzüglichen Fleiß auf das Studium der Germania des Tacitus zu verwenden.

Diese Germania ist ja das einzige Werk des classischen Alterthumes, welches ausschließlich über das alte Germanien handelt, das auch als ein liber aureum eine höchst allgemeine Verehrung genießt, besonders da es von manchen Tugenden der Germanen spricht, die unserer Eitelkeit schmeicheln.

Auffällig wurde mir zuerst die Erwähnung mehrerer germanischer Völker, welche die andern classischen Autoren nicht in Germanien kennen, die aber in einer viel spätern Zeit als gothische eine sehr wichtige Rolle in ganz andern Gegenden spielen, die hiernach schon zu Zeiten des Tacitus als alte Völker in unserm Vaterlande seßhaft gewesen wären. Hierdurch zuerst stutzig gemacht, wurde der blinde Glaube an die Wahrhaftigkeit erschüttert; ich studirte das Buch nun genauer, als man es sonst wohl thut, prüfte jede einzelne Nachricht, jeden Satz mit möglichster Unparteilichkeit und Umsicht. Je weiter ich so vorrückte, je größere Zweifel erhoben sich an die Wahrhaftigkeit des Inhaltes, an die Aechtheit des Buches; fast jeder Satz der Germania erschien mir bei gehöriger Beleuchtung als ein nichtssagender, als ein zu viel oder zu wenig sagender, oder im Widerspruch stehend mit einem andern Passus, oder mit sonstigen Nachrichten der Literatur, erhielt auch wohl etwas ganz Unverständiges. Gegen jeden Satz ließen sich Einwendungen aufstellen, die mir von Gewicht schienen; mit den historischen Schriften oder den Annalen des Tacitus wollte sich gar kein Zusammenhang auffinden lassen, es schien mir ganz unmöglich, wie ein so eminenter Historiker als Tacitus, der Verfasser der Annalen aus der römischen Geschichte, auch der Verfasser einer so unbedeutenden nichtssagenden Broschüre, wie die Germania sich zeigt, sein könnte, die mit den Annalen mehr in Disharmonie, als in irgend einem Zusammenhange stehet. Selbst einem spätern römischen Schriftsteller schien mir diese Schrift kaum beigelegt werden zu können. Indem ich nun näher in die Geschichte des Buches als solches einging, bis zur ersten Ausgabe und den

ältesten Manuscripten zurückging, zeigte sich, wie diese Germania erst im Laufe des 15. Jahrhunderts und zwar unter den allersonderbarsten und zweifelhaftesten Verhältnissen in Italien zu Tage gekommen ist, so daß z. B. das Original-Manuscript, von dem alle vorhandenen Abschriften herrühren sollen, gar nicht vorhanden ist, wahrscheinlich nie vorhanden war. So war ich wieder in ein ganz neues Feld gerathen, in die Philologie, wohin ich so ganz absichtslos getrieben bin. Aber freilich ist es nicht die eigentliche Philologie, das Sprachliche, was ich hier erörtert habe, sondern nur der Inhalt der Schrift, und dies kann geschehen ohne große philologisch-sprachliche Kenntnisse.

Meiner unvorgreiflichen Ueberzeugung nach, kann diese Germania wegen ihres Inhaltes und ihrer zweifelhaften ersten Erscheinung nicht von dem Historiker Tacitus herrühren, sondern nur als ein Produkt des 15. Jahrhunderts betrachtet werden, als ein untergeschobenes, falsches Machwerk ohne Werth, welches keine Beachtung verdient.

In meiner Schrift:

des Tacitus Germania,

welches die erste Abtheilung des dritten Bandes meiner keltischen Alterthümer bildet, Halle 1851 Pg. 1—187., habe ich diesen Gegenstand, der allerdings in das germanische und dadurch in das keltische Alterthum tief eingreift, näher erörtert, eine teutsche Uebersetzung der Germania geliefert, begleitet von einer kritischen Beleuchtung eines jeden einzelnen Passus derselben, nebst einem Vorworte und einer Nachschrift, wo die specielleren Gründe entwickelt sind, nach welchen diese Schrift für werthlos und untergeschoben, für ein Produkt des 15. Jahrhunderts gehalten wird.

Ein solches Urtheil ist — so viel ich weiß — noch von Niemanden ausgesprochen und erscheint um so kecker, da es von einem Dilettanten der Wissenschaft ausgehet und da man sehr allgemein einen ganz besondern Werth auf dieses Buch legt, an dessen Wahrhaftigkeit nicht gezweifelt wird, und so stehe ich wieder mit der herrschenden Ansicht in directer Opposition. Ich kann im Irrthume sein, mich getäuscht haben, auf jeden Fall stehet mir die allgemeine Meinung entgegen und ich muß es nun abwarten, ob Jemand es der Mühe werth hält, mich zu widerlegen; aber im Laufe der Zeit, da wird es sich wohl herausstellen, ob meine Gründe und Behauptungen so ganz aus der Luft gegriffen und werthlos sind oder nicht.

Sollte sich auch ferner die allgemeine Meinung für die Aechtheit der Germania aussprechen, so glaube ich doch, daß meine Anmerkungen und Erläuterungen zu derselben einigen Werth behalten werden, da hier manche ganz neue Gesichtspunkte dargelegt sind.

Hiermit dürfte zur Zeit meine schriftstellerische Thätigkeit auf dem Felde der Wissenschaft beendet sein, wohl schwerlich weitere Lebenszeichen geben, gern überlasse ich jüngern Kräften die Arena, aber altersschwach und am Rande des Grabes stehend, kann ich mit wohl ziemlich unparteiischem Auge übersehen und vielleicht beurtheilen, was ich geleistet, wie dieses sich gebildet hat, auch einen prüfenden Blick auf die Vergangenheit und in die Zukunft werfen.

Wenn ich wohl weiß, daß mich die Natur nicht mit besondern Geistesfähigkeiten, nicht mit großem Verstande und Scharfsinn ausgestattet hat, so kann ich mir doch in Wahrheit das Zeugniß geben, dafür während meines ganzen Lebens unendlich fleißig gewesen zu sein, als Jüngling, als Mann und als Greis; nie habe ich meine Zeit, auch meine Gesundheit vergeudet, nie Freude an der Karte oder sonstigen Spielen gefunden, obwohl ich schon früh alle Spiele lernen mußte, was mein Vater wünschte, auch wohl ganz räthlich war; jede andere Unterhaltung gefiel mir besser als das Spiel, in welchem ich auch nie Glück hatte. Von Jugend auf war mir eine große Regelmäßigkeit in Ausfüllung der Zeit eigen und meine Pünktlichkeit wurde im Alter eine fast übertriebene. Da ich meist gar keine eigentlichen Berufsgeschäfte hatte, mich auch von allen Ehren-, Communal- und Gesellschafts-Aemtern möglichst zurückzog, so vermochte ich über viele Zeit zu disponiren, aber gewiß wird auch selten Jemand in allen Fächern der Wissenschaft so viel gelesen und niedergeschrieben haben, als ich im Laufe meines Lebens; denn abgesehen von den gedruckten Schriften, Abhandlungen und Recensionen, sind meine mehr oder weniger ausgeführten Entwürfe von unvollendeten Werken und meine Collectaneen sehr bedeutend, so viel auch schon vernichtet ist.

Die Wissenschaft läßt sich aus zwei wohl gleich berechtigten Gesichtspunkten behandeln, aus dem rein speciellen, beobachtenden und dem generellen, speculativen, die zusammen vereint erst in ihrer Durchdringung zur Klarheit führen dürften. Es bestehet die Natur wie jedes Individuelle aus lauter speciellen Theilen und Gegenständen, deren genaueste Kenntniß eben so wichtig als unerläßlich ist; aber andererseits sind diese Specialitäten in immer höhern

Kreisen zu immer größern Ganzen verbunden, die in dem höchsten Ganzen, am Ende im allgemeinen Leben ihr Centrum, ihre Bedeutung finden. Die kahle Beobachtung des Einzelnen, die reine Speculation über das Ganze bedingt nur eine einseitige Behandlung des Gegenstandes; aber der innige Zusammenhang des Einzelnen zu dem Allgemeinen und Ganzen, die stete Beziehung des Speciellen auf das Generelle und Allgemeine, scheint mir das eigentliche Wesen der Wissenschaft zu bilden. Unter Philosophie verstehe ich nicht die leere Speculation, das bloße geistige Grübeln über die Natur der Dinge, sondern das Erkennen der Dinge und jedes Ganzen als ein, aus Specialitäten bestehendes Generelle oder Ganzes, und das Erkennen der Beziehungen des Einzelnen zum Ganzen und des Ganzen zum Einzelnen. Jeder Gegenstand kann daher philosophisch oder wissenschaftlich, das heißt in Beziehung des Speciellen zum Generellen behandelt werden, und in diesem Sinne habe ich mich bestrebt die Gegenstände, auch die sogenannte anorganische Natur zu behandeln, so eine Naturphilosophie zu geben, wie später ein: Philosophie der keltischen Archäologie und der Ethnographie, oder wenigstens Beiträge dazu. Was ich auch untersuchte oder beschrieb, mochte es die Geognosie einer ganz speciellen Localität, oder die Erörterung localer Alterthümer, oder die Sprache eines Volkes betreffen, stets und immer hatten diese Arbeiten einen solchen philosophischen, wissenschaftlich-speculativen Anstrich, wurden stets mit den allgemeinsten Beziehungen in Zusammenhang gebracht, wobei wohl manche Fehlgriffe gar nicht ausbleiben konnten. Gerade die Hinweisung auf die höchsten, allgemeinsten Beziehungen, die stets einen gewissen speculativen Charakter tragen, sind nicht jedermanns Sache, um so mehr, da über diese sehr verschiedene Grundansichten herrschen, daher ist gegenwärtig diese philosophische Betrachtung keine gerade sehr beliebte, zur Zeit gar wenig in der Mode, besonders da die Naturphilosophie — wenn auch in ganz anderm Sinne als die meine — sich keinen großen Ruhm erworben hat. Wie ich wohl weiß, habe ich mir durch meine philosophischen Betrachtungen und Ansichten schwerlich viele Verehrer erworben, denn die Beschränkung auf das bloß Einzelne findet mehr Anklang, als die Specula tion über dessen Einfügung in das Universelle. Aber mein Geist hatte einmal diese wissenschaftliche Richtung, trieb mich in dieser fort.

Mir ist es allerdings ein recht großer Genuß, ein sehr werthvolles Gefühl, wenn ich mir über alle bearbeiteten Gegenstände,

über Geognosie, Geologie, Physiologie der Erde, wie über Archäologie, Ethnographie, Sprachkunde und Geschichte, mein eigenes System aufgebauet habe, in welchem ich Alles im innigen harmonischen Zusammenhange mit philosophischem Auge zu sehen glaube, so klar wie vielleicht wenig Andere; Natur und Menschengeschlecht haben für mich eine gewisse Durchsichtigkeit und Harmonie, wie vielleicht für wenige Menschen, so wie, daß ich zu solcher Anschauung gekommen bin, nicht durch leere Speculationen, sondern durch die genaue Untersuchung der allerspeciellsten Verhältnisse, wodurch ich ein sicheres Fundament erhalten zu haben glaube.

Alles dieses gewährt mir Vergnügen und Genugthuung, aber andererseits ist damit auch das Gefühl einer gewissen Isolirung verbunden, deßhalb eben, weil meine Ideen sehr isolirt stehen, den herrschenden meist entgegentreten, für die Welt einen gewissen paradoxen Anstrich haben, der mehr abstößt als anzieht.

Auch im geselligen Leben hatte ich die, mit jedem Jahre sich mehr ausbildende Neigung, mich zu isoliren, von der Gesellschaft mich mehr und mehr zurückzuziehen, früher um viel Zeit zu den Studien zu gewinnen, später, weil ich es am behaglichsten, am ungenirtesten in der Studirstube, überhaupt in der Häuslichkeit fand, wo ich mich der größten, fast übertriebenen Pünktlichkeit unterwarf.

Gern bescheide ich mich, daß die eigenthümlichen Ansichten und Theorieen, die in meinen Schriften entwickelt wurden, theils — wie alle menschlichen Gebäude — ihre schwache, ihre irrthümliche Seite haben mögen, theils zu wenig Anklang fanden, weil sie den herrschenden, durch die Mode einmal eingebürgerten Ansichten widersprechen, ob sie aber deßhalb falsch sind, scheint mir noch sehr zweifelhaft. Während ich in meinem Fache alles zu lesen und mit unparteiischem Auge zu prüfen bestrebt war, so ist dies wohl nur bei Wenigen der Fall, denn die meisten folgen blind den Autoritäten, und der in seinem Fache ergraute Gelehrte, der in seine Theorie einmal eingelebt ist, ignorirt und legt gern zurück, was dieser nicht anspricht. Erst im Laufe längerer Perioden kommen entgegengesetzte Theorieen zur Geltung, wenn sie ein sicheres Fundament haben, oft wohl modificirt und unter andern Namen; doch bringt auch die Wissenschaft ganz verschollene Namen älterer Zeit zur Achtung und ich selbst habe z. B. den Namen Füchsel (geb. 1722 † 1773) wieder belebt, ihn als den vorzüglichsten Schöpfer der deutschen Geognosie hingestellt, dessen Ruhm Werner erndtete,

so ganz vergessen dieser Name auch in der Wissenschaft war. Möglich ist es, daß auch meine jetzo so isolirt stehenden Ansichten, z. B. über das Keltenthum, über die Metamorphose der Gestirne, über den Plutonismus und Vulkanismus, über die Bildung des Materiellen unseres Erdkörpers rc. später einmal allgemeine Anerkennung finden, aber wenn das auch nicht geschehen sollte, so werden sie doch vielleicht manche specielle Prüfung und Untersuchung der Verhältnisse veranlassen, in der Geschichte der Wissenschaft dadurch doch einigen Werth erhalten.

So stehe ich mit Befriedigung am Rande des Grabes, mit dem Bewußtsein, im bürgerlichen Leben wie in der Wissenschaft nur Gutes und Wahres gewollt zu haben, nach Kräften in meiner Sphäre gewirkt, nie hochmüthige, eigennützige Gelüste gehabt zu haben. Meine Rechnung mit der Welt ist abgeschlossen, jede Minute bin ich bereit abzutreten, kann es mit gutem Gewissen.

Indem ich mit Ruhe in die Zukunft sehe, vermag ich bei hohem Alter ziemlich unbefangen in die Vergangenheit zu schauen, auch einen geprüften Blick in die Verhältnisse der Gegenwart zu werfen, denn ein geschichtlicher, an den wichtigsten Ereignissen unendlich reicher Zeitraum von mehr als 60 Jahren ist von mir durchlebt, in welchem zwei Generationen der Menschheit abblüheten, wo viel ausgeführt, viel für die Zukunft vorbereitet wurde, und mit diesen persönlichen Erfahrungen liegen zugleich die Resultate der Geschichte von mehreren Jahrtausenden vor mir.

Ohne Zweifel ist die Zeit, die ich durchlebte, eine geschichtlich und thatsächlich sehr wichtige, reich an den merkwürdigsten, sehr tief greifenden, höchst bedeutungsvollen Ereignissen. Zwei Momente sind es vor Allem, welche diese Periode charakterisiren: die Revolution in Frankreich und die Entwickelung der Industrie in Teutschland.

Frankreich hatte im Laufe der christlichen Zeitrechnung noch recht viel behalten von seinen geschichtlich tief begründeten, auch kelto-gallischen Einrichtungen; zwar wurde früh schon eine stehende Armee gebildet, zwar waren früh schon alle kleinen Dynastieen und Staaten vernichtet, alle Macht endlich im unumschränkten Königthume (besonders seit etwa 1700) concentrirt; aber der Staat und die Arbeit war noch gehörig organisirt, es gab Stände, den Adel, die Geistlichkeit, den Bürger, Bauer und Tagelöhner, es gab Innungen oder Zünfte mit Lehrburschen, Gesellen und Meistern, der Grund

und Boden des Landes war großen Theils in festen Händen, gehörte meist dem alten Adel und der Geistlichkeit, war unveräußerlich. Diese alten Zustände hatten allerdings ihre Inconvenienzen, dennoch war Frankreich sehr mächtig und blühend, stand auf der höchsten Stufe der Cultur, die Sprache, die Mode, die Wissenschaft der Franzosen war überall tonangebend.

Das Königthum, das alle Schranken überschritten, ein ganz absolutes geworden war, andererseits der Einfluß der Literatur und philosophisch abstracter Betrachtung, mögen die vorzüglichsten Hebel gewesen sein, die einen Umschwung der Dinge herbeiführten, der sich um die Zeit meiner Geburt vorbereitete, 1789 mit Berufung der National-Versammlung begann.

Vor meinen Augen wiederholte sich, im Laufe der Zeit, aber in sehr schnellen Acten, das ganze Drama der alten griechischen und römischen Revolution, mit ihren scheußlichen, auch großen Momenten. Das Ende dieses Volks-Dramas in Frankreich, ob nah oder fern, kann kaum ein anderes sein, als in Rom und Athen, muß wohl schließen mit grimmigster Despotie. Wie in Athen, wie in Rom wurde auch in Paris das Königthum und der Adel, die Religion und die Geistlichkeit durch Volksdecrete abgeschafft, man riß alle bestehenden Schranken nieder, die Familiengüter wurden den alten Stämmen entzogen, für mobilisirtes Privat-Eigenthum erklärt oder confiscirt, das feste Besitzthum der Krone, der Kirche, der Geistlichkeit kam als freies Eigenthum in die Hände des Staates und der Privaten, alle Stände wurden in dem idealen, freien, gleichen Staatsbürger nivellirt. Wie das Innere des Staatswesens wurde auch die Arbeit vollkommen desorganisirt, man vernichtete alle Arbeiter-Corporationen in den Innungen und Zünften, wie es mit den Staats-Corporationen geschehen war, es gab keine Lehrzeit, keine Meister und Gesellen mehr, sondern nur freie Arbeiter, man löste ein Patent und konnte treiben was man wollte, wie man es wollte, neben dem Arbeitgeber stand der freie Arbeiter durch nichts Aeußeres gebunden, gefesselt und beschränkt. Dieses Panier der Freiheit und Gleichheit, das auf sehr blutiger Basis ruhete, freilich auch jede Entwicklung zuließ, jedem Talente freien Spielraum gab, hatte anfangs große Erfolge, bald wurden auch weite kriegerische Eroberungen gemacht, dadurch dem Nationalstolze sehr geschmeichelt; die Industrie nahm einen mächtigen Aufschwung, Alles, wie es vor Alters in Rom und Athen gewesen war, nur da-

mals mit viel weniger Hast und Eilfertigkeit als in jetziger Zeit, daher auch von längerem Halt. Ohne sichere, feste Organisation, wo alle Theile scharf ineinandergreifen, kann keine Maschine, am wenigsten die eines Staates bestehen; man debattirte und decretirte auch Organisationen und Constitutionen, eine nach der andern von diesen wurde zu Papier gebracht, sollte Alles befriedigen, ewig unverbrüchlich sein und keine hatte Dauer. Die französische Republik, die goldene Berge, allgemeine Zufriedenheit, unendlichen Wohlstand versprach, hat nun fast 60 Jahre bestanden, abgesehen von den Intervallen, in welchen die monarchische Regierung die Wunden zu heilen suchte, welche die republikanische geschlagen hatte, doch gewinnt man mehr und mehr die Ueberzeugung, wie eine Republik für Frankreich ohne Lebensfähigkeit ist, wie die allgemeine Freiheit und Gleichheit große Uebel sind, wie am Ende jede monarchische, selbst die absolute Regierung besser als die republikanische ist; der allerliberalsten aller liberalen Regierungen ist jetzo (Decbr. 1851) unter sehr allgemeiner Zustimmung die illiberalste mit einem Säbelregimente gefolgt, deren Dauer und Folgen man erwarten muß, wäre aber dieses nicht erstanden, so würde dagegen, wie nicht unwahrscheinlich, das socialistische Proletariat zur Regierung gekommen sein, mit seinen scheußlichen Folgen, mit der beabsichtigten Vernichtung oder Mißachtung des Eigenthumes, das eben seinen Ursprung nimmt aus der Desorganisation des Staates und der Arbeit, welches aber nie und nimmer sich dauernd halten kann, stets bald der Despotie weichen muß.

Also mit dieser Freiheit und Gleichheit, mit diesem Nivelliren der Stände in ein ideales Staatsbürgerthum, mit der Mobilisirung alles Grundeigenthumes, mit der Entfesselung der Gewerke von allen Stufen und Schranken, mit der Regierung des Bürgers, Bauers und Proletariers, mit der Herrschaft der Massen und der Industrie, damit geht es in Europa schwerlich, damit kann kein sicheres stabiles Staatsgebäude aufgeführt werden, das lehrt die alte und die neueste Geschichte, damit kann wohl ein kurzer schillernder Glanz erreicht werden, aber sicher sind die verderblichsten Folgen. Immer hat sich die monarchische Verfassung, mit aristocratischen Principien und durchgreifender scharfer Organisation, als die stabilste und beste erwiesen.

Die Natur ist nicht auf Gleichheit, sondern auf Ungleichheiten, auf Gegensätzen und Differenzen basirt, selbst die Menschheit

als solche beruhet auf diesem Principe der Ungleichheit, auf Mann und Frau, Kind, Mann und Greis, Klugheit und Dummheit; wie soll es einen Staatskörper geben, wo alle gleich, gleich berechtigt sind. Diese Idee ist an sich eine offenbar unsinnige, da sie eine unausführbare ist. Schranken und Beschränkungen müssen vorhanden, müssen gegeben sein, daher auch offenbar Berechtigungen und Vorrechte. In der Verschiedenheit der Berechtigung liegt wohl die Organisation des Staates, ohne welche er nicht bestehen kann und in welcher die Verschiedenheit der Stände ein Haupt-Moment spielt, wenn der Staat Stabilität erhalten und behalten soll. Staaten, die alle Stände in das Staatsbürgerthum nivelliren, haben sich nie lange gehalten, wie wir es auch an der neuesten Geschichte von Frankreich sehen. Die Idee Alles zu basiren auf Gleichheit und Kopfzahl-Majoritäten, ist in der Praxis wohl die widersinnigste, die es geben kann, wenn sie vollkommen durchgeführt werden sollte. Weil wir Menschen an sich nicht gleich sind, können wir auch wohl im Staate nicht gleich berechtiget sein, um so mehr, da der Staat nicht bloß Menschen an sich, mit zwei Armen braucht, sondern auch Gelehrsamkeit, Geld und dergleichen, was nicht Jedermann besitzt. Wir müssen daher wohl eine Organisation des Staates durch Unterschiede und Schranken haben, wir müssen daher wohl Stände, Innungen, Adel, Bürger und Bauern, Befehlende und Gehorchende, Herren und Knechte haben, uns die damit verbundenen Inconvenienzen gefallen lassen, damit durch die allgemeine Nivellirung nicht noch größere Uebelstände hervortreten. Der Adel- und Priesterstand sind wohl so nothwendige, so alte Elemente des Staates, als der Bürger- und Bauernstand. Jetzo hat der Bürger und Bauer den an der Kopfzahl viel geringern Adel beraubt, ist herrschend geworden, oder hat das Bestreben es zu werden, es ist wohl die natürliche Folge: daß früher oder später das noch zahlreichere Proletariat, das wenig mehr als seine Arme besitzt, nun seinerseits auftritt, zur Herrschaft zu kommen sucht, den Bürger und Bauer ausraubt, gegen das Eigenthum überhaupt zu Felde zieht, alles theilen und gleichmachen will. Das ist die Idee der rothen Republik, die das Nivellirungs-Princip nicht halb, sondern ganz und consequent durchführen will, nicht bloß dem Adel und Priester, auch dem Bürger und Bauer zu Leibe geht, ihm von seinem wohlerworbenen Eigenthum entkleiden will, wozu er theoretisch dasselbe Recht haben dürfte, das seinerseits der Bürger gegen den Adel geltend machte.

Nur wenn der Adel in seinen alten und wohlerworbenen Rechten geschützt dasteht, hat auch der Bürger erst Sicherheit wegen seines Eigenthumes.

Man weist so oft und gern auf Nordamerika, als auf ein Land, welches im höchsten Aufblühen ist und keine Verschiedenheit der Stände hat, wo Jeder sich frei entwickeln und thun kann was er will, gleich berechtigt ist. Ganz abgesehen davon, daß dies nicht vollkommen wahr ist, die Neger und Sclaven ganz außer dem Gesetze stehen, und daß die dortigen Verhältnisse eine sehr große Schattenseite haben, so ist ja Nordamerika kein europäisches Land und kein ausgebildeter Staat, sondern ein im Werden begriffener, der noch in den Kinderschuhen steckt, der eben heranwächst durch die Hunderttausende, die jährlich aus einigen Theilen von Europa dorthinströmen. Hat jenes Land erst seine Kinderschuhe ausgetreten, hören die Zuflüsse auf, steht es auf eignen Füßen, dann wird und kann es nicht bei seinen jetzigen Einrichtungen bestehen, und es dürften sich Zustände entwickeln, den europäischen sehr ähnlich.

Die bittere Erfahrung in unserem Nachbarlande hat uns nicht klug gemacht, wir in Teutschland, wir in Preußen mußten auch in den Freiheits-Ideen, in der Revolution den Franzosen nachäffen, waren auf dem besten Wege zur Republik, auch zur blutrothen, zur wirklich gleichmachenden, von der wir nur einen kleinen Schritt noch entfernt standen, wenn nicht ein kräftiges Halt! von oben herab geboten wäre.

Der Schrei noch Fortschritt, nach unaufhaltsamem, unbegrenzten Fortschritt und nach Reformen, welche nur die Zertrümmerung alles Bestehenden verlangten, ohne etwas solideres und besseres hinstellen zu können, der Schrei nur nach Berechtigungen ohne Verpflichtungen, nach Freiheit und Gleichheit ertönte dem erfahrenen Manne als ein unheilvoller ins Ohr, aber mit raschen Schritten begann die Umwälzung, die das Land, die alles ins Verderben stürzen mußte. Entgegentreten kann man diesen bösen Folgen nur im Festhalten des Bestehenden, in der Reaction.

Es ist mit der Industrie eine schöne Sache, sie hat sehr glänzende Seiten. Ich habe die ersten Chausseen hier bauen, die ersten Schnellposten hier fahren sehen, zu meiner Zeit wurde die erste Dampfmaschine in Deutschland (bei Burgörner in Mansfeld) errichtet, die ich arbeiten sah, vor meinen Augen entfalteten sich die Eisenbahnen wie die magneto-electrischen Telegraphen; ich sah

die großen Bierbrauereien, die Zuckerfabriken, die Papierfabriken und andere große industrielle Anstalten entstehen; die Gewerbefreiheit wurde proclamirt und eine große Zahl von Gewerbetreibenden begannen ihr Geschäft, viele fallirten recht bald wieder. Alle jene Einrichtungen und Unternehmungen haben viel Angenehmes und Gutes, es hat sich die Industrie sehr gesteigert, es haben sich in noch höherem Grade die Industriellen vermehrt. Die Stadt Halle hat zugleich ein ganz anderes Ansehen dadurch erhalten, daß in den Hauptstraßen wenigstens fast jedes Haus einen schönen Laden zeigt mit Schaufenstern, die den Käufer locken sollen, aber auch einen hohen Miethzins kosten. An allen Gewerben und Gewerbtreibenden ist Halle und so jede Stadt im Preußischen unendlich reicher als früher. Hat aber diese glänzende Außenseite auch einen realen Kern, hat diese Industrie, diese Freiheit der Gewerbe uns zufriedener, uns glücklicher und reicher gemacht? ist sie für ein Glück oder für ein Unglück zu betrachten? Ich glaube, daß eher das letztere der Fall ist; ich glaube, daß früher mehr reeller Wohlstand, viel mehr allgemeine Zufriedenheit vorhanden war, als es jetzo der Fall ist, die Industriellen selbst, fortwährend bedrängt durch die immer sich vermehrende Concurrenz, durch immer neue Erfindungen und weitere Fortschritte der Industrie, können kaum das behagliche Gefühl der Sicherheit genießen, schweben in steter Besorgniß, und der Nicht-Industrielle muß solide, gute Waare meist so theuer als früher bezahlen, hat wohl wenig gewonnen. Der Einzelne, begünstiget durch Glück, Verstand, Geldmitttel und dergleichen, kommt oft rasch zur Wohlhabenheit, selbst zu großem Reichthume, aber die Masse der Industriellen, vielleicht $^{9}/_{10}$ der Schneider, Schuster, Bäcker, Fleischer 2c. befindet sich in einer traurigern Lage als früher. Es ist ja auch ganz natürlich, wie eine begrenzte Zahl der Industriellen, die mit der Zahl der Abnehmer in einem gewissen Verhältnisse steht, sich viel wohlhabender und behäglicher finden muß, als eine ganz unbegrenzte Zahl. Die Industrie auf dem Lande, vorzüglich die der Zuckerfabriken, die den Bauernstand vernichtet, die Knechte und Mägde verdirbt, muß von den verderblichsten Folgen sein.

Wohl über alle Zweifel gewiß ist: daß mit zunehmender Industrie und durch die Gewerbefreiheit sich die Armen und die Proletarier in gleicher Progression gemehrt haben; die Armuth, wie die Unzufriedenheit, in der Stadt wie im ganzen Lande ist unge-

heuer gewachsen, und zugleich erhöhen sich die Abgaben. Sonst waren die Armen angewiesen auf die freiwillige Mildthätigkeit, diese reicht nicht mehr aus, jetzo muß ihnen das Nöthige gereicht werden, was durch kaum erschwingliche Abgaben aufzubringen ist. Bisher hatten wir auf dem Lande, in den Dörfern noch kein eigentliches Proletariat, keine Almosenleute, oder wenigstens nur als seltene Ausnahme; aber die Industrie wird auch hier die Armuth, das Proletariat und die Unzufriedenheit hinführen.

Wie bei uns ist es auch anderwärts, in Frankreich, in England, überall da, wo die Industrie zur hohen Blüthe kommt. Je geringer in einem Lande, in einem Orte die Industrie ist, je weniger giebt es wohl Arme, die auf die öffentliche Mildthätigkeit angewiesen sind, wovon z. B. Mecklenburg, Hannover, Holstein, Oldenburg ꝛc. Beispiele sind. Durch die Fabriken wird der wichtige Stand der Dienenden, ohne welchen die civilisirte Gesellschaft nicht bestehen kann, sehr erschüttert und verschlechtert. Der Dienende bleibt im Allgemeinen stets unter der Aufsicht der Herrschaft, wogegen der, im Allgemeinen besser bezahlte Fabrikarbeiter, außerhalb der Arbeitsstunden seine volle Freiheit hat, dadurch sich leicht und gern auf die liederliche Seite neigt; überdem vernichtet die Industrie durch viele große Fabriken und durch volle Gewerbefreiheit offenbar den ganzen wahlhabenden Mittelstand, dadurch den Bürger- und Bauernstand, die Grundsäulen des Staates; das Vermögen wird ganz anders vertheilt; während einige wenige Fabrikherren sich ungemein bereichern, verarmen viele Hunderte, verfallen leicht dem Proletariate, aber wenige Reiche vermögen lange nicht die Last zu tragen, als viele Wohlhabende. Wie alle Gewerbe war sonst auch die Bierbrauerei in Halle beschränkt, es gab vielleicht 500 Braugerechtigkeiten, die eine ziemlich sichere Rente abwarfen, und wie Grundstücke zur Hypothek gestellt werden konnten, die Vortheile des Bierbrauens vertheilten sich daher unter sehr viele Personen, auch berücksichtigte man das Bedürfniß aller Abnehmer, der Armen und Reichen. Jetzo, bei unbeschränkter Gewerbefreiheit, sind jene hypothekarischen Sicherheiten verloren gegangen. Der Nutzen, der sich sonst unter Hunderte vertheilte, den ziehen jetzo sehr wenige, aber das Bier ist nicht wohlfeiler geworden und das große Publikum hat wohl nichts gewonnen. Die allgemeine Wohlhabenheit des Mittel- und Bürgerstandes scheint mir in meiner Vaterstadt ziemlich in demselben Maße abgenommen zu haben, als die Industrie

zugenommen hat, mit der sich die Armuth gleichmäßig vermehrte. So scheint mir die Industrie auch ihre große Schattenseite zu haben, und große, außerordentliche Lasten zu tragen, wie z. B. 1806 und 1813, würde jetzo vielleicht der Bürgerschaft schwerer fallen, wie damals.

In England — dem meerumflossenen — wo die Ehrfurcht für die herrschende Dynastie auf das tiefste wurzelt, wo die Aristokratie fast allen Grundbesitz in unbeweglichen Familien-Gütern hat, wo sie noch mächtiger und reicher auftritt als die Industrie, wo die Flotten alle Meere bedecken, da sind die Verhältnisse anders, als bei uns, da wohl kann sich neben dieser Aristokratie die Industrie frei entwickeln, wenn sie nur nicht mit ihrer Idee der allgemeinen Nivellirung und Gleichheit zur Herrschaft kommt, nicht allen Grundbesitz mobilisirt. Würde die dortige conservative Aristocratie vernichtet, käme die Industrie und das Bürgerthum mit Freiheit und Gleichheit zur Herrschaft, so dürfte bald wohl Englands letzte Stütze gefallen sein, und die Pflege der Revolutionärs aller Länder kann nur saure Früchte tragen.

Der junge Mann, der erfährt, wie er mit jedem Jahre körperliche und geistige Fortschritte macht, der in der Schule lernt, wie so rasch manche Völker durch Revolution und durch das Abstreifen alter Fesseln und Einrichtungen vorgeschritten, zu großer Macht und Berühmtheit gekommen sind, der giebt sich meist gern der Idee für stete, freie Entwickelung des Volkes hin, will nie rastenden Fortschritt, erkennt die Inconvenienz des Bestehenden, ohne zu bedenken, wie durch Beseitigung des zu Recht Bestehenden neue, wohl größere Inconvenienzen bedingt werden, und ich muß frei gestehen, wie auch mir seiner Zeit solche Ideen und Wünsche nicht fremd waren, wie auch ich zur liberalen Richtung mich in der Jugend hinneigte. Ist aber der Körper erst ganz ausgebildet, so bleibt der Mensch in den gegebenen Schranken stehen, wächst nicht weiter, selbst die Entwikkelung des Geistes hat ihre Schranken, die wohl nicht überschritten werden können, und man begreift dann leicht, wie auch eine unbegrenzte bürgerliche, staatliche, industrielle Entwickelung eine Unmöglichkeit sein wird, jeder errungene Fortschritt, jede Vernichtung alter Rechte, auch seine großen Nachtheile, seine bösen Folgen hat, die oft freilich erst in späterer Zeit zu Tage treten. Viele große Fabriken und eine unbegrenzte Gewerbefreiheit, die wir der französischen Revolution entlehnten, bringen gewiß manche Vortheile, aber — wie mir scheint, noch viel größere Nachtheile.

Hat man durch Geschichte und eigene Erfahrung gesehen, wohin diese liberalen Ideen, die gänzliche Vernichtung alter Rechte und Institutionen führen, stets geführt haben und führen müssen, sieht man ihre klaren, unabweislichen Folgen in sehr großen Nachtheilen gegen kleine Vortheile, so betrachtet der gereifte Mann die Verhältnisse anders als der Jüngling.

Wir in Teutschland, in Preußen und in Halle haben in der jüngsten Zeit so große Fortschritte im Liberalismus und der Destruction alles Bestehenden gemacht, daß die Folgen wirklich keine erfreulichen sein möchten. Wollen wir nicht schnell der Revolution, sowie einem sichern, ob frühern oder spätern Untergange unter fremder Despotie entgegen gehen, so müssen wir auf dem betretenen Wege nicht allein inne halten, wir müssen — glaube ich — rückwärts schreiten und ich habe mich ganz der conservativen Partei, der Reaction angeschlossen, freilich nur in meinem Innern; thätig eingreifen kann ich nicht, wegen meines Alters, mag ich auch nicht, weil mir die Fähigkeit zur freien Rede abgeht, auf die sehr viel jetzt ankommt. Allgemein erkennt man an, daß für uns die erbliche Monarchie die zweckmäßigste Regierungsform ist, diese aber ist auf die Dynastie, auf die Familie, nicht auf die Individualität basirt, wodurch eben das conservative Princip repräsentirt wird. Eine solche dynastische, conservative Regierung kann kaum wohl anders gesichert sein, als wenn das dynastische, conservative Princip auch in den andern Regionen des Staates Geltung erhält und vielfache Wurzel faßt, die den Hauptstamm stützen. Der Herrscherfamilie muß wohl ein auch in der Familie wurzelnder Geburtsadel zur Seite stehen, hervorgegangen aus alten Familien mit Familienbesitz, der am sichrsten wieder gestützt werden dürfte durch Familienbesitz des Bauern- oder Bürgerstandes. Das conservative Element im Staate, welches etwas Stabiles, Festes, nicht ein stets Wechselndes will, kann seinem Wesen nach wohl nur auf etwas Stabilerem als die bloße Individualität basirt sein, und das ist gewiß die Familie, zusammengehalten durch Familienbesitz. Das Familienwesen im Adel-, Bauern- und Bürgerstande mehr zu stärken und zu begründen, als zu vernichten, scheint mir ein nothwendiges Fundament für einen conservativen Staat.

Der ganz mobilisirte und stets getheilte, ganz zersplitterte Grundbesitz im Staate, dürfte ein großes Uebel sein, der Familienbesitz, durch welchen stets Ein wohlhabendes Glied der Familie

erhalten wird, ist für den Staat gewiß von großem Nutzen. In dem adligen Stande, findet er sich in den fideikommissarischen Gütern, deren Aufhebung ein großer Mißgriff, ein schreiendes Unrecht wäre. Die großen Bauerngüter hatten bisher, wenn auch nicht gesetzlich, doch thatsächlich meist eine ähnliche Eigenschaft, da das Gut nicht getheilt, sondern in der Regel einem Kinde übergeben wurde, welches den andern Geschwistern eine verhältnißmäßig nur geringe Summe herauszahlte; diese großen, eigentlichen Bauern bildeten eine Art von bäuerlichem Adel, der dem Staate gewiß höchst nützlich und nöthig war, dessen Vernichtung wohl sehr zu beklagen sein dürfte. Auch das frühere Patriciat, der Bürger-Adel in den Städten, mag seine sehr gute Seite gehabt haben, wenigstens erscheinen das Kopfzahlregiment und das büreaukratische Element auch nicht als makellos.

Die staatlichen Elemente, die man jetzo nur auf die Individualität zu basiren sucht, waren früher mehr auf die Familie fundirt, aber indem man in der liberalen Partei dahin strebt diese Basis ganz zu vernichten, so kann ich in diesem Streben kein Glück für den Staat finden, glaube vielmehr, daß die Durchführung dieses Individualitäts- oder Freiheits-Principes zur Vernichtung des Wohlstandes und zur Despotie führen muß.

Weil ich von den vorgelegten Ideen beseelt bin, Sinn habe für Familienwesen und Familienleben, trieb es mich, die Feder zu ergreifen, um die Nachrichten über unsere Familie zu sammeln, niederzuschreiben und zu erhalten, sie spätern Geschlechtern zu übergeben.

Halle a. d. S.

Buchdruckerei von Otto Hendel.





